ÉRÂN

DAS LAND ZWISCHEN DEM INDUS UND TIGRIS

VON

Dr. **FRIEDRICH SPIEGEL.**

ÉRÂN

DAS LAND ZWISCHEN DEM INDUS UND TIGRIS.

BEITRÄGE ZUR KENNTNISS DES LANDES UND SEINER GESCHICHTE

VON

DR. FRIEDRICH SPIEGEL.

BERLIN,
FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG
(HARRWITZ UND GOSSMANN)
1863.

Vorrede.

Die vorliegenden Skizzen über êrânische Zustände, welche man hier zu einem Buche vereint findet, sind zum gröfsten Theile schon früher im Drucke erschienen. Sie entstanden zunächst aus einem persönlichen Bedürfnisse: indem ich es für nöthig erachtete, mich bei meinen Studien über das Avesta nicht blofs mit der Grammatik und dem Lexikon der verschiedenen êrânischen Dialekte, sondern auch mit der Beschaffenheit des Landes und den Zuständen seiner Bewohner in verschiedenen Zeiten bekannt zu machen. Für ein solches Studium bot das vortreffliche Werk Ritter's eine erwünschte Grundlage; aber manche wichtige Detailforschung war von neueren Reisenden seit dem Erscheinen dieses Werkes bekannt gemacht worden und mufste zur Vervollständigung des Bildes nachgetragen werden. Den Gesammteindruck, der sich mir aus dem Studium verschiedenartiger Quellen über das Leben und Treiben einer einzelnen Provinz ergab, fafste ich immer in eine dieser Skizzen über die einzelnen Ländergebiete Erâns zusammen und diese sind sämmtlich in der Zeitschrift „Ausland" in den Jahren 1858—1863 erschienen. Die Herren Verleger dieses Buches glaubten, dafs es nützlich sein möchte, diese Skizzen zusammen zu drucken und durch einige neue abzurunden, und ich entsprach ihrem Wunsche um so lieber, als es mir geboten schien, auch nach dieser Seite hin positive Anschauungen über die Zustände Erâns nach Kräften verbreiten zu helfen. Dafs ich vor dem Wiederabdrucke bemüht gewesen bin, zu verbessern und zu vervollständigen, namentlich neue wichtige Entdeckungen nachzutragen, wird der Leser an verschiedenen Stellen finden. Vollständigkeit liefs sich natürlich nicht erreichen, ohne den skizzenhaften Charakter zu verwischen und so das Buch zu etwas ganz Anderem zu machen, als es ursprünglich sein sollte.

Aufser den Betrachtungen über die einzelnen Theile des Landes enthält das Buch noch eine Anzahl andere über politische oder culturhistorische Verhältnisse, welche die ganze êrânische Nation un-

mittelbar oder in ihren Folgen betreffen. Auch von diesen sind die meisten schon in der genannten Zeitschrift gedruckt worden, so die Abhandlung über „Dejokes und die Anfänge der medischen Herrschaft" (Ausland 1858 nr. 47), über „die Regierung des Darius nach den Keilinschriften" (ibid. nr. 46) und über „die culturhistorische Stellung des alten Erân" (ibid. 1860 nr. 17—21). Der Aufsatz über „Avesta und Veda" erschien ursprünglich ebendaselbst (Jahrg. 1862 nr. 43), ist aber für dieses Buch so gänzlich umgearbeitet worden, dafs er füglich für eine ganz neue Arbeit gelten kann. Die Abhandlungen „über Avesta und Genesis", so wie „zur neueren Geschichte des Parsismus" sind neu hinzugekommen. Die Abhandlung „über die érânische Stammverfassung" erschien zuerst in den Abhandlungen der K. Bayer. Academie der Wissenschaften Bd. VIII, 3. Abth. Dankend mufs ich anerkennen, dafs sowohl die genannte Akademie als auch Redaktion und Verleger des Auslandes bereitwilligst den Wiederabdruck dieser Abhandlungen gestattet haben.

Ueber die Grundsätze, welche mich bei der Bearbeitung des mir vorliegenden Stoffes geleitet haben, brauche ich nur Weniges mehr beizufügen. Meine Absicht war, mich möglichst auf érânischen Standpunkt zu stellen und von diesem aus die Schicksale dieses Landes zu betrachten. Die einheimischen Quellen: die Inschriften der Könige der Achämeniden, die Bücher des Avesta und das Königsbuch Firdôsi's, waren die Grundlage, auf welche ich mich vornehmlich stützte; daran schlossen sich die Berichte der Griechen, namentlich des mit den érânischen Quellen so wohl stimmenden Herodot, die ich mir immer in das Erânische zurück zu übersetzen trachtete. Es scheint mir vor allem geboten, das individuelle Wesen der Erânier genau kennen zu lernen, ehe man über die Beziehungen derselben zu anderen Völkern urtheilen kann.

Fr. Spiegel.

Inhalt.

Susiana.

Wir können nach den grofsen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte nicht mehr bezweifeln, dafs die mächtigen Handelsstädte am Euphrat und Tigris: Ninive und Babylon, zugleich die Sitze einer alten Cultur waren, deren Ursprung und Verlauf zur Zeit aber noch in ein tiefes Dunkel gehüllt ist. Dafs diese Cultur aber nicht blofs an ihren Sitzen blieb, dafs sie auch in weiterem Umkreise sich verbreitete, nicht nur bei den stammverwandten Völkern im Westen, sondern auch bei den noch ungebildeten fremden Stämmen im Osten, davon haben wir schon jetzt genügende Beweise in den Händen. Am leichtesten mufs diese östliche Ausbreitung vom Süden des babylonischen Landes in das benachbarte Susiana von statten gegangen sein. Unter verschiedenen Namen, als Susis oder Susiana bei den Alten, als Uwadscha oder Khuzistân bei den eingebornen Persern, erscheint diese Provinz von den ältesten bis in die neuere Zeit herab als bedeutend. Wichtige geographische und ethnographische Probleme knüpfen sich an sie, theils begonnene, theils zu hoffende Nachgrabungen in den Ruinen, versprechen zu der endlichen Lösung dieser Aufgabe beizutragen.

Die nur wenig aus dem Meere hervorragenden Niederungen, in denen der Euphrat wie der Tigris seinen Lauf beendet, ziehen sich noch östlich von diesen beiden Flüssen fort und zeigen uns dort im wesentlichen gleiche Erscheinungen. Wie in Babylonien, so hängt auch dort die Fruchtbarkeit der sandigen Ebene ganz von der Bewässerung ab, und diese mufs, da die natürliche nicht

ausreicht, künstlich ersetzt werden. Der Fleiſs der Bewohner hat auch da die zum Meere oder zum Tigris eilenden Flüsse mit zahlreichen Canälen zerspalten; wo diese durch Krieg oder sonstiges Unglück in Verfall gerathen, da vermindert sich der Ertrag der Felder, und bald wird zur Wüste, was vorher bebaut war. Doch besteht dieses Land nicht ganz aus solchen Ebenen, wie das westlich gelegene Babylonien. Während die südliche Ebene mit der babylonischen in unmittelbarer Verbindung steht, schlieſsen sich die Berge des Nordens, die eine Höhe von 8- bis 10,000 Fuſs haben, an das Zagrosgebirge und die ganze Bergkette an, welche überall das êrânische Hochland von den westlichen Niederungen trennt. Es zerfällt demnach Susiana in Hochland und Tiefland.

Der allgemeine Charakter des Hochlandes von Susiana ist leicht zu beschreiben. Die Gebirge ziehen von Kirmânschâh bis gegen Schirâz in südöstlicher Richtung. Eigentlich sind es die äussersten westlichen Ausläufer des Gebirges, welches von Segestân an in vielen Ketten nach Westen streicht und das die Êrânier Arparçîn nennen. Ihr äuſserer Anblick ist mehr der von welligen Hügeln, sie sind nur selten zackig, aber mitunter von bedeutender Höhe, mehrere mit ewigem Schnee bedeckt. Zwischen diesen Gebirgskämmen liegen fruchtbare Thäler, wohl bewässert und des Anbaues in hohem Grade fähig. Der Boden ist sehr reich, trägt Gerste und Korn und gute Weide für Schafe und Rinder. Die Eiche (Bellût) ist der gewöhnliche Baum auf den Bergen, Nuſsbäume, Feigen, Weinstöcke finden sich in den mehr gesicherten Lagen der Thäler. Die Berge sind der Sommeraufenthalt der Luren, im Winter ziehen sich diese in die Thäler zurück. Die Quellen aller der bedeutenden Flüsse des Landes sind in diesem Hochlande zu finden; von da aus werden die weiten Ebenen bewässert, welche die Perser Arabistân nennen, und die sich von der Gränze Persiens in einer ununterbrochenen niedrigen Ebene bis an den Tigris, Schatt-el-Arab und die See erstrecken. Die Beschaffenheit des Landes, namentlich des südlichen Theiles, giebt den Flüssen eine noch gröſsere Wichtigkeit, als sie in andern Gegenden besitzen, und es ist nöthig, ihren Lauf, den wir noch nicht sehr lange genauer kennen, etwas ausführlicher zu verfolgen. Der wichtigste unter den Strömen des Landes ist der Karun, wie

er nach arabischer Aussprache heifst, in der Sprache der Bakhtiaris aber Kuran genannt wird [1]). Er entspringt in den Bergen von Zarda-kuh (d. i. den gelben Bergen) aus sehr reichen Quellen, und ist schon von seinen ursprünglichen Quellen an ein bedeutender Flufs. Nur wenig entfernt auf der andern Seite des Zarda-kuh entspringt der Zende-rud, der Flufs von Ispahân. Nachdem der Karun verschiedene kleinere Gewässer in sich aufgenommen hat, vereinigt er sich mit seinem Hauptzuflusse, dem Abi-Bors, einige Meilen oberhalb Susan. Der Abi-Bors ist ein nicht minder bedeutender Strom als der Karun selbst, breit und reifsend bahnt er sich den Weg durch verschiedene Engpässe, er ist nur an wenigen Stellen, und selbst da mit Schwierigkeit und nur im Herbste zu passiren. Nach seiner Vereinigung mit dem Abi-Bors setzt der Karun seinen Lauf als ein breiter und reifsender Strom durch das Bergland fort. Er wird ruhiger, nachdem er in die Ebene eingetreten ist, und würde schiffbar sein, wenn nicht ein Damm bei Schuster es den Schiffen unmöglich machte, stromaufwärts vorzudringen. Bei Schuster theilt sich der Strom in zwei Arme, die sich jedoch nach einem Laufe von 30 (engl.) Meilen bei Bendi-qir wieder vereinigen. Der östliche Arm heifst Abi-Gargar und fliefst in einem milchweifsen Strome durch einen künstlichen Canal, der westliche Arm ist das eigentliche Flufsbett, er wird Shutaït genannt, sein Wasser ist röthlich, und er ist reifsender als der östliche Strom.

Bei Bendi-qir, wo die beiden Arme des Karun sich wieder vereinigen, nimmt dieser auch den zweiten bedeutenderen Strom des Landes, den Dizful, in sich auf [2]). Es entspringt dieser Flufs nordwestlich von der Stadt Burudschird. Nur wenige Bäche münden in diesen Flufs bei seinem Laufe durch die Berge, kein Strom von Bedeutung. Ungefähr 5 (engl.) Meilen oberhalb der Stadt Dizful fliefst der bedeutendste Nebenstrom, der auf unsern Karten gewöhnlich Balad-rud heifst, aber richtiger Bâlâ-rûd (der obere Flufs) genannt wird, in den Dizful. Dieser Strom ist im Sommer sehr unbedeutend, aber äufserst wild und gefährlich im Winter.

[1]) Cf. Layard, Description of the Province of Khuzistan, Journal of The Royal Geographical Society XVI, 50 flg.

[2]) Layard l. c. p. 56.

Nach der Aufnahme des Bala-rud wendet sich der Dizful gegen Südosten und fliefst nach unzähligen Krümmungen in den Karun. Als ein weiterer Strom, den der Dizful vor seiner Vereinigung mit dem Karun aufnimmt, wäre der Schâpur oder Schaur zu nennen [1]). Er entspringt bei dem Dorfe Kaleh Hadschi Ali in der Ebene, nicht weit vom Kerkhah, sein Bett ist schmal und tief, der Lauf sehr träge. Nur wenig von seinem Wasser erreicht den Dizful, da sein eigentliches Flufsbett durch eine Menge künstlicher Canäle zur Bewässerung der Felder ganz trocken gelegt wird. Das Wasser des Dizful ist dunkel, die Farbe des westlichen Armes des Karun röthlich, es dauert eine Zeitlang bis das Wasser mit dem weifsen des Abi-Gargar sich einigt, zuletzt aber behält die schmutzig-rothe Farbe die Oberhand. Die so vereinigten Flüsse strömen nun ohne weitern Aufenthalt dem Meere zu. Nur eine Reihe ven Sandsteinklippen setzt bei der Stadt Ahwaz quer über den Flufs, ein künstlicher Damm verstärkt sie noch und hindert den Durchgang der Schiffe. Der natürliche Weg des Karun führt gerade ins Meer, ein künstlicher Arm, der Haffar heifst, bringt aber jetzt einen grofsen Theil seines Wassers in den Schatt-el-Arab.

Nach dem Karun gebührt die nächste Stelle unter den Flüssen Susiana's dem Dscherrahi. Der östlichste Arm dieses Flusses entspringt bei Bebehân, nördlich oder nordöstlich von dieser Stadt in der bergigen Gegend Serhad-Tschenâr [2]). Er fliefst an Deh-Dasht vorüber, ungefähr 26 engl. Meilen weit in den Bergen, durchbricht den Engpafs Teng-i-tek-âb (Schnellwasser) und eröffnet sich einen breiteren Weg gerade oberhalb der Ruinen von Arredschan, und heifst in diesem oberen Laufe der Kurdistânflufs. Er nimmt den aus verschiedenen kleineren Strömen entstandenen Mogherflufs auf, den Namen Dscherrahi aber nimmt er erst an, nachdem er sich mit dem Abi-Ala vereinigt hat. Durch niedrige Sandhügel hindurch bahnt er sich seinen Weg in die Ebene Ram-Hormuz, wo er nahe bei dem Dorfe Kaleh-Scheikh den Abi-Ramuz aufnimmt, einen bedeutenden Strom, aus dem

[1]) Layard l. c. p. 56.

[2]) Cf. Bode travels in Luristan and Arabistan I, 341. 376. 388. 398. Layard l. c. p. 66 flg.

Zusammenflusse des Abi-Ala und Abi-Zard gebildet. Beide Nebenflüsse kommen von den Mungaschtbergen. In dieser Vereinigung strömt nun der Dscherrahi durch die Niederungen weiter, dem Meere zu, aber nur ein Arm desselben erreicht es, der andere ergiefst sein Wasser in den Karun. Unzählige künstliche Canäle entziehen dem Flusse sein Wasser. In seinem oberen Laufe hat der Flufs bewaldete Ufer, weiterhin hört das Gesträuch auf, und an seinem untern Laufe bedecken Moräste und Schilfwaldungen seine Ufer bis zur Mündung. Weniger wichtig ist der Kerkhah, der seinem Laufe nach gleichfalls zu Susiana gehört. Er entspringt in den Gebirgen unweit Kirmânschâh [1]), tritt nicht weit westlich von Dizful in die Ebene ein und ergiefst sich in den Schatt-el-Arab. Der Kerkhah entsteht aus verschiedenen bedeutenden Strömen, die ihren Ursprung in den Distrikten von Nehavend, Hamadân, Kirmânschâh und Ardelân haben, er hat in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen, bei Kirmânschâh heifst er Karasu, weiter unten Gamâsâb und erst in der Nähe der Ruinen von Susa führt er den Namen Kerkhah (Bode trav. II, 275). Sein Wasser ist durch seine Reinheit sehr berühmt, unterhalb Hawiza nimmt er jedoch viel stagnirendes Wasser aus den Ebenen in sich auf. Als Gränzflufs Susiana's ist endlich der Zohreh zu nennen, der auf den Karten gewöhnlich Tab genannt wird. Er entsteht aus zwei Quellenflüssen, Abi-Shur und Abi-Shirin, die sich etwa 2 Farasangen von Zeitun vereinigen. Dieser Strom hat sehr viel Wasser, aber da er sich in viele Arme theilt, so kann er nur bis zum Dorfe Hindian beschifft werden. Er ergiefst sich in das Meer [2]). Andere, weniger bedeutende Flüsse übergehen wir.

Das Klima ist, der Beschaffenheit des Landes gemäfs, ein doppeltes. In den Höhen ist es kühl und luftig, in den Ebenen drückend heifs. Hier wird schon im Mai die Vegetation von der Hitze versengt, und diese hält dann 9 Monate lang in so hohem Grade an, dafs es nicht ganz unwahrscheinlich ist, was Strabo berichtet, dafs selbst Schlangen und Eidechsen zur Mittagszeit

[1]) Layard l. c. p. 65.
[2]) Layard l. c. p. 69.

nicht über die Wege kriechen könnten, ohne verbrannt zu werden. Im Anfang des Januar aber fängt bereits das Gras an zu sprießen und wächst dann mit unglaublicher Schnelligkeit und in großer Fülle. Wo aber nicht die künstliche Bewässerung nachhilft, ist bald nach dem Eintreten der heißen Jahreszeit alles in Wüste verwandelt. Bei richtiger Cultur des Bodens jedoch sind namentlich die Ebenen sehr fruchtbar. Zur Zeit, als Strabo schrieb, trug Gerste und Weizen dort hundertfältig, zuweilen sogar zweihundertfältig; in den Zeiten des Chalifats war die Gegend reich an Baumwolle, Reis und Korn, so wie an Datteln und allen Arten von Obst, nur die Wallnüsse fehlten dort. Vorzüglichen Ruhm aber hatten im Mittelalter die Zuckerplantagen Susiana's, denn namentlich in der Gegend von Ahwaz gedieh das Zuckerrohr vortrefflich.

Aus dem Tieflande von Susiana führen verschiedene Wege auf das Hochland hinauf und von da weiter nach den Hauptstädten Erâns — nach Ispâhân, nach Teherân oder dem alten Ragha, nach Schiras und dem alten Persepolis. Von der Stadt Dizful führen die Wege zunächst nach Chorremâbâd, der Hauptstadt Kleinluristâns, und von da weiter nach Hamadân und Teherân. Von den drei Wegen, die von Dizful nach Chorremâbâd führen [1], geht der kürzeste gerade nördlich und führt in vier starken Tagreisen über die höchsten Erhebungen Luristâns. Von dem Orte Kirâb oder Kilâb an, der nördlich von Dizful liegt, bis ganz in die Nähe von Chorremâbâd findet man keinen bewohnten Ort [2]. Die erste der hohen Bergketten, die man zu übersteigen hat, heißt Bi-âb, d. i. wasserlos, weil man dort in der That kein anderes Wasser findet, als das, was von zerschmolzenem Schnee herrührt. Von der Höhe dieser Kette erblickt man eine unzählbare Menge von Bergen, so chaotisch durcheinander gewürfelt, daß es zuerst unmöglich scheint, die Ketten zu finden, denen sie angehören; es gelang jedoch Rawlinson drei Reihen (Bi-âb, Anâra-rûd und Kal-Aspad) zu ermitteln, welche sich an die Berge von Kaïlun und Kirki anschließen und mit ihnen die

[1]) Cf. Rawlinson, Journ. of the R. Geogr. Soc. IX, 93.

[2]) Rawlinson l. c. p. 97.

äufserste Kette des Zagros bilden. Die zweite Kette heifst Kuhi-gird oder Rundberg, die dritte Kuhi Haftâd-pehlu (siebzigseitiger Berg). Ein zweiter Weg geht von Kirâb anfangs mehr westlich, übersteigt dann östlich die Kaïlun-Kette und mündet bei Dehliz in die Hauptkette ein. Ein dritter [1]) endlich führt noch mehr nordwestlich nach Dschoider, dann nordöstlich über den Kashgânflufs (einen Zuflufs des Kerkhah) nach Chorremâbâd. Von dem durch seine Ruinen bekannten Orte Mâl-Amir führt eine prachtvolle Strafse nordwärts nach Ispahân, sie heifst die Strafse der Atabego, weil sie von den Fürsten dieses Namens gebaut sein soll, wahrscheinlich aber ist sie älter [2]). Auch sie geht über hohe Berge, die an den steilsten Stellen durch künstliche Stufen zugänglich gemacht sind. Obwohl der Weg jetzt an vielen Stellen verfallen ist, so ist er im Allgemeinen immer noch besser, als die viel später erbaute ähnliche Strafse, welche Schah Abbâs in Masanderân anlegen liefs. — Auch zwischen Bebehân und Ispahân besteht ein, wiewohl schwieriger, Verbindungsweg durch die Berge, der früher eine Hauptstrafse gewesen zu sein scheint [3]). Von Schuster nach Bebehân führen drei Strafsen und von da drei weitere nach Schirâs [4]). Die grofse Communicationslinie, welche im Alterthum auf der Westseite Susiana mit Medien verband (cf. Diodor XIX, 2), hat Rawlinson unwiderleglich nachgewiesen. Sie führte am Fufse des Zagros hin, innerhalb der Thäler, welche durch Bergreihen, die den höheren Gebirgen parallel laufen, von den Ebenen Assyriens geschieden werden. Hier wohnten die Elymäer, und die Ebene von Arioch (cf. Judith 1, 6) glaubt Rawlinson in der nach den mittelalterlichen Geographen bekannten Stadt Ariudschan (cf. Yaqut bei Barbier de Meynard, Dictionnaire géographique, historique et literaire de la Perse p. 29) nachweisen zu können. Hier ist auch das Land Messabatice zu suchen, welches Strabo als einen Theil von Ely-

[1]) C. de Bode travels II, 213. 246. 250.

[2]) Bode I, 325 flg. II, 36 flg. Rawlinson l. c. p. 83 hält diesen Weg für den von Strabo beschriebenen, der von Gabiana durch Elymais nach Susiana führte.

[3]) Bode l. c. I, 303.

[4]) Bode I, 232 not. I, 189.

[5]) Rawlinson l. c. p. 46 flg.

maea nennt, noch im Mittelalter nannte man die Gegend Mâh-Sabâdân (Yaqut l. c. p. 29, 334). Der Weg durch diese Gegend entspricht vollkommen den Angaben Diodors, es ist ein Umweg, der die Reise bis auf 40 Tagemärsche ausdehnt, aber er ist mit allem für ein Heer Nöthigen reichlich versehen und war namentlich im Alterthume, wo die Heere Wagen in Menge mit sich führten, den directen Wegen durch die Berge weit vorzuziehen.

Ein so gesegnetes Land, an den Gränzen zweier Culturvölker gelegen, mufste bald die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; wir finden es darum auch schon sehr früh in der Geschichte hervortreten. Auch die classischen Autoren haben öfter Gelegenheit, diese Provinz zu nennen, und mehrere derselben, wie Plinius, Strabo u. A., haben uns sogar Beschreibungen hinterlassen. Man sollte glauben, dafs man an der Hand der genauen Localbeschreibungen, die wir Rawlinson und vorzüglich Layard verdanken, leicht sich auch in den Namen und Beschreibungen der älteren Zeit werde zurechtfinden können. Diefs ist jedoch keineswegs der Fall, es ist aber leicht zu erklären, warum die ältere Geographie Susiana's bis jetzt ein so dunkles Gebiet geblieben ist und wahrscheinlich auch bleiben wird [1]). Die Schuld an vielen Dunkelheiten trägt die Natur des Landes selbst. Der Lauf der Ströme im Tieflande ist wenig sicher, und geringfügige Ursachen reichen hin, einem bedeutenden Flusse eine ganz andere Richtung zu geben. So ergofs sich der Karun z. B. noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in zwei Armen ins Meer; einer dieser Arme ist jetzt nicht nur ausgetrocknet, sondern selbst die Spuren des früheren Flufsbettes sind verschwunden. Der Dizful ergiefst sich jetzt in den Karun, nach einer Ueberlieferung der Einwohner jedoch soll er früher in den Kerkhah gefallen sein, und die Möglichkeit wenigstens ist nicht abzustreiten. So mag denn auch seit Strabo's Zeit manche Veränderung im Stromlaufe vorgegangen sein, von der die Geschichte uns nichts meldet. Zu läugnen ist auch nicht, dafs mancher Irrthum der Autoren selbst zur Vergröfserung der Verwirrung beigetragen haben mag,

[1]) Der Gegenstand ist zu verwickelt, als dafs wir hier auf denselben eingehen könnten. Ich verweise auf Rawlinson l. c. p. 84 flg. Layard p. 91 flg. Loftus l. c. p. 423 flg. und Mengken in Jahn's Jahrb. 1862 p. 545—556.

denn aufser Herodot hat keiner das Land selbst besucht. Den Choaspes hält man ziemlich allgemein für den heutigen Kerkhah, an ihm oder auch am Euläus lassen die Alten Susa liegen. Für den Euläus der Alten hielt man lange den Karun, weil kein anderer Flufs dort in der Nähe vorbeifliefst. Jetzt hat indefs Loftus [1]) nach genauen Untersuchungen an Ort und Stelle gefunden, dafs der Kerkhah — also der frühere Choaspes — sich früher oberhalb Susa, bei einem Orte, der Pai-pul genannt wird, in zwei Arme theilte; der östliche Arm flofs 2 engl. Meilen östlich von Susa vorüber und nahm den Schâpur bei dem Orte Umm-el-Ummera in sich auf und flofs dann bei Ahwaz in den Karun. Dieses östliche Flufsbett ist jetzt ausgetrocknet, aber noch sehr wohl sichtbar. Es führt dasselbe bei den Arabern den Namen Shatt-atiq (der alte Strom) und ist an den Stellen, wo Loftus dasselbe untersuchte, etwa 900 Fufs breit und 12 bis 20 Fufs tief. Zahlreiche Canäle sind früher von ihm ausgegangen. Durch die Entdeckung dieses alten Flufsbettes werden allerdings manche Zweifel in den Berichten der Alten gelöst. Curtius läfst den Alexander auf seinem Wege von Babylon nach Susa den Choaspes überschreiten, Strabo führt ihn auf dem Wege von Susa nach Persepolis wieder über den Choaspes, dann über den Kopratas (den Dizful). Diefs ist nur möglich, wenn der Choaspes zwei Arme hatte. Wenn nun dieses alte Flufsbett des Kerkhah höchst wahrscheinlich der Euläus der Alten und der Ulai des Buches Daniel ist [2]), so mufs man dagegen zugeben, dafs die Orientalen einen andern Flufs mit diesem Namen benannten. Der Bundehesch nennt einen Flufs Qrei, und Qrei ist, wie jeder Kenner des Altpersischen zugeben wird, lautlich mit Ulai identisch. Dieser Qrei kann aber kein anderer Flufs sein, als der Karun. Er hat nach dem Bundehesch seine Quelle von Ispahân, geht nach Khuzistân hinüber und fällt in den Tigris. In Ispahân nennen sie ihn Meçrkâ (cf. Windischmann, Zoroastrische Studien p. 98). Diese Beschreibung pafst meines Erachtens blofs auf den Karun. Hamadân liegt zu weit von Ispahân,

---

[1]) Loftus, Travels and Researches in Chaldaea and Susiana p. 424.

[2]) Dagegen siehe jetzt Mengken l. c. p. 547.

als dafs man glauben könnte, es sei der Kerkhah gemeint, wie Windischmann a. a. O. thut. Der Oroatis oder Arosis ist wahrscheinlich der Zohreh, obwohl man neuerdings auch diefs bezweifelt hat; der Hedyphon ist ganz zweifelhaft.

An die ethnographischen Verhältnisse Susiana's in der alten Zeit knüpft sich ein bedeutendes Interesse, doch auch hier sind sehr verwickelte Fragen erst zu beantworten, ehe wir zur Klarheit gelangen. Am besten beginnen wir mit der Darstellung der jetzigen Völkerverhältnisse in Susiana, über die wir sehr genau unterrichtet sind, sie sind auch lehrreich für die ältere Zeit. Auch in ethnographischer Beziehung finden wir denselben Unterschied zwischen Hochland und Tiefland, wie in der Geographie. Die Bergvölker, die sich von der Umgegend von Kirmânschâh bis in die Nähe von Schirâz erstrecken, sind unter dem Namen der Luren bekannt. Wie alle êrânischen Stämme zerfallen sie in Unterabtheilungen, diese wieder in noch kleinere, die alle gesonderte Namen tragen, bis zu den einzelnen Familien hinab [1]. Die Luren theilen sich also zuerst in Stämme: nämlich die Feili, die Bakhtiari, Kuhgelu und Maamaseni. Von diesen zerfallen die Feilis wieder in zwei Abtheilungen: die Pish-kuh und die Pushti-kuh (d. h. die vor, und die hinter dem Berge wohnen). Die Pish-kuh theilen sich wieder in vier Tribus, jede Tribus in viele Unterabtheilungen. Ein gemeinsames Haupt haben sie nicht, aber an der Spitze jeder Tribus, sowie jeder Unterabtheilung steht ein besonderer Häuptling. Alle vier Tribus sind gewöhnlich in Fehde unter einander. Die Pushti-kuh haben neben dieser Stammeintheilung noch einen Wali oder ein gemeinsames Oberhaupt. Das Land, welches die Feilis einnehmen, heifst Lurikutschik (das Land der kleinen Luren). Südöstlich von den Feilis wohnen die Bakhtiaris, die mit den Kuhgelus und Maamaseni zusammen Luri-Buzurg, d. i. Grofsluristan bilden. Die nördliche Gränze der Bakhtiarigegend ist der Flufs Dizful, die südliche eine Linie von Deh-yur in der Ebene Ram Hormuz bis Felat, unweit Kumescha. Oestlich wohnen sie von der Stadt

[1]) Genaue Nachrichten bei Bode, Travels II, 61 flg.; 269 flg. und Layard l. c. p. 4 flg.

Burudschird bis zwei Tagroison von Ispahân; westlich in dem Hügellande, welches den obern Theil der Ebene von Dizful und Ram Hormuz ausmacht. Vier Häuptlinge, die gewöhnlich unter sich im Kriege sind, beherrschen sie. Ihre beiden Hauptabtheilungen sind die Haft-lang und die Tschahar-lang. Andere Stämme, die mit ihnen zusammen wohnen: die Dinaruni, Dschanniki Garmsir und Dschanniki Sardsir gelten als unterworfen, ebenso die Gunduzlu, ein ursprünglich türkischer Stamm. Nur die Binduni gelten für frei und werden sogar von den Bakhtiaris als die Aboriginer angesehen, die schon vor ihnon die Gogend bewohnten. Die Kuhgelus betrachten sich als ein von den Bakhtiaris gosonderter Stamm. Sio wohnen im Süden dos Thales Moi Davud bis nach Bascht, einem Dorfe zwischen Bebehan und Schiraz. Sie werden nicht zu Susiana gerechnet und stohen jetzt unter dem Gouverneur von Fars. An das Gebiet der Kuhgelus stöfst das der Maamasoni (cf. unton). Sie sind berüchtigt durch ihre Räubereien. Der Sprache nach gehören alle diese Gebirgsbewohnor ohne Frage zum êrânischen Sprachstamme [1]). Am wenigsten ist die Sprache der Feilis bekannt, doch setzt das kurze Wörterverzeichnifs, das Rich gegeben hat [2]), diese Thatsache aufser Zweifel. Die Bakhtiaris unterscheiden sich in mancher Hinsicht von don Feilis, ihre Spracho ist dem Persischen ähnlicher, und dio Angehörigen dieser beiden Stämme können sich nur mit Mühe verstehen. Auch die Religion ist verschieden, die Feilis gehöron zu der fanatischen Secte der Ali-Illahis, dio Bakhtiari aber nicht. Die Gunduzlu sind, wie gesagt, ein türkischer Stamm, der ursprünglich zu den Afschar gehörte, aber sie haben sich nicht rein erhalten. Namentlich viele arabische Familien sind in sie aufgenommen, und wenn auch unter ihnen das Türkische allgemein verstanden wird, so sind doch das Arabische und Persischo die gewöhnlichen Umgangssprachen.

Wenn also die Bevölkerung des Hochlandes dem êrânischen Stamme angehört, so haben sich dagegen die Semiten in den Ebenen behauptet, welche überall ihre eigentliche Heimath bil-

[1]) Rawlinson l. c. IX, 105. Layard l. c. 6.

[2]) Rich, Narrative of a residence in Kurdistan I, 394—398.

den. In diesen Ebenen liegen auch die beiden bedeutendsten Städte des Landes: Schuster und Dizful, die den Mittelpunkt des Handels bilden, aber heutzutage nicht mehr so blühend sind, wie ehedem. Sie sind berüchtigt durch den Schmutz und die bigotte Denkweise ihrer Einwohner. Die Ebenen, in welchen diese Städte liegen, durchziehen die Anafiya-Araber und die Beni Kethir, letztere aus den Trümmern verschiedener arabischer Stämme zusammengesetzt. Die wichtigste Stelle aber unter den Bewohnern der Ebene nehmen die Schab-Araber ein. Ihre Gränze erstreckt sich von Wais, im Süden von Schuster am Karun bis Khalfabad, einem Dorfe am Dscherrahi und von da weiter über die Hügel von Zeitun bis an den Zohreh im Osten und bis an das Meer im Süden. Sie stehen unter einem Häuptlinge und sind keine ursprünglichen Bewohner der Gegend, sie kamen von Westen und verdrängten theils mit List, theils mit Gewalt die Afschar, die früheren Bewohner jener Gegend. Die Schab haben durch Mischheirathen mit Persern ihren arabischen Charakter vielfach verloren. Die Beni Lam wohnen eigentlich jenseits des Tigris, kommen aber so oft in die Ebenen Susiana's herüber und erstrecken nach Umständen ihre Streifzüge selbst bis in die Nähe von Schuster, daſs man sie füglich auch unter die Bewohner dieser Provinz rechnen kann [1]).

Die Einwohner Susiana's zerfallen demnach jetzt in zwei, und, wenn wir die geringe Anzahl der Gunduzlu mit in Rechnung bringen, in drei Classen: Luren, Semiten und Türken. Die Völkerverhältnisse im Alterthum dürften auch nicht viel anders gewesen sein. Die Elamäer, welche die Alten als Bewohner eines Theiles von Susiana nennen, dürfen wir gewiſs zu den Semiten zählen, da Elam in der Genesis zu den semitischen Völkerstämmen gerechnet wird. Die wilden Uxier in den Gebirgen, die selbst dem Perserkönige den Gehorsam verweigerten und von ihm Zoll verlangten, wenn er durch ihr Land passiren wollte, dürften zu den éranischen Stämmen zu zählen sein. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daſs noch ein drittes Völkergeschlecht verschiedenen Stammes in einem der Bezirke Susiana's

[1]) Cf. Layard l. c. p. 31 flg.

wohnte, und das Bekanntwerden der Keilinschriften hat nicht wenig dazu beigetragen, dieser Ansicht Gewicht zu geben. Es ist nämlich aufgefallen, dafs gerade dieses Land in jedem Zweige der Keilinschriften einen verschiedenen Namen führt, während die übrigen aufgeführten Länder gleiche Namen zeigen. Die Perser nennen das Land Uwadscha, die babylonischen Inschriften Elam, die zweite (früher medisch, jetzt scythisch genannte) Keilschriftgattung aber Afarti. Dafs gerade diese Provinz drei Namen führt, mag entweder daher kommen, dafs jedes der verschiedenen Völker das ganze Land nur nach dem ihm zunächst gelegenen Theil benannte, wie Niebuhr meint, oder auch, dafs das Land von drei verschiedenen Völkerschaften bewohnt war. Diese letztere Ansicht ist es, welche Norris zuerst aufgestellt hat [1]) und welche von den Erklärern der Keilinschriften ziemlich allgemein angenommen ist. Das Volk, welches die Sprache der zweiten Keilschriftgattung sprach, die weder dem indogermanischen, noch dem semitischen Sprachstamm beigezählt werden kann, soll nach der Ansicht des eben genannten englischen Gelehrten in Susiana gewohnt haben. Der Name, mit welchem sich dieses Volk selbst bezeichnete, wäre demnach Afarti gewesen, und diesen hält Norris wieder mit dem der Amarder bei den Alten für identisch. Die Amarder nennt Plinius als einen Stamm an der Gränze von Medien und Elymais, und sagt (Hist. Nat. VI, 19) ausdrücklich, dafs sie scythischer Abkunft seien. Aber auch andere Gründe, die nicht aus den Keilinschriften entnommen sind, sprechen für die Annahme einer fremdartigen Bevölkerung in Susiana aufser der indogermanischen und semitischen. Schon die Genesis nennt Nimrod einen Kuschiten, und griechische Berichte sprechen von Aethiopiern in den Euphrat- und Tigrisländern. Susa galt schon bei Herodot als eine Gründung Memnons, und der Name des östlich von Babylon gelegenen Landes Kissia (nach anderer Lesart gar Kyssia) klingt deutlich an Kusch an [2]). So vereinigt sich denn alles, um auch in alter Zeit der Provinz Susiana eine dreifache Bevölkerung zuzuschreiben.

[1]) Cf. Norris, Journ. of the As. Soc. of Gr. Britain and Ireland XV, 4 und Niebuhrs Geschichte Assurs und Babels p. 392 flg.

[2]) Cf. Knobel, Die Völkertafel der Genesis p. 249 flg.

Es scheint auf den ersten Anblick ziemlich gleichgültig, ob in diesem südwestlichen Winkel des persischen Reiches ehemals auch eine kuschitische Bevölkerung gewohnt habe oder nicht. Aber, wenn wir näher zusehen, so finden wir, daſs es für die Culturgeschichte der ältesten Völker Asiens kaum eine wichtigere und verhängniſsvollere Frage geben kann, als die eben behandelte ethnographische. Die anarische Keilschrift ist älter als die érânische und auch höchst wahrscheinlich nicht von einem semitischen Volk erfunden. Wir müssen also bei dem Volke, welches die Sprache der zweiten Keilschriftgattung redete und bei seinen Verwandten die erste Entstehung der Keilschrift und wahrscheinlich der ganzen hier einschlägigen Cultur suchen. Wie umfassend die Folgerungen sind, die sich daraus ziehen lassen, davon hat Rawlinson in seiner gewiſs weit über das Ziel hinausgehenden Abhandlung über die älteste Geschichte Babyloniens ein lehrreiches Beispiel gegeben. Es handelt sich nun zunächst darum, die Herkunft dieser gewöhnlich „scythisch" genannten Völkerschicht näher zu bestimmen, denn der Name scythisch ist viel zu allgemein. Am nächsten läge es, an ägyptische Colonieen zu denken, da die Genesis den Nimrod einen Kuschiten nennt und die Verbindung, in die Herodot den Memnon mit Susa setzt, gleichfalls auf Aegypten hinzuweisen scheint. Indessen die Sprache der Inschriften bestätigt bis jetzt diese Ansicht eben nicht. Man könnte ferner vermuthen, diese fremde Bevölkerung stehe mit dem südindischen Sprachstamm in Verbindung. Noch heutzutage wohnen Abkömmlinge jenes Stammes, die Brahui, mit den Belutschen zusammen; es wäre leicht möglich, daſs dieser Stamm sich in alter Zeit weiter bis in das südliche Persien erstreckt hätte. Endlich ist auch die Möglichkeit nicht abzustreiten, daſs ein jetzt ausgestorbener Sprachstamm in alten Zeiten in jenen Gegenden lebenskräftige Glieder gehabt haben könne.

Doch wir dürfen nicht vergessen, daſs die Annahme einer scythischen Bevölkerung in Susiana, wenn auch wahrscheinlich, doch immer nur eine Hypothese ist, für die uns innerhalb der historischen Zeit die Beweise mangeln. Das Zusammentreffen des Namens Afarti mit Amardi ist zwar merkwürdig genug, aber ein schlagender Beweis ist es nicht. Wir haben kein Zeugniſs, daſs

die Afarti wirklich die Sprache der zweiten Keilinschrift gesprochen haben, keinen Beweis, daſs diese gerade in Susiana zu Hause gewesen sei. Einen Umstand könnte man sogar dagegen anführen. Darius nennt im Verlaufe seiner Inschrift einige Orte, mit dem Zusatz, daſs sie in Armenien liegen. Dieser Zusatz fehlt in der zweiten Keilinschrift [1]), und ich kann mir kaum einen andern Grund denken, als daſs eben die Lage dieser Ortschaften bekannt war. Ist diese Vermuthung richtig, so wäre jenes Volk eher in der Nähe Armeniens zu suchen. Ferner, wenn es sich wirklich herausstellen sollte, daſs die Sprache dieser Inschrift dem türkisch-tatarischen Sprachstamm angehörte, wie jetzt gewöhnlich angenommen wird, so wäre es unwahrscheinlich zu nennen, daſs Völker dieses Sprachgeschlechtes bereits in so früher Zeit so tief südlich, wie Susiana, vorgedrungen seien. Doch was man auch sagen mag, der Beweis für eine solche Sprachverwandtschaft ist bis jetzt keineswegs mit der Strenge geführt, wie man heutzutage von sprachwissenschaftlichen Beweisen verlangen muſs. Die Annahme einer türkisch-tatarischen Bevölkerung in Susiana und überhaupt in ganz Erân bereits zur Zeit der Assyrer, welche neuerdings besonders M. v. Niebuhr zu begründen versucht hat, darf bis jetzt noch als sehr problematisch gelten.

Welchem Stamm nun aber auch die früheren Bewohner von Susiana angehört haben mögen, gewiſs ist, daſs sie sich bald in eine geordnete Staatsgemeinschaft zusammengeschlossen haben. Neben Babylon und neben Assyrien blühte das Reich, wiewohl meist in sehr bescheidenen Gränzen; einzelne Eroberungen, namentlich gegen Osten hin, mögen gemacht worden sein. Schon zur Zeit Abrahams bekriegt der König Kedorlaomer von Elam, in Verbindung mit andern Königen, die Bewohner des Thales Siddim, weil diese mit ihrem Tribut im Rückstand geblieben waren. Nach den assyrischen Keilinschriften begann Sennaherib in seinem ersten Regierungsjahre seine Kriegsthaten mit einem Zuge gegen den König von Susiana, den Rawlinson Merodach Baladan, dessen Residenz aber Kar-Dunyas nennt. Er schlug denselben, wahrscheinlich in der Nähe von Warka, und nöthigte

[1]) Norris l. c. p. 112.

ihn zur Flucht; diese suchte der König von Susiana zu Wasser zu bewerkstelligen, seine Schiffe retteten ihn von gänzlichem Untergang. Seine Fahnen und Kriegswagen, seine Pferde und Kamele, kurz sein ganzes Gepäck fiel in die Hände der siegreichen Assyrer [1]). Zur Zeit der Blüthe des assyrischen Reiches stand Snsiana natürlich meistentheils unter assyrischer Oberhoheit; nachdem die Perser die Herrschaft an sich gerissen hatten, dehnten sie dieselbe alsbald auch über das benachbarte Susiana aus. Aber noch unter Darius scheint der Gedanke an Unabhängigkeit bei den Susianern lebendig gewesen zu sein, denn dieser Fürst hatte dort zwei Empörungen niederzukämpfen. Der eine dieser Empörer war Athrina, der Sohn Upadarmas, der zweite hiefs eigentlich Martiya, nannte sich aber Imanis [2]). Obwohl beide Männer Anspruch darauf machen, Könige von Susiana zu heifsen, so macht doch keiner geltend, aus dem susianischen Königsstamm zu sein, wie diefs doch bei babylonischen, medischen und persischen Empörern stets der Fall ist. Beide Empörungen wurden schnell wieder gedämpft und Susiana blieb dauernd dem persischen Reiche einverleibt, die Achämeniden schlugen sogar ihre Sommerresidenz da auf; sie führt den Namen Susa und tritt von da ab mehr in der Geschichte hervor, als das Land selbst. Daniel und das Buch Esther kennen diese Stadt als persische Residenz, und Plinius (H. N. VI, 27) behauptet, sie sei von Darius gegründet worden. Auch Herodot nennt sie als eine der persischen Residenzen. Von da aus unternahm Xerxes seinen Zug nach Griechenland, dahin wurden die geraubten Schätze von Delphi und Athen gebracht. In den Feldzügen Alexanders wird Susa mehrfach erwähnt, nach der Schlacht bei Arbela marschirte der König von Macedonien dahin und fand dort die Schätze des Perserkönigs: 1000 Talente Silber und ungeheure Massen von Purpur, welcher an Kostbarkeit den edlen Metallen gleich geachtet wurde. Noch unter den Parthern und beim Beginn der arabischen Eroberungen hatte Susa einen Namen, dort hielt sich Hormosan gegen die Macht der Chalifen, bis ein Verräther den

[1]) Rawlinson: Outlines of Assyrian history from the inscriptions of Nineveh p. XXX.

[2]) Inschrift v. Behistun Col. I, 72 flg. II, 8 flg.

Arabern einen geheimen Weg zeigte, um in die Festung zu gelangen. Erst mit dem siebenten Jahrhundert verschwindet die Stadt vollständig aus der Geschichte.

Es ist begreiflich, dafs in diesem Lande, welches so lange eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte Asiens gespielt hat, manche Denkmale aus alter Zeit sich erhalten haben. Der räuberische, unzuverlässige Charakter der Einwohner hat jedoch lange an der Besichtigung derselben gehindert, und erst in den letzten Jahrzehnten haben wir ausführlichere Nachrichten über sie erhalten. Wir verdanken diese zum Theil denselben Männern, die auch auf den Gebieten von Ninive und Babylon so Grofses geleistet haben: Rawlinson und Layard, dann v. Bode und Loftus. Der zuletzt genannte Reisende [1]) hat noch in der jüngsten Zeit dort werthvolle Entdeckungen zu machen Gelegenheit gehabt. Er hat namentlich den wichtigsten Ruinen Susiana's, denen von Susa, seine Aufmerksamkeit geschenkt. Diese liegen in einer Ebene zwischen den beiden Flüssen Kerkhah und Dizful. Dort nähern sich diese beiden Ströme nach ihrem Eintritte in die Ebene bis auf $2\frac{1}{4}$ engl. Meilen, gehen dann aber wieder auseinander. Gerade in jener Verengung des Thales liegt Susa $\frac{3}{4}$ engl. Meilen vom Kerkhab, $1\frac{1}{2}$ vom Dizful entfernt. Am östlichen Ende der Ruinen steht das Grabmal des Propheten Daniel, ein neueres Gebäude, am Ufer des schmalen und tiefen Schâpur. Der Raum, den die Ruinen einnehmen, beträgt etwa $3\frac{1}{4}$ engl. Meilen im Umkreise, sie bedecken, wenn man auch die kleineren Ruinenhügel einrechnen will, die ganze Ebene östlich vom Schâpur; auf der Westseite dieses Flusses giebt es keine Ruinen. Die höchste Erhebung dieser Ruinen ist gegen Norden und beträgt 119 Fufs über dem Schâpur. In der Mitte des Trümmerhügels bemerkt man eine bedeutende Senkung — wahrscheinlich ein Hof. Auf der Südwestseite wurde ein Stein mit Keilschrift gefunden, auf welchem Rawlinson den Namen des Königs Susra gelesen hat. Auch die späteren Nachgrabungen förderten noch verschiedene Steine mit Inschriften zu Tage, aber der Sprache und Schrift nach verschieden und in dem Dialekte geschrieben, welchen Oppert den

[1]) Loftus: Travels and Researches in Chaldaea and Susiana p. 342 flg.

späteren susischen genannt hat. Diese späteren susischen Urkunden gehören zu den dunkelsten Partieen der Keilschriftforschung. Andere merkwürdige Ueberreste, die hier gefunden wurden, sind Stücke von Alabastervasen, die den Namen des Xerxes tragen. Die Höhe dieser Ruine und ihre ganze Lage macht es wahrscheinlich, daſs sie früher die berühmte Burg von Susa gewesen sei. Westlich von der Citadelle und durch einen groſsen Graben von ihr getrennt, liegt eine groſse Terrasse mit der höchsten Erhebung (etwa 70 Fuſs) gegen Süden gewendet, während gegen Norden und Osten die Erhebung nicht mehr als 40 bis 50 Fuſs beträgt. Ein dritter Hügel endlich liegt gegen Norden, und gegen Osten hin sind mehrere zerstreute kleinere Hügel sichtbar, sie scheinen die Lage der Stadt zu bezeichnen. Von Mauern ist keine Spur vorhanden, obwohl Strabo deren erwähnt. Die ersten Nachgrabungen lieſs Loftus in dem Hügel anstellen, welchen er für die Citadelle ansieht, aber ohne weiter einen bedeutenden Fund zu machen, auſser den schon oben genannten Inschriften. Glücklicher jedoch war er in dem nördlichen Hügel, dort fand er die Reste einer Säulenhalle, welche ganz so, wie die zu Persepolis gewesen sein muſs. Die Säulen scheinen sogar noch eleganter gewesen zu sein, als dort, aber die Burg ist gründlich zerstört, und wir müssen uns erst aus den einzelnen Trümmern wieder ein Bild des Ganzen zu machen suchen. Am Fuſse mehrerer dieser Säulen befanden sich Inschriften, wie gewöhnlich bei den Achämeniden in drei Sprachen eingehauen; leider sind sie zumeist zerstört, nur die Inschrift in der zweiten Sprache ist an einer Stelle vollständig erhalten, von der altpersischen nur ein Fragment, dem die gerade sehr wichtigen letzten Zeilen fehlen. Norris hat diese Inschriften bekannt gemacht, sie rühren von Artaxerxes II. her und besagten, daſs dieser König eine Statue der Anâhita oder Anaïtis aufgestellt habe. Daſs das Gebäude zu dem Cultus der Anaïtis in irgend einem Verhältnisse gestanden haben müsse, sieht man auch daraus, daſs an einer anderen Stelle der Ruinen eine Anzahl Terracottafiguren dieser Gottheit aufgefunden wurden. Diese Statuetten sind für die genauere Kenntniſs des Cultus der Göttin von Wichtigkeit: sie stellen dieselbe nackt dar mit den beiden Händen unter der

Brust. Weitere Ergebnisse haben die Nachgrabungen in Susa bis jetzt nicht gehabt, in der südwestlichen Ecke fand sich ein anderes Gebäude, aber aus der Zeit der Seleuciden.

Andere merkwürdige Denkmale finden sich in Mal-Amir, wir verdanken Layard und v. Bode die Kenntnifs derselben. Mal-Amir ist ein Bergthal im Bakhtiarigebiete, von allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen, die überall fast senkrecht sich aus der Ebene erheben. Das Monument, von dem wir sprechen, liegt in einer Schlucht, Kul-Faraun [1]), und scheint die eine Seite eines Altars oder Gebäudes gewesen zu sein. An fünf verschiedenen Stellen zeigen sich Basreliefs, zusammen etwa 340 Personen. Die am meisten hervortretende Gruppe ist ziemlich hoch am Berge angebracht, doch kann man leicht zu ihr gelangen. Es ist ein ziemlich grofses Basrelief, bestehend aus etwa 10 Figuren, über die eine lange Keilinschrift hinwegläuft, welche vollkommen gut erhalten ist. Die Hauptfigur steht fast in der Mitte und stellt wahrscheinlich einen Priester vor. Er ist in lange Kleider gehüllt, die ihm bis zu den Knöcheln herabreichen, prachtvoll verziert und mit Fransen versehen sind. Sein Bart ist gekräuselt und reicht bis auf die Brust herab, das Gesicht ist aber — wie das der übrigen Figuren — absichtlich verstümmelt worden. Diese Figur ist etwa 4 Fufs hoch, hinter ihr stehen zwei kleinere, nicht ganz 2 Fufs hohe Personen über einander, die erste trägt eine kurze Tunica, ein weites Gewand fällt von den Schultern bis auf die Knöchel herab. In der rechten Hand hält sie einen Bogen. Die andere Person hat ein reich verziertes Gewand, das bis zu den Knöcheln herabfällt, ein Gürtel bindet es in der Mitte. Die Arme sind über die Brust gefaltet, wie die der gröfseren Figur, und der Bart ist gleichfalls lang und gekräuselt. Vor der Hauptfigur stehen sieben kleinere, andere Figuren haben Musikinstrumente, wieder eine andere Figur fängt eben eine Gazelle, andere bringen ein Opfer dar u. s. w. Die meisten dieser Figuren haben kleine Inschriften in Keilschriften, die getrennt von der gröfseren Keilinschrift sind, welche 24 Zeilen in einer der complicirten Keilschriftarten enthält und quer durch die ganze

[1]) Layard l. c. p. 75 flg.; v. Bode: Travels II, p. 30 flg.

Tafel läuft, ohne sich um die Figuren zu kümmern. Die Länge der Tafel beträgt 5 Fuſs 6 Zoll, die Höhe etwa 4 Fuſs. Andere Sculpturen haben mehr gelitten. Ein dreieckiger Block ist ganz mit Sculpturen bedeckt, die Hauptfigur ist aber zu sehr verstümmelt, um erkannt zu werdon; hinter ihr stehen vier Reihen von Figuren, in der ersten und vierten sind 19, in den beiden mittleren 16 Figuren aufgestellt. Wieder eine andere Stelle enthält 113 Figuren, darunter den König auf seinem Throne sitzend, aber das Ganze ist sehr beschädigt und die Einzelnheiten kann man nur mit Mühe noch erkennen.

In derselben Ebene, gegen Osten, ist eine kleine Tafol, gleichfalls aus der alten Zeit, welche 6 Figuren enthält. Der Monarch sitzt auf einem Throne, fünf Gefangene mit gebundenen Händen stehen vor ihm. Der Einfluſs der Witterung hat dieser Tafel sehr geschadet, eine Inschrift mag früher vorhanden gewesen sein, jetzt ist keine Spur mehr von einer solchen vorhanden.

Im Süden der Ebene Mal-Amir befindet sich eine Höhle, innerhalb dieser Höhle ist eine natürliche Vertiefuug, an beiden Seiten derselben sind Sculpturen. Die Figur auf der rechten Seite hat ein langes Kleid, das bis zu den Knöcheln reicht, die Arme sind gefaltet, der Kopfputz gleicht dem der Magier. Die andere Figur hat bloſs ein kurzes, bis an die Kniee gehendes Gewand, die Arme sind erhoben und zum Gebet gefaltet, der Kopfputz ist dem der andern Figur ähnlich. Beide Figuren sind von übernatürlicher Gröſse und sehr gut ausgeführt. Eine beinahe ganz gut erhaltene Inschrift, 36 Zeilen in complicirten Charakteren, befindet sich zur Linken der zuerst beschriebenen Figur, auf dem Anzuge der Figuren sind auch noch Reste von Inschriften. Auf der entgegengesetzten Seite der Höhle, hoch oben in den Felsen, sind noch zwei Tafeln. Die erste enthält drei groſse und zwei kleine Figuren: die erste auf der linken Seite ist nur etwa halb so groſs, wie die übrigen, und stellt wahrscheinlich ein Kind vor, das Kloid ist lang, die Arme sind auf der Brust gefaltet. Die zweite Figur, etwa 4 Fuſs hoch, stellt einen alten Mann im langen Kleide, die Arme ausgestreckt und die Finger ausgespreizt, vor. Die dritte und vierte Figur haben die Hände gefaltet. Dio vierte Figur ist an Gröſse der ersten gleich, aber

das Kleid ist kurz. Die fünfte Figur stellt wahrscheinlich eine Frau vor, die rechte Hand hält sie erhoben, ihr Kleid ist lang und der Kopfputz fällt wie ein Sack hinter dem Haupte hinab. Die zweite Tafel enthält drei Figuren: die erste hat die Hände vor der Brust, eine kurze Tunica und einen Kopfputz wie die kleineren Figuren auf der ersten Tafel, der Bart ist auch hier lang und gekräuselt; die zweite Figur ist ein Kind; die dritte wieder eine Frau. Auch auf den Kleidern dieser Figuren sind Ueberreste von Keilinschriften sichtbar. Die Sculpturen sind kühn und gut ausgeführt.

Susiana ist aufserdem noch reich an alten Denkmalen, wenigstens nach Angaben von Eingebornen, viele aber sind noch keinem Europäer zu Gesicht gekommen. Auch die Zeit der Sasaniden hat hier viele Denkmale hinterlassen, die einer gröfseren Beachtung und genaueren Verzeichnung wohl werth sind. Ihnen gehören wahrscheinlich auch die Ruinen von Susan im oberen Karunthale, wo Rawlinson sogar das ächte alte Susa suchen wollte. Diese Ansicht ist nun wohl kaum mehr haltbar, doch suchte Layard bei einem zweimaligen Besuch in Susan vergeblich nach Inschriften. Jedenfalls sind uns aber in dieser Gegend viele werthvolle Denkmale erhalten, die sich in Zukunft noch wichtig erweisen werden für die älteste Geschichte der Menschheit.

Medien.

I.

Um zu einem genauen Verständnisse der éranischen Verhältnisse, selbst in den älteren Zeiten gelangen zu können, ist vor allem die Thatsache fest zu halten, dafs das gemeinschaftliche Band, das ganz Erân umschlang und zu einem Ganzen vereinigte, ein ungemein loses war, und dafs jede Provinz ihre eigene, gesonderte Geschichte und ihre eigenthümliche Gliederung besafs, an der sie unverrückbar festhielt. So grofs war die Zähigkeit, mit der man die alten Sitten und Gebräuche bewahrte, dafs alle politischen Stürme, welche den Gesammtstaat erschütterten, auf das innere Leben der Stämme nur sehr geringen Einflufs übten, und dieses darum zum Theil bis auf den heutigen Tag unverändert sich erhalten hat. Dieses innere Leben war aber fast bei jedem einzelnen Stamme ein anderes, indem die localen Verhältnisse der Provinz selbst, die verschiedenen Classen der Bewohner, endlich die angränzenden Völker eine Mannichfaltigkeit der Interessen und Zustände herbeiführten, welche eine gesonderte Betrachtung jeder Provinz nothwendig macht.

Wir haben es unternommen, eine der südlichsten Provinzen des éranischen Reiches, die Provinz Susiana, einer gesonderten Betrachtung zu unterwerfen. Wir wollen nun versuchen, eine andere Provinz, und zwar eine der unzweifelhaft wichtigsten Landschaften in ähnlicher Weise zu besprechen. Wie Susiana, ist sie an die westliche Gränze des éranischen Landesgebietes vorgeschoben und hat daher von Altersher viele Beziehungen zu dem Westen gehabt. Die Natur des éranischen Landes überhaupt und Mediens insbesondere ist schroff von dem Westen geschieden. Das Land der Erânier ist vorzugsweise ein gebirgiges, während dagegen die Semiten im Westen grofse Ebenen bewohnen. Aber dieser Uebergang von den Ebenen Syriens und Mesopotamiens in das medische Hochland ist kein schroffer und plötzlicher. Man begegnet im

Osten des Tigris zuerst den Hamrinbergen, die von mäfsiger Höhe und kahl sind, sie bilden den ächten Gränzwall der Wüste. Hat man die Hamrinberge erstiegen, so tritt man in das südliche Kurdistân ein. Es ist indefs nicht eine fortlaufende Hochebene, die wir hier finden; zahlreiche Flüfschen haben tiefere Einschnitte gemacht, man findet selbst gröfsere Thäler mit namhaften Ortschaften; in diesen Vorbergen trifft man häufig auf Naphthaquellen. Weiter gegen Osten erhebt sich dann ein neuer Gebirgszug, der Karadagh (Schwarzberg) genannt wird und sich gegen Nordwesten zieht, hinter ihm liegen die höheren Kurkur-Ajmir- und Avromanberge. Zwischen diesen beiden Bergreihen, dem Karadagh im Westen, und den Ajmir- und Avromanbergen im Osten, liegen noch mehrere anmuthige und geschichtlich bedeutende Thäler, wie das Thal von Schehrizor (Siazuros bei den Byzantinern), südlich davon die kleine Ebene Semiram, welche die Natur selbst zu einer Veste von bedeutender Stärke gestaltet hat. Erst hinter den genannten Bergen liegt der hohe Schahu, der Zagros, das eigentliche Scheidegebirge, das die Meder und Elymäer von den Assyrern und Babyloniern trennt. Hat man aber nun diese Gebirge überstiegen, so kommt man in ein wasserreiches Hochland mit lieblichen Alpenthälern, an letzteren ist namentlich der Norden Mediens reich. Zahlreiche Ströme verdanken diesem medischen Hochlande ihre Entstehung, mehrere derselben haben sich durch die Gebirge ihren Weg in die westlichen Ebenen zu bahnen gewufst und strömen dem Tigris zu. Fast alle die östlichen Zuflüsse des Tigrisflusses gehören in ihrem oberen Laufe dem medischen Hochlande an, ihr Stromgebiet, das noch, als Ritter seine Geographie Erâns schrieb, in vielen Punkten dunkel und unerforscht war, ist jetzt durch die Reisen Ainsworth's, Rawlinson's und Layard's ziemlich genau bekannt. Zu den bedeutendsten Zuflüssen des Tigris gehört der Diala, der Delas oder Sillas der Alten, von diesem Strom führte eine der bekanntesten Handelsstrafsen der alten Welt in den Osten. Der Diala entspringt in Sangur, südlich von der Kurdenstadt Senna (dem Sintha der Alten); wenn man von Senna nach Kirmânschâh gelangen will, so mufs man diesen Flufs durchsetzen. Unzählige Gebirgsbäche vermehren die Menge seines Wassers, das sich durch die Eng-

pässe von Darna (die schon dem Ptolemäus unter diesem Namen bekannt sind) den Ausgang in die Ebene verschafft. Nach seinem Eintritt in die Ebene erhält der Fluſs noch bedeutende Zuflüsse, darunter den Holvanfluſs unweit Chanikin. Erst nach der Aufnahme des zuletzt genannten Flusses erhält der Strom den Namen Diala, früher heiſst er Abi Schirvan. Längs des Holvanflusses führt die bedeutendste Straſse nach Medien, der einzige für Handelskarawanen brauchbare Weg in dieser Gegend. Zwei andere Pfade führen noch über die Berge nach Kirmânschâh, aber Rawlinson, der sie begangen hat, versichert, dieselben seien so beschwerlich, daſs man niemals habe daran denken können, sie für den gröſseren Verkehr zu benützen. Weit unbedeutender als der Diala ist der zweite, mehr gegen Norden gelegene Strom, der Adhem oder Adheim, der Physcon der Alten. Der Adheim wird aus drei kleinen Flüſschen, dem Kerkuk, Touk und Tozkhurmetli, gebildet, er verdankt seine Wasser ganz den Vorbergen; und der ohnehin unbedeutende Bestand seines Wassers wird noch durch häufige Abzugscanäle vermindert, so daſs namentlich in der heiſsen Jahreszeit sein Bett oft ganz trocken liegt. Bedeutend sind wieder die beiden noch übrigen Abflüsse des Zagros nach Westen. Der kleine Zab entspringt in dem Thal von Legvin, unweit Soudsch-Bulak, von da flieſst er in die angränzende Ebene Lahidschan und vereinigt sich mit mehreren Gebirgsbächen, die von dem Theile des Zagros niederströmen, den man dort die Kandilberge nennt, er bewässert den District Serdascht und bahnt sich dann seinen Weg in die assyrische Ebene. Die Gebirgsgegenden an den oberen Ufern dieses Flusses gehören zu den rauhesten des Zagrosgebirges, die Bewohner desselben zu den wildesten und ungastlichsten, daher die lange Unbekanntschaft mit seinem Laufe. Nicht viel besser war es noch vor kurzem mit dem Stromgebiete des groſsen Zab, des Lycus der Alten, bestellt, dessen Lauf ein viel längerer ist. Auch dieser Strom windet sich etwa 50 geographische Meilen weit durch die wildesten Wald- und Berggegenden, in welchen fanatische Kurden mit dem noch übrigen schwachen Reste der syrischen Nestorianer vermischt wohnen. An dem untersten Laufe dieses Flusses, wo derselbe schon in die Vorberge eingetreten ist, liegt die berühmte Stadt

Arbela, zum Theil von Kurden, zum Theil von Semiten bewohnt.

Das Hochland, welches im Osten und Nordosten des Zagrosgebirges liegt, ist ein weites Alpenland, von vielen Bergzügen durchschnitten, welche ihre Gewässer in die beiden Seen entsenden, von denen der eine im Lande selbst, der andere dicht an seinen Gränzen liegt. Unter den einzelnen Bergketten dieses Alpenlandes ist namentlich der Sahend bei Maragha (7976 Fuſs) und der noch höhere Savellan (12,197 Fuſs) zu nennen. Von den beiden Seen ist der Urmiasee der kleinere, er ist nicht sehr tief, sein Wasser ist salzig, und darum hat man ihn, da ihm jeder Abfluſs fehlt, unterirdisch mit dem Meere verbunden gedacht. Der See ist schon in der êrânischen Sagengeschichte bedeutend, aber der Name Urmia ist neu, selbst die älteren Muhamedaner kennen ihn noch unter seinem alten Namen, wenn auch in verdorbener Form: sie nennen ihn bald den See von Khadschent (خجنت), bald Khandschest (خنجست) [1]), es sollte Tschetschest (چيچست) heiſsen, denn Caecaçta ist sein alter, schon im Avesta vorkommender Name, in ihm hat sich der Sage nach der Turanische König Afrasiab nach seiner Besiegung durch Khai Khosru zu verbergen gesucht, wurde aber hervorgezogen und getödtet. Viel bedeutender ist der unter dem Namen des kaspischen Meeres bekannte See, dessen Spiegel bekanntlich fast 100 Fuſs unter dem Meere liegt. Ihm werden die reichsten Zuflüsse aus dem nördlichen Medien zugeführt; in das kaspische Meer ergieſst sich einer der bedeutendsten Ströme Mediens: der Kisil Osen oder Amardus der Alten (Amm. Marcell. XXIII, 6, 40. Ptol. VI, 2). Dieser Fluſs entspringt in Kurdistan, unweit Senna, und bildet eigentlich die Gränze zwischen Groſsmedien und Kleinmedien (Ritter VIII, 614), er wendet sich dann nördlich zu der Stadt Miana, wo er den Karangu aufnimmt, der ihm die vom Sahend herabströmenden Gewässer zuführt, und den Schahri

[1]) Urmia schreibt der Araber Jaqut. Cf. Barbier de Meynard, Dict. géographique historique et literaire de la Perse p. 85. Der Name Khadschent findet sich bei Mustaufi (l. c. p. 26 not.), Khandschest bei Firdosi (T. II, 990 ed. Mac.). Masudi nennt ihn Kendevân, vielleicht verderbt aus Kabudân. Dzow Kapoit, der blaue See, heiſst er im Armenischen.

Tschai, der meist aus dem Wasser der Buzguschberge besteht. Von da wendet sich der Strom mehr gegen Osten und erhält eine Menge Zuflüsse zur Rechten und zur Linken, die aus den Talisch- und Taremgebirgen herabströmen. Nach seiner Vereinigung mit dem Schah-rûd bei Mendschil erhält der Kisil-Osen den Namen Sefid-rûd oder der weifse Flufs, erzwingt sich durch den engen Felsenpafs Pul-i-Rudbâr (die Fauces Hyrcaniae der Alten) den Weg durch die Gebirge und fällt bei Rescht in Gélân ins kaspische Meer. Sein ganzer Lauf beträgt 87½ geogr. Meilen. Auf einem weiteren Umwege erreichen andere Gewässer des nördlichen Medien dasselbe Ziel: sie münden nämlich zunächst in den Araxes und vereint mit diesem ins Meer. Alle Flüsse nördlich vom Savellan wenden sich dorthin, denn erst südlich von diesem Bergkegel ist die Wasserscheide, und von dort strömt noch der Karasu nach Norden. — Das Stromgebiet des Urmiasees ist auf die kleineren Flüsse beschränkt, die ihm von Osten, Westen und Süden zuströmen. Der bedeutendste ist wohl ein südlicher Zuflufs, der Dschagatu, der Name ist mongolisch, er soll früher Zerine-rûd, Goldflufs, geheifsen haben (Ritter IX, 805). Er entspringt südlich in den kurdischen Bergen und vereinigt sich im Südwesten von Hisar mit dem Saruk. Bis zu seiner Mündung nimmt er noch unzählige Flüsse und Bäche auf. — Die bedeutenderen nach dem Süden ablaufenden Ströme, der Kerkha und der Dizful gehören nach dem gröfsten Theile ihres Laufes nach Susiana und sind dort von uns besprochen worden.

Die Gränzen des alten Mediens sind uns von Herodot schon im Allgemeinen angegeben worden: im Westen ist es der Zagros, im Osten die caspischen Thore bei Dameghan oder die Provinzen Parthien und Hyrcanien, im Norden das caspische Meer und der Araxes, im Süden die Provinzen Persis und Susiana. Herodot giebt dem Lande einen Umfang von beiläufig 4000 Stadien; er weifs, dafs dasselbe hochgelegen und kalt, aber doch fruchtbar ist und alles Nöthige hervorbringt. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, dafs die Bewohner des Landes selbst sich lange als ein zusammengehöriges Ganze auffafsten, erst mit dem Beginn des Islam scheint diese Auffassung in den Hintergrund getreten zu sein. Früher scheint man das medische Gebiet als ein Ganzes

betrachtet zu haben, später tritt eine Theilung desselben ein, indem man den nördlicheren Theil als Atropatene von dem südlicheren oder Grofsmedien abschied. Diese Trennung soll angeblich aus der Zeit Alexanders des Grofsen herrühren, der einen gewissen Atropates als Statthalter dieser Provinz eingesetzt haben soll. Man hat die Richtigkeit dieser Angabe mehrfach in Zweifel ziehen wollen, mir aber scheint diese Erklärung die wahrscheinlichste zu sein. Atropates oder Atrapes, wie er auch genannt wird, ist das moderne Aderbâd (Feuerherr), ein sehr gewöhnlicher persischer Name. Daraus leiten sich denn die Namen Atropatene oder Aterpatakan, Aderbeidschan, was alles dasselbe ist, folgerichtig ab. Gegen die Bedeutung Feuerland, die man dem Worte Aderbeidschan geben wollte, ist zu bemerken, dafs dadurch nur der erste, nicht aber auch der zweite Theil des Wortes erklärt wird.

Die Natur dieses Hochlandes, und namentlich die Unwegsamkeit des Gränzgebirges gegen Westen erklärt uns, warum Medien nicht eben viel von auswärtigen Eroberern zu leiden hatte, und warum selbst ein so mächtiges Reich wie Assyrien, das doch sein Gebiet ganz nahe an den medischen Gränzen besafs, erst verhältnifsmäfsig spät daran dachte, in Medien Eroberungen zu machen. Ein Zug gegen diese Hochländer wurde durch die wilde und kriegerische, mit jedem Schlupfwinkel vertraute Bevölkerung überaus schwierig gemacht. Aufser den Beschwerden des Eroberungszuges mag auch die Gewifsheit, dafs in diesen Bergen wenig zu holen sei, viel dazu beigetragen haben, die Lust nach einem solchen Zuge zu mindern. Es begreift sich ferner, warum die Einwohner von Ninive gerade gegen die medische Seite hin ihre Stadt besonders zu schützen suchten, ohne dafs ihnen dies auf die Dauer gelang. Ninive lag von den medischen Bergen nicht sehr entfernt, die Meder konnten leicht in ihren Gebirgsthälern sich sammeln und einen Zug ausführen, ehe man noch in der Ebene genügende Kunde von ihrem Vorhaben erhielt. So unwegsam sind indefs diese medischen Berge doch nicht, dafs sie nicht dem Eroberer wie dem Kaufmann einzelne Pässe darbieten sollten, durch welche man in das Innere Mediens dringen kann. Ein solcher Weg findet sich ganz in der Nähe von Ninive, und ver-

band diese Handelsstadt mit dem später zu beschreibenden nördlichen Ekbatana[1]). Dieser Weg führt durch die Ebene nach Arbela, von da über Harir, Rovandiz und Sidak nach Uschnu. Auf diesem Wege reisen noch heute die nestorianischen Geistlichen von Urumia nach Mosul, schon der Kaiser Heraclius ist auf diesem Wege nach Medien vorgedrungen, und dafs er auch in noch höherem Alterthum schon im Gebrauch war, beweisen Keilinschriften, die sich auf der Pafshöhe von Keli-Shin befinden. Am bekanntesten ist aber der schon oben erwähnte Weg, der an dem Holvanflusse nach dem medischen Ekbatana führte, und dessen einzelne Stationen uns Isidor von Charax angegeben hat, die Strafse ist noch heute sehr besucht, wiewohl seit der Auffindung des Seeweges nicht mehr von so grofser Bedeutung wie im Alterthum, die einzelnen Stationen sind mit ziemlicher Sicherheit nachweisbar[2]). Der alte Weg, wie ihn Isidor von Charax beschreibt, ging von Seleucia aus, diese alte Stadt lag nicht sehr entfernt von Bagdad, dem heutigen Ausgangspunkte; darum treffen auch die älteren und neueren Stationen ziemlich nahe zusammen. Man gelangte von Seleucia aus zuerst nach der von Griechen bewohnten Stadt Artemita, deren Ruinen man wahrscheinlich in denen von Kuruster, unweit des Dorfes Bakuba, zu suchen hat; diese sind leider noch nicht genauer beschrieben, doch wissen wir, dafs sie bedeutend sind, und dafs man in ihnen noch deutlich den Lauf der verschiedenen Strafsen erkennen kann. Wie dem auch sei, auf keinen Fall kann Artemita, welche Stadt von dem Dialaflusse durchschnitten wurde, weit von dem heutigen Bakuba entfernt gewesen sein. Artemita lag in der Provinz Apolloniatis, die ungefähr bis zu dem jetzigen Orte Kizil-Robat sich erstreckt haben mag; aus ihr kam man in die Provinz Chalonitis mit der Hauptstadt Chala. Diese eben genannte Stadt will Masson in der Nähe der Ruinen von Kasr-Schirin bestimmen; Rawlinson dagegen behauptet, das alte Chala sei nichts Anderes,

[1]) Rawlinson, Journ. of the R. Geogr. Society X, 22 flg.

[2]) Die ganze Strafse ist von zwei Engländern mit Rücksicht auf die Angaben der Alten genau untersucht und besprochen worden, zuerst von Rawlinson (Journal of the Royal Geographical Society T. IX, 34) und von Masson (Journal of the Royal Asiatic Society T. XII, 97 flg.).

als die im Mittelalter oft genannte Stadt Holvan, und über die Ruinen dieser Stadt können keine Zweifel bestehen, sie sind noch sehr wohl zu erkennen bei Sar Puli Zohab, ungefähr acht englische Meilen von der modernen Stadt Zohab entfernt. Unmittelbar hinter dieser Stadt beginnt das Aufsteigen des Zagrosgebirges und somit die Gränzen Mediens. Auf sehr beschwerlichen Wegen erklimmt man die Höhe des Passes, auf der Paſshöhe selbst liegt das Dorf Kerend, sicher das Karina bei Isidor. In diesem Bergdistricte liegen bloſs Dörfer, keine Stadt, die Bevölkerung lebt meist von Viehzucht. Von da kommt man in die Provinz Cambadene, mit der Hauptstadt Baptana, diese Stadt wird durch das heutige Kirmânschâh repräsentirt, das aber darum nicht gerade auf derselben Stelle zu liegen braucht, wie die ältere Stadt, diese lag wohl näher an den Denkmalen von Behistun, von denen unten die Rede sein wird. Jenseits Behistun hörte die Provinz Cambadene auf, und das obere Medien beginnt. In diesem wird ein Ort Konkobar erwähnt, den man leicht in dem heutigen Kongaver wieder erkennt, und ein Zollhaus Batsigraban [1]). Dieses Zollhaus wird wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Dorfes Sana gewesen sein, dort ist noch heutzutage die Gränze der Districte Kirmânschâh und Hamadân. Von da aus gelangte man dann nach Ekbatana.

Eine dritte Straſse, die im Alterthume von Wichtigkeit war, ist die von Susiana nach Medien. Diodor (XIX, 2) beschreibt dieselbe als durch Messabatika (die heutige Ebene Mâh Sabâdân) führend auf groſsen Umwegen, welche die Reise auf 40 Tagemärsche ausdehnten, die aber stets Gegenden durchkreuzten, wo Fülle von Lebensmitteln zu haben war. Dieser Bericht Diodors ist vollkommen richtig, und der Grund dieser groſsen Umwege leicht einzusehen. Die directe Linie von Susa nach Medien würde das Kerkhathal entlang nach Kirmânschâh oder Khorremâbâd geführt haben, beide Wege sind selbst jetzt für Artillerie äuſserst beschwerlich, sie muſsten im Alterthum für Heere, die nothwendigerweise Transportwagen mit sich führen muſsten, vollkommen unzugänglich sein. Auſser diesem geraden Wege gab es aber dann

[1]) Dieſs ist sicher die einzig richtige Lesart. „Bazi" heiſst schon in den Keilinschriften Tribut, Steuer, und „grab" ist unser greifen, nehmen.

wirklich keine andere Route, als die von Diodor beschriebene durch Messabatika, die nach den Thoren des Zagros und auf die Paſshöhe von Kerend führt (cf. oben p. 7).

Kaum minder wichtig wird wohl die nördlichere Straſse gewesen sein, welche sich jetzt von Maku nach Bajazid und dem Wansee und von da nach Erzerum zieht, es fehlen uns jedoch hierüber die Nachrichten.

Das ziemlich umfangreiche Land zerfiel nun in mehrere Unterabtheilungen, von mehreren, aber schwerlich von allen sind uns Namen erhalten. Wir haben schon Gelegenheit gehabt einen solchen District zu nennen, den man auf der Straſse von Seleucia nach Ekbatana durchwanderte, es ist der District, den die Keilinschriften Kampada, die Alten Cambadene nennen. Noch heute führt die Gegend bei Behistun, am linken Ufer des Kerkha- oder Gamasabflusses den Namen Chamabatan. Eine zweite Gegend, welche die Keilinschriften nennen, ist Nisaya; auch die Alten kennen die nisäischen Felder und die treffliche Pferdezucht daselbst, sind aber über die Gegend, wohin diese Felder zu setzen seien, nichts weniger als einerlei Meinung. Rawlinson glaubt sie in den reichen Weideplätzen von Alischtar und Khawa suchen zu dürfen, die im Nordwesten von Khorremabad auf dem Wege nach Behistun liegen [1]). Eine dritte Provinz in Medien ist Raga, die man leicht in dem Rhagiana der Alten erkennt, und über deren Lage keine Zweifel obwalten können. Zu den Medern muſs auch das Land der Sagartier, der Asagarta der Keilinschriften gezogen werden, obwohl die Keilinschriften ebenso wie die Alten die Sagartier von den Medern abtrennen. Herodot (VII, 84) beschreibt sie als ein érânisches Volk mit érânischer Sprache und mit Gebräuchen zwischen den Persern und Paktyern. Der Hauptort dieses Bezirkes hieſs Arbira, was unzweifelhaft das heutige Arbela ist; es muſs also dieser Stamm seine Herrschaft bis in die Vorberge der assyrischen Ebene erstreckt haben. Auſser diesen gröſseren Bezirken nennen die Keilinschriften und die Alten auch bedeutende Städte und Festungen in Medien. Unter den ersteren steht Ekbatana oder Hangmatana (das ist Versammlungs-

[1]) Rawlinson l. c. IX, 100 flg.

ort) oben an. Dafs dieser Ort an der Stelle des heutigen Hamadân lag, das sogar noch denselben Namen führt, kann jetzt für ziemlich ausgemacht gelten. Die Pracht der Bauwerke, welche namentlich von den ersten medischen Oberkönigen dort aufgeführt wurden, ist von den Alten öfters beschrieben worden, wir wollen hier auf diesen Punkt nicht zurückkommen, weil wir ihn unten behandeln und finden werden, dafs fremder, namentlich babylonischer Einflufs in diesen Bauwerken wahrzunehmen sei. Noch sind die Spuren der alten Stadt nicht vollkommen von der Erde verschwunden. Wie in der Gegend des alten Ninive, so finden sich auch bei Hamadân noch zahlreiche Ruinenhügel, in denen Alterthümer verborgen sind. Nicht alle diese Hügel gehören der ältesten Zeit an, manche derselben gehören erst in die Zeit der Khalifen, aber diese stechen durch ihr ganzes Aussehen von den älteren deutlich ab. Die Nachforschung weniger Tage bei dem Aufenthalt des bekannten englischen Reisenden Morier hat hingereicht, um Münzen, geschnittene Steine und Anderes, meist aus der Zeit der Arsaciden und Seleuciden, an das Tageslicht zu bringen; neuerdings noch hat Petermann in wenig Tagen 200 Silber- und 1000 Kupfermünzen nnd über 150 Stück geschnittene Steine gekauft; planmäfsige Nachgrabungen würden gewifs weit ältere und werthvollere Denkmale wieder zugänglich machen; die Hügel unmittelbar hinter Hamadân sind mit künstlichen Erhebungen und Gräbern angefüllt, in ihnen findet man häufig Alterthümer.

Noch bedeutender sind die Ruinenhügel im Süden der Stadt, von denen die bedeutendsten von den Einwohnern als das Schatzhaus des Darius angesehen werden. Eine ausführliche Beschreibung der Gegend um Hamadân, wie wir sie jetzt von Ninive haben, fehlt noch gänzlich, von Nachgrabungen gar nicht zu sprechen. Es bleibt also der künftigen Forschung noch die ziemlich wahrscheinliche Hoffnung, aus diesen Trümmern wichtige Materialien zur Geschichte des alten Medien zu Tage fördern zu können. Wie mit Ekbatana so ist es auch mit Rhaga; wir kennen die Lage dieser alten Stadt, die auch unter dem Namen Rei im Mittelalter noch bedeutend genug war, nur ganz äufserlich; Nachgrabungen waren bei der im Oriente ziemlich verbreiteten An-

sicht, dafs in diesen Ruinen Schätze vergraben seien, die man mit Hülfe von Talismanen zu heben vermöge, bis jetzt durchaus unthunlich. Aller Beschreibung nach müssen diese Ruinen von Rhaga noch bedeutender sein als die von Hamadân, und wenn auch manche derselben erst dem Mittelalter angehören mögen, so hat man doch auch schon in ihnen Denkmale der Sasanidenzeit gefunden und darf hoffen ähnliche oder noch ältere auch später zu finden. Wenig ist es dagegen, was von den Ruinen einer dritten bedeutenden Stadt erhalten ist. Bei den Armeniern wird in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten eine Stadt Gandsag erwähnt, die auch unter dem Namen Ekbatana erscheint und im nördlichen Medien gelegen war. Wir verdanken Rawlinson eine äufserst anziehende und gründliche Monographie über dieses nördliche Ekbatana [1]), und wenn auch seine Annahme, dafs diese im Norden gelegene Stadt das von Dejokes erbaute Ekbatana sei, heutzutage nicht mehr haltbar ist, so ist Rawlinson's Arbeit doch immer in hohem Grade dankenswerth: er hat die Localität dieses nördlichen Ekbatana an dem Berge Takhti Soleiman mit grofser Wahrscheinlichkeit nachgewiesen und gezeigt, dafs diese Stadt dieselbe ist, welche bei den Byzantinern unter dem Namen Gazaka oder Ganzaka, und bei den arabischen Geographen des Mittelalters unter dem Namen Schiz vorkommt. Eine Eigenthümlichkeit ist es, welche die Lage dieses Ortes genau bestimmen läfst, ein See, der sich in der Stadt befand und aus dem durch zwei Ausgänge Wasser abflofs. Als Merkwürdigkeit wird in verschiedenen Zeiten bemerkt, dafs das Wasser des Sees weder zunoch abnehme, selbst wenn diese Ausgänge verstopft würden. Auch wird verschiedenemale auf die versteinernde Eigenschaft des Wassers in diesem See aufmerksam gemacht. Alle diese Eigenthümlichkeiten passen vollkommen auf den See von Takhti-Soleiman. Den Namen Ekbatana erhielt aber die Stadt wahrscheinlich erst in späterer Zeit, als schon Atropatene als eigener Staat von Grofsmedien abgetrennt worden war.

Aufser diesen gröfseren Städten besafs Medien noch viele andere von untergeordneter Wichtigkeit, die aber bei dem Mangel

---

[1]) Journ. of the R. Geogr. Society X, 65 flg.

anderweitiger Nachrichten nicht genauer bestimmt werden können. So nennen die Keilinschriften eine Stadt Kudurus in Medien und eine Festung Çikathauvatis, wo der falsche Smerdes ermordet wurde. Dasselbe gilt auch von den Orten, welche Ptolemäus angiebt. Von den Städten des nördlichen Medien scheint keine sehr alt zu sein, nur das Volk der Morundae (Ptol. VI, 2) scheint an den Namen der Stadt Marand anzuklingen. Dagegen finden sich in Medien noch an vielen Orten Ruinen aus alten Zeiten vor, welche die frühere Bedeutung solcher Ortschaften beweisen, ohne dafs wir die Namen angeben können. Freilich rühren wohl nur die wenigsten dieser Ruinen aus der Zeit des alten medischen Königreiches selbst her, sondern vielmehr aus der Zeit der Achämeniden und Sasanidon, welche alle beide für manche Punkte Mediens eine Vorliebe gehabt zu haben scheinen. Namentlich in den Vorbergen des Zagrosgebirges sind Ruinen aus der Sasanidenzeit sehr häufig. Am Fufse dieses Gebirges, etwas nordwestlich von der neueren Stadt Zohab, liegt die Ebene Hurin und in ihr die Ruinen einer Stadt von sehr hohem Alter und grofser Ausdehnung [1]. Nur die Grundmauern der Häuser sind noch übrig, diese sind aber sehr gewaltig, ihr Styl weist uns in eine sehr hohe Zeit, vielleicht in die Zeit der Babylonier. Im Süden von Hurin, etwa zwei Parasangen weiter, liegt das Dorf Scheikhan, dort findet man an einem Felsen eine Sculptur, die an ähnliche Darstellungen auf babylonischen Cylindern erinnert. Eine Person, mit einer kurzen Tunica bekleidet, einen Bogen in der Linken und ein Schwert in der Rechten, setzt den Fufs auf einon ausgestreckt daliegenden Feind, während eine andere, dahinter stehende Person bittend die Hände erhebt. Ein Köcher, mit Pfeilen gefüllt, steht neben dem Sieger, unter dem Bilde befindet sich eine Keilinschrift in drei Columnen mit vier Linien, die in sehr verwickelter Schrift geschrieben und nicht ganz vollendet zu sein scheint. Weiter gegen Süden, in dem Engpasse, durch welchen der Holvanflufs seinen Weg zum Diala sich bahnt, finden sich an einer Felswand Basreliefs aus der Zeit des älteren Perserreiches. Beide Tafeln sind etwa 50 Fufs vom Boden entfernt,

[1]) Rawlinson l. c. IX, 31 flg.

die eine stellt in dem Style der Sasanidenzeit einen Reiter und einen Fufsgänger dar, die Ausführung ist ziemlich roh, auch hat das Bild durch die Zeit sehr gelitten. Beigefügt ist eine kurze Inschrift, wie Rawlinson glaubt, in Pehlwischrift, doch sei die Schrift von der der andern Denkmale verschieden [1]). Die zweite, über der eben angeführten stehende Tafel ist weit älter, das Basrelief gut erhalten und in einem kühnen Style ausgeführt. Es stellt eine Person dar in kurzer Tunica und runder Mütze, mit einem Schild auf dem linken Arme und einer Keule in der rechten Hand, die Keule ruht auf dem Boden. Der linke Fufs steht auf einem Gefangenen, der ausgestreckt vor dem Sieger liegt, ein anderer Gefangener steht daneben, von gleicher Gröfse, wie der Sieger, die Arme sind ihm auf den Rücken gebunden. Vier kleinere nackte Figuren knieen im Hintergrnnd in bittender Stellung. Obwohl keine Inschrift das Denkmal näher bestimmt, so gehört es doch durch seinen Styl entschieden in die Zeit der Denkmale von Behistun und Persepolis. Noch weiter gegen Süden, an den Gränzen Luristans, finden sich die Ruinen einer grofsen Stadt von etwa fünf engl. Meilen im Umkreise, sie scheint aus der Zeit der Sasaniden zu sein. In der oben erwähnten Stadt Kongaver stand früher ein berühmter Tempel der Artemis, der Grundbau ist noch vorhanden, und Masson war so glücklich, ihn wieder aufzufinden. Auch der Norden ist nicht ganz arm an Denkmalen. Am südlichen Ufer des Urumiasees, fünf engl. Meilen von dem Dorfe Chillik entfernt, liegt ein kleiner Hügel, der 350 Schritte im Umkreise hat und sich etwa 50—60 Fufs über das Thal erhebt. An einer Seite dieses Hügels findet sich eine Inschrift in der Keilschrift der zweiten Gattung, wiewohl mit einigen leichten Abweichungen in einzelnen Schriftzeichen. Diese Inschrift hat 21 Zeilen, leider aber hat der Stein durch die Zeit so sehr gelitten, dafs es kaum möglich sein wird, dieselbe vollkommen wieder herzustellen. In dem Passe Keli-shin, der sich auf der oben beschriebenen Strafse befindet, die aus Medien nach Ninive und Mosul führt, steht ein Pfeiler mit Keilschrift. Dieser Pfeiler ist 6 Fufs hoch, 2 Fufs breit und einen Fufs tief, die Spitze und

[1]) Rawlinson l. c. IX, 37.

die Kanten desselben sind abgerundet. An der breiten Seite dieses Pfeilers steht eine Inschrift von 24 Zeilen, gleichfalls in der zweiten Art der persepolitanischen Keilschrift. Rawlinson war durch die ungünstige Witterung verhindert, eine Abschrift dieses Denkmals zu machen, es sind indessen seit dieser Zeit Copieen nach Europa gekommen, leider ist aber meines Wissens noch keine derselben veröffentlicht worden.

Von andern Alterthümern sind am bekanntesten die berühmten labyrinthischen Grotten von Kerefto, deren eigentliche Bestimmung noch heute nicht ausgemacht ist; bei einem Orte Scheitanabad finden sich Reste einer alten Wasserleitung, bei dem Dorf Inderkusch [1]) ist ein altes in die Felsen gehauenes Grab, nach Art der Achämenidengräber, aber ohne Inschrift, ausgenommen eine mit Dinte geschriebene hebräische, die wohl von einem späteren Besucher herrührt. Von den Ruinen des Feuertempels auf dem Takhti Soleiman werden wir noch später sprechen.

Wir dürfen bei der Aufzählung der Monumente in Medien auch die der Achämeniden nicht vergessen, welche uns zeigen, dafs sie dem besiegten Lande in Liebe zugethan waren, und dafs dasselbe unter ihnen seine frühere Wichtigkeit nicht ganz eingebüfst hatte. In der Nähe des heutigen Kirmânschâh liegt ein Berg, den Diodor Bagistanon nennt, während er bei mittelalterlichen Geographen Bisutun genannt wird. Diese letztere Benennung ist aber jetzt nicht mehr gewöhnlich, Rawlinson (und schon Yaqut) nennt den Berg Behistun, was sich an Bagistanon anschliefst. Diodor, der sich auf Ktesias stützt, erzählt uns von einem Bilde der Semiramis, das die assyrische Königin bei ihrem Zug in diesen Felsen habe einhauen lassen, umgeben von hundert ihrer Begleiter; dazu eine Inschrift in syrischen Buchstaben. Diodor's Beschreibung entspricht genau der Gegend, doch nach den von ihm erwähnten Denkmalen der Semiramis hat man wiederholt, aber vergeblich gesucht, und ich zweifle nicht, dafs sie niemals vorhanden gewesen sind. Die Nachricht ist nicht zuverlässiger als andere Angaben des Ktesias auch sind. Dagegen befindet sich an diesem imposanten Berge, der etwa 1700 Fufs fast senkrecht von

[1]) Rawlinson l. c. X, 37.

der Ebene emporsteigt, die berühmte Inschrift des Darius mit den dazu gehörigen Sculpturen; diese letztern sind vollkommen wohl erhalten. Eine Reihe von neun Personen, durch einen Strick am Halse mit einander verbunden, die Hände auf dem Rücken, nähert sich der majestätischen Figur, welche ihren Fuſs auf einen niedergeworfenen Feind setzt und in der Rechten einen Bogen hält, während sie die Linke gebietend emporhebt. Diese Figur stellt den König Darius dar, die neun gefesselten Personen aber sind überwältigte Aufrührer, deren Namen in kleinen, zur Seite angebrachten Inschriften oder auch auf ihren Gewändern eingegraben sind. Die meisten dieser Gefangenen scheinen in den mittleren Jahren zu stehen, nur der dritte und der letzte derselben sind alte Männer, hinter dem Könige stehen zwei Krieger mit langen Speeren. Als Kunstwerk stehen diese Sculpturen von Behistun entschieden unter denen von Persepolis. Um die Erhaltung des Denkmales hat sich der persische Monarch offenbar groſse Mühe gegeben. Die Inschrift ist erst 300 Fuſs über der Ebene angebracht, so daſs die Arbeiter ohne Zweifel ein Gerüst gebraucht haben müssen. Die Sorgfalt, welche auf die Ausführung der Inschrift verwandt wurde, muſs in Erstaunen setzen. Der ganze Theil des Felsens, an dem die Inschrift angebracht werden sollte, ist geglättet, wo nur irgend der Stein ungesund und für die Aufnahme von Buchstaben nicht geeignet erschien, da wurden mit Hülfe von Blei Stücke eingelegt, und zwar so geschickt, daſs es jetzt noch Mühe kostet, sie vom Felsen zu unterscheiden. Nachdem die Inschrift vollendet war, wurde sie mit einem Firniſs überzogen, der jeden Buchstaben vollkommen deutlich machte. Dieser Sorgfalt haben wir die gute Erhaltung des Denkmals zuzuschreiben, das nur an der Stelle beschädigt ist, wo sich seit langem ein kleiner Fluſs seinen Weg über die Inschrift gebahnt hat, und an dem untern Theile, wo muthwillige Zerstörung stattgefunden zu haben scheint. An demselben Berge befinden sich auch die öfter beschriebenen, unter dem Namen Takhti Bostan bekannten Grotten aus der Zeit des Sasaniden Schahpur III. Nicht sehr weit von Behistun am linken Ufer des Gamasabflusses finden sich Ruinen eines Palastes aus der Sasa-

nidenzeit, von den Bewohnern Takhti Schirin genannt [1]). Eine Masse zerbrochener Säulen liegen auf einem Erdhügel, der sich aus den Trümmern des Palastes gebildet hat. Ein grofser umgestürzter Stein soll nach Angabe der Kurden eine Inschrift enthalten, Niemand hat ihn noch genau untersucht. Aehnliche weniger bedeutende Trümmer finden sich noch einige Stunden weiter bei dem Dorf Sermadsch.

Wir haben diese Uebersicht über die alten Zustände Mediens mit einer Darlegung der natürlichen Verhältnisse des Landes begonnen, weil diese stets gleich bleiben und alle politischen Veränderungen überdauern. Was von dem Lande selbst gilt, kaun nicht in gleichem Grade auch von den Bewohnern desselben gelten. Diese werden von den politischen Ereignissen weit stärker erschüttert, und es kann vorkommen, dafs durch staatliche Umwälzungen sich die Einwohner eines Staates ganz oder theilweise verändern und die früheren Bewohner, freiwillig oder gezwungen, einer neuen Bevölkerung Platz machen. Zu einer solchen Veränderung der gesammten Einwohnerschaft gehören aber immer schon starke Umwälzungen, wie sie nicht häufig vorkommen und auch in der alten Welt nicht häufig vorgekommen sein werden. Ehe wir daher auf die etwas verwickelte Frage über die Herkunft der alten Meder genauer eingehen, wollen wir erst die heutigen Einwohner des medischen Landes betrachten und dann sehen, ob Gründe dafür sprechen, dafs früher andere Volksstämme dort gewohnt haben. Gegenwärtig besteht die überwiegende Anzahl der Bewohner Mediens aus Kurden, und diese gehören ohne Zweifel zum éränischen Sprachstamme; diese Thatsache steht aus sprachlichen Gründen ein für allemal fest, wenn wir auch noch nicht alle die zahlreichen Dialekte kennen, in welche die Kurdensprache zerfällt. Die Wohnsitze der Kurden sind weder auf Medien allein, noch auf Erân beschränkt, sie dehnen sich viel weiter aus. Die kurdischen Völkerschaften sind alle Gebirgsvölker, die an verschiedenen Seiten die Berge bewohnen, welche die syrische Ebene begränzen. Diese Ebene theilt sie in zwei Hälften, in die östlichen und in die westlichen Kurden, die letzteren stehen zum

---

[1]) Rawlinson l. c. IX, 111 flg.

Theil unter türkischer Oberhoheit. Der Zagros ist der Hauptwohnsitz der östlichen Kurdenstämme, die westlichen Kurden bewohnen seit undenklichen Zeiten einen Theil des kleinarmenischen Hochgebirges. Eine Kreislinie von Diarbekr über Mardin, Nisibis nordöstlich bis zum Wansee, dann über Musch, Palu und Arabgir bis Sivas, südlich über Maarasch, Andschaman nach Diarbekr zurück, wird ziemlich die Gränze dieser Völker bezeichnen. Sie bewohnen die Zone des Gebirges, wo die Fichte und Eiche fortkommt, bis zur Zone der Granat- und Olivenbäume herab; bis zur Palmenzone dringt kein Kurde vor. So weit wir bis jetzt ihre Sprache kennen, ist eine Mischung in dem reinkurdischen Theile nicht sichtbar, zahlreiche türkische und arabische Wörter verdanken natürlich ihr Dasein nur den neueren politischen und religiösen Verhältnissen des Volkes. Wir haben es hier nur mit den östlichen Kurden zu thun. Wie die andern érânischen Stämme zerfallen sie in zwei Stände: in Krieger und in Ackerbauer; bei diesen wilden Bergvölkern versteht es sich von selbst, dafs der Kriegerstand der geachtetste ist und dafs man mit ziemlicher Geringschätzung auf die Ackerbauer herabsieht. Nach den Angaben Rich's sollen sich die Ackerbauer auch durch ihr Aeufseres von den Kriegerstämmen unterscheiden; das mag auch wirklich dor Fall sein, es wäre aber Unrecht, mit ihm daraus schliefsen zu wollen, dafs der Bauernstand ein anderes, unterjochtes Volk sei, das die später eingewanderten Kurdon sich dienstbar gemacht hätten. Von einer solchen Einwanderung der Kurden ist nirgends auch nur eine leise Spur zu entdecken, die Verschiedenheit der Beschäftigung erklärt die Verschiedenheit der äufseren Erscheinung hinlänglich. Wichtiger würde es sein, wenn, wie Rich behauptet, auch die Sprache der Ackerbauer sich von der der Krieger unterschiede, aber diese Sprachverschiedenheit beschränkt sich darauf, dafs die Bauernsprache sich mehr zum Neupersischen hinneigt, und also die fortgeschrittene Bildung der Bauern vor den Kriegern bekundet. Kurz, die beiden Stände der Kurden gehören alle beide zu den Erâniern, und diese Standesverschiedenheit ist bei diesem Volk so wenig etwas Unerhörtes, dafs schon Herodot bei den Persern denselben Unterschied zwischen sefshaften und nichtsefshaften

Stämmen anführt. Ebenso ist es durchaus der Landessitte von altersher angemessen, daſs die Kurden in verschiedene Stämme zerfallen, die Stämme wieder in Clane, die Clane in Familien. Sowohl diese Stämme als ihre Unterabtheilungen haben ihre Namen, nnd die Menge dieser Namen war von jeher eine reiche Quelle der Verwirrung für den Geschichtsforscher. Es ist nämlich gar nicht selten, daſs Familien, die ursprünglich ganz unbedeutend waren, durch günstige Verhältnisse sich heben und in kurzer Zeit durch andere Stämme, die sich ihnen anschlieſsen und ihren Namen annehmen, zu bedeutenden Völkerschaften heranwachsen. So erklärt es sich, daſs man in diesen Gegenden plötzlich ein bedeutendes Volk an einer Stelle erwähnt findet, wo früher ein ganz anderes saſs. Wenn nicht andere dringende Gründe vorliegen, wird man in einem solchen Falle stets schlieſsen dürfen, daſs nur der herrschende Stamm seinen Namen gewechselt habe, während die übrigen Verhältnisse des Volkes ziemlich gleich blieben. Ebenso wird man sich erinnern müssen, wenn man dieselben Völkernamen in weit auseinander liegenden Gegenden wieder findet, daſs nicht gerade das Volk geändert zu sein braucht, und daſs leicht zwei Clane zweier verschiedener Völkerstämme denselben Namen führen konnten. Was nun die Wohnsitze der östlichen Kurdenstämme im Zagrosgebirge betrifft, so sind wir darüber ziemlich genau unterrichtet [1]. An den westlichen Abhängen des Zagrosgebirges, in dem Fluſsgebiete des groſsen Zab, wohnen am nördlichsten die wilden Hakkaristämme, südlich von ihnen in demselben Fluſsthal die Zibari- und Schirvankurden. Die Bergwildnisse von Rovandiz sind groſsentheils von den Revendis bewohnt. Dieser starke Stamm zerfällt in 12 Zweige (Mâm), an sie schlieſsen sich noch eine groſse Anzahl unabhängiger Stämme an, die zum Theil schon lange mit ihnen verbündet sind und unter ihren Namen mitinbegriffen werden. Die Revendis mit den ihnen anhängenden Stämmen bestehen aus etwa 12,000 Familien, über welche die Familie Sohran eine Art

[1] Cf. Rich, Narrative I, 280—282. Ritter IX, 612 flg. und besonders Rawlinson. Ueber kurdische Sprache vgl. Roediger und Pott, Kurdische Studien, Zeitschr. f. Kunde des M. B. III—VII, und Lerch, Forschungen über die Kurden, St. Petersburg 1857, 1858.

von Oberherrschaft führt. Die Festung dieser Sohrans war lange Zeit die Stadt Rovandiz an den Ufern des grofsen Zab, sie wohnten aber gewöhnlich in Schekkabad oder in Harir [1]). Rovandiz liegt in der Mitte des Weges, der aus den Ebenen Assyriens zu dem Hochland Mediens hinaufführt, ungefähr 15 Wegstunden von jedem der beiden Länder entfernt. Die Stadt selbst mag etwa 2000 Häuser enthalten und ist durch eine starke Festung geschützt. So war es wenigstens im Jahre 1838. Nordöstlich von den Revendis, welche die Orontes der Alten zu sein scheinen, wohnen die Baradust, die im Norden an die Hakkaristämme gränzen und die Behörden von Amadia anerkennen; sie bestehen nur aus etwa 100 kleinen Dörfern. Einer der mächtigsten Kurdenstämme dieser Gegend sind die Baliki. Sie bewohnen nordöstlich von Rovandiz ein sehr wildes, abgeschlossenes Gebiet in der hohen Kandilankette, die eine Fortsetzung der Gebirge von Uschnu ist und die Ebene Lahidschan gegen Südwesten begränzt. Sie mögen etwa 200 Dörfer umfassen. Oestlich von ihnen, auf persischem Gebiet, wohnt der Stamm der Mikris, deren Hauptstadt Soutsch Bulaq ist. Ihnen zur Seite leben die Bilbas, die von den Mikris als ein Zweig ihres eigenen Stammes angesehen werden, der sich aber schon längst von ihnen losgelöst hat. Vor etwa 30 Jahren waren die Bilbas zu solcher Macht gelangt, dafs sie der Schrecken aller ihrer Nachbaren waren, jetzt sind sie aber längst durch wiederholte Niederlagen geschwächt, so dafs sie es mit den Mikris in offener Feldschlacht nicht aufzunehmen wagen. Sie zerfallen in drei Tribus: die Piran, Mengur und Mamisch; der gröfsere Theil der beiden letzten Zweige bewohnt jetzt die Ebene Lahidschan und nimmt dort nach und nach mildere Sitten an, indem er aus einem Nomadenvolk zu einem ackerbauenden wird. Die Piran hingegen, welche der Zahl nach so ziemlich die Hälfte des ganzen Stammes umfassen, sowie die Reste der Mengur und Mamisch sind ihren früheren räuberischen Sitten treu geblieben. Sie weiden ihre Heerden in den bergigen Districten von Serdascht und Uschnu auf persischem Gebiet, ziehen sich aber im Winter an die Ufer des kleinen Zab auf türkisches Gebiet zu-

[1]) Rawlinson, Journ. of the R. G. Society X, 25 flg.

rück [1]). Ueber die südlicheren Kurden, welche das Paschalik Sulimania und den persischen District Ardelan mit der Hauptstadt Senna bewohnen, hat zuerst Rich genauere Nachrichten mitgetheilt. Das höchste Gebirgsland zwischen Senna und Sulimania bewohnt der Stamm der Dschafs, die sich auch in die waldigen Gegenden im Süden von Senna verbreitet haben. Dieser mächtige Stamm bestand ursprünglich nur aus 600 Familien, aber sein Ansehen ist durch viele schwächere Stämme, die sich unter seinen Schutz gestellt haben, sehr bedeutend gewachsen. Die Dschafs gehören zu den eigentlichen Wanderstämmen, sie bestehen aus 12 Abtheilungen. Aufser den Dschafs werden noch mehrere unbedeutendere Stämme aufgeführt, bedeutend aber ist der noch südlicher wohnende Stamm der Kalhurs [2]). Rawlinson sagt, es sei diefs einer der ältesten, wo nicht der älteste Stamm Kurdistans. Sie bestehen aus ungefähr 20,000 Familien, von denen die Hälfte über ganz Persien zerstreut ist, während die andere Hälfte ihre alten Sitze im Zagros noch beibehalten hat. Diese letzteren theilen sich wieder in zwei grofse Theile, in die Schah-bazis und die Mansuris, die ersteren zählen 8000, die letzteren 2000 Familien. Die Schah-bazi Kalhur besitzen die ganze Gegend von Mahidascht bei Kirmânschâh an bis an die türkische Gränze bei Mendelli. Die Mansuris haben ein engeres Gebiet, gegen die Gränzen Susianas in der Gegend der heutigen Stadt Gilan.

Weit weniger rein als die Kurden des Zagros haben sich die im Norden von Atropatene wohnenden gehalten, über die wir erst seit einigen Jahren genauere Nachrichten besitzen [3]). Während die Kurden von Süden her dahin vordringen, ziehen sich von Westen und Norden her armenische, von Osten her turkomanische Stämme nach derselben Richtung und mischen sich mit der Zeit mehr und mehr. Wir können im Norden, abgesehen von kleineren Zweigen, drei gröfsere Gemeinschaften unterscheiden. An der ganzen Westseite des Urumiasees bis in die Nähe

[1]) Rawlinson l. c. p. 33.

[2]) Rawlinson, Journ. of the R. G. Soc. IX, 45.

[3]) Cf. Blau: die Stämme des nordöstlichen Kurdistan, Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft XII, 584 flg.

des Wansees erstrecken sich die Wohnsitze der Schakaki, eines grofsen, rein kurdischen Stammes, bei welchem die Stammverfassung noch in ungetrübter Form besteht und der von einem Häuptling aus der vornehmsten Familie regiert wird. Dieser Stamm zerfällt in sieben Clane und ist schon fremden Einflüssen weit mehr ausgesetzt als seine Bruderstämme im eigentlichen Kurdistan. Von der einen Seite kommt die an den Ufern des Urumiasees immer fester wurzelnde Cultur an ihn heran, von der andern bedrängt ihn der mächtige Häuptling von Rovandiz. Dadurch ist das Gebiet der Wanderungen des Schakakistammes auf die schmale Gebirgslandschaft am Westufer des Sees eingeschränkt, und nicht wenige haben sich bequemt, dem Nomadenleben zu entsagen und sich an fefshafte Lebensart zu gewöhnen. Weiter im Norden auf dem Gebirge von Kotur und den Bergen zwischen Kara Aina und Choi leben die Melakurden. Sie sind im Allgemeinen ziemlich verkommen, auch scheint unter ihnen viel Elend zu herrschen. Am stärksten sind die Dschelali. Diese stehen unter allen Kurden am meisten aufserhalb des Zusammenhangs mit der alten Stammverfassung und haben sich am meisten mit nichtkurdischen Elementen versetzt. Da Dschelali im Türkischen so viel als Rebellen und Anfrührer bedeutet, so scheint diese Bezeichnung eher ein Schimpfwort als ein Stammesname zu sein. Die Stärke dieses Stammes wird auf 5000 Zelte angegeben, die unter den Befehlen eines gefürchteten Häuptlings: Atesch Aga, stehen. Ihr Hauptsitz ist der District Maku, namentlich an dem Ak Göl, einem kleinen fischreichen Gebirgssee von etwa drei Stunden im Umfange. Dort leben sie theils in abgesonderten Dörfern, theils auch mit andern Stämmen vermischt. Ihr Wanderkreis ist ein Theil des türkisch-persischen Gränzgebirges südlich und östlich der Ebene von Kara-Ainah, westlich wird er von Diadin und dem Balyk-göl begränzt und reicht nord- und nordwestwärts bis zum Gebiet des Ararat und dem Ufer des Araxes. Im Sommer halten sich die Dschelalis gewöhnlich in der Nähe der Karawanenstrafse auf, die von Erzerum nach Tabris führt, und machen dieselbe unsicher. Die Dschelalis wachsen jährlich bedeutend an Anzahl durch eine Menge Gesindel, das sich von verschiedenen Seiten zu ihnen schlägt. Neben diesem Gebirgs-

volke mufs man immer die in den Ebenen als Ackerbauer und namentlich in den Städten wohnende éránische Bevölkerung unterscheiden. Es ist der eigentlich persisch redende Theil, der mehr cultivirt und dem Verkehr zugänglich ist, weshalb er auch einer Verkehrssprache bedarf.

Es ist nun gewifs eine auffallende Thatsache, dafs mitten unter diesen wilden Kurdenstämmen noch ein anderes Volk sich erhalten hat, das sowohl der Religion als der Sprache nach von ihnen verschieden ist. Während die Kurden sehr fanatische Anhänger des Islam sind, haben diese Stämme am Christenthum festgehalten; während die Kurden durchweg eine éránische Sprache reden, haben diese ein eigenes Idiom, das Neusyrische. Wir sprechen hier von den Resten der Nestorianergemeinden im Zagrosgebirge. Dafs einige Gemeinden trotz aller Verfolgungen und Widerwärtigkeiten an ihrem alten Glauben festgehalten haben, ist weniger auffallend, dazu liefsen sich Parallelen in anderen Theilen des Orients (z. B. die Parsen in Kerman, die Jezidis in Sintschar) auffinden. Weit befremdender ist, dafs sich auch die Sprache unter einer solchen Ueberzahl Andersredender erhalten hat, denn das Neusyrische ist, obwohl vom Altsyrischen sehr abweichend und mit neueren Elementen gemischt, doch eine unzweifelhaft semitische Sprache. Es läfst sich diese Thatsache auch nicht daraus erklären, dafs bei diesen christlichen Gemeinden das Syrische Kirchensprache ist, denn das Altsyrische ist zu abweichend vom Neusyrischen, um ohne besonderes Studium verstanden zu werden, und es scheint eben, dafs diese Nestorianer nicht minder an ihrer Nationalität als an ihrem Glauben hingen. Diese Nestorianer wohnen recht im Herzen von Kurdistan, theils auf persischer Seite in Urumia und der Umgegend, theils auf türkischem Gebiete nördlich von Amadia, im Gebiete von Tiyari, in den Bezirken Bervari, Thkoma, Baz und Dschelu, dann unter dem Hakkaristamme. Ihre Wohnsitze, über die vor nicht gar langer Zeit nur dunkle Kunde nach Europa gedrungen war, sind zu wiederholtenmalen von Layard besucht und genau beschrieben worden.

Dieses sind die Völkerverhältnisse des heutigen Medien; es wäre nur noch die turkomanische Bevölkerung in Nordmedien zu

erwähnen, die aber für uns von keiner Wichtigkeit ist, weil sie erweislich erst der neuesten Zeit angehört. Dagegen kann man behaupten, dafs sich die beiden anderen Bestandtheile, Kurden und Semiten, ziemlich hoch hinaufführen lassen. Die Sagen der érânischen Völker selbst geben den Kurden ein ziemlich hohes Alter, sie lassen dieselben aus Männern entstehen, die sich vor der Tyrannei des fabelhaften Königs Zohak in die Wälder geflüchtet haben. Man hat längst gesehen, dafs der Name der Kurden nicht nur in den *κύρτιοι* Strabo's, sondern auch in den Karduchen Xenophons zu suchen sei. Die Lebensweise der alten Karduchen stimmt ganz zu der der heutigen Kurden. Für eine semitische Bevölkerung in den dortigen Gegenden aber sprechen die gewissen Nachrichten von einer zahlreichen jüdischen Bevölkerung in Adiabene, so dafs sogar in der Zeit um Christi Geburt einer der dortigen Häuptlinge, Izates, zum Judenthum übertrat. Die Sage, dafs die zehn Stämme Israels hier angesiedelt worden seien, findet sich in diesen Gegenden, darauf ist zwar an und für sich nichts zu geben, weil diese Sage überall im Oriente wiederkehrt, so viel ist jedoch gewifs, dafs trotz mancherlei Schwierigkeiten, die sich darbieten, keine andere Gegend so sehr dem entspricht, als diese [1]). Uebrigens kennt auch schon Xenophon die Chaldäer, mit denen er wahrscheinlich Semiten bezeichnet, neben den Karduchen. Aus diesem allen geht hervor, dafs die jetzigen Völkerverhältnisse in Medien schon lange bestehen und dafs, wenn man eine Aenderung der Bevölkerung annehmen mufs, diese in eine vorhistorische Zeit fallen wird. Denn wenn wir auch über die Geschichte Mediens im Alterthume keineswegs genau berichtet sind, so läfst sich doch kaum annehmen, dafs eine so gewaltige Bewegung, welche dem Lande eine durchaus neue Bevölkerung gab und die alte vertrieb, so ruhig hätte vorüber gehen sollen, ohne dafs man die Erschütterungen, die ein solches Ereignifs mit sich brachte, weithin verspürt hätte und diese, wenn auch nur mittelbar, die historischen Völker berührt hätte. Wir wollen nun sehen, ob es nöthig ist, in früherer Zeit eine solche Aenderung der Bevölkerung anzunehmen.

---

[1]) Cf. Wichelhaus: Das Exil der zehn Stämme Israels in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Ges. V, 467 flg.

Der Name der Meder und der Provinz Medien läſst sich in sehr frühe Zeiten hinaufführen. In dem Völkerverzeichnisse der Genesis kommt schon Medien vor, und auch sonst erscheinen die Meder noch oft genug im A. T. In den assyrischen Keilinschriften erscheinen sie, wenn wir Rawlinson trauen dürfen, unter dem Namen Mâd, sie kommen seit der Regierung Salmanassars vor — früher nicht [1]). In den Inschriften des Darius sind sie häufig unter dem Namen Mâda; daſs auch die Alten sie vielfach unter dem Namen Meder kennen (*Μῆδοι*, die Form *Μαδιαῖοι* bei Josephus ist deutlicher Anschluſs an das hebräische Madai) ist bekannt genug. Eine eigenthümliche Umlautung des Namens findet sich bei den Armeniern. Dort heiſsen die Meder Markh, was man nicht mit dem neupersischen Mâr, Schlange, in Verbindung setzen darf, wie Rawlinson gethan hat. An diese Form des Namens lehnt sich aber wahrscheinlich die von Sallust behauptete Identität der Meder und Mauren an. Ueber den Werth dieser Behauptung brauchen wir hier keine besonderen Untersuchungen anzustellen.

Fragen wir nun die gewöhnlichen Geschichtsquellen über die Abstammung der Meder, so wird man aus ihnen nothwendig den Schluſs ziehen müssen, daſs dieselben zum indogermanischen Stamm gehörten. Herodot berichtet uns (VII, 62), daſs sich die Meder früher alle Arier genannt hätten. Es ist dieſs der allbekannte Name *ariyá* oder *arya*, mit dem sich Erânier und die sanskritredenden Inder benannten. Dieser Name Arier war den Medern wie den übrigen éránischen Stämmen eigen und der allgemeine Name kam ihnen auch dann noch zu, als schon der besondere des Stammes, Mada, gebräuchlicher geworden war und jenen alten Namen in den Hintergrund gedrängt hatte. Es kann uns also auch nicht auffallen, wenn uns später Strabo berichtet, daſs die Perser, Meder, Baktrer und Sogdianer fast dieselbe Sprache sprechen (Str. XV, 2, 8). Die altmedischen Namen, wie Fravartis oder Phraortes, Uvakhschatara oder Kyaxares, Kschathrita, Hangmatâna oder Ekbatana und viele andere, sprechen auch durchaus für diese Behauptung — sie finden alle ihre Erklärung in den

[1]) Journ. of the R. As. Society XV, 242.

indogermanischen Sprachen. Herodot berichtet uns ferner, die Meder theilten sich in Stämme, sie haben also die érânische Stammverfassung gehabt. In den Keilinschriften werden die Meder fast stets mit den Persern am genauesten verbunden, so dafs man sieht, es sei eine gewisse Zusammengehörigkeit angenommen worden. Im Avesta wird von der medischen Landschaft Ragha mit grofser Ehrfurcht gesprochen, ganz, als ob man dort einen Ausgangspunkt für érânische Cultur gesehen habe. Nach der Ansicht späterer Parsen zum mindesten stammte Zoroaster aus Rai. Wir brauchen wohl nicht zu sagen, dafs alle diese Gründe dafür sprechen, dafs die alten Meder die Väter der heutigen Kurden gewesen seien. Auch semitische Bestandtheile mögen damals schon in Medien gewohnt haben. Kiepert hat in einer interessanten Arbeit darauf hingewiesen [1], dafs sich bei Ptolemäus in medischen Namen das *l* — ein Buchstabe, der den alten Erâniern gänzlich abgeht — mehrfach finde, nicht aber so in den alten östlich gelegenen Provinzen. Das Vorkommen semitischer Bestandtheile in diesen Gegenden im grauesten Alterthum ist schon dadurch wahrscheinlich, dafs uns die Genesis so ziemlich aus diesen Gegenden den Ausgangspunkt der Hebräer beschreibt. Die Frage ist von besonderem Interesse bei Untersuchungen über die ältesten Berührungen der Indogermanen und Semiten, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen.

Man wird somit nicht umhin können einzugestehen, dafs unsere Geschichtsquellen sehr für die Ansicht sprechen, die Bevölkerung Mediens sei schon in ältester Zeit so ziemlich in derselben Weise zusammengesetzt gewesen, wie jetzt. Diese Ansicht war auch sonst die gewöhnliche, und erst seitdem man angefangen hat, sich mit den verwickelteren Arten der Keilinschriften zu beschäftigen, ist in England eine andere Ansicht aufgetreten, die auch bereits nach Deutschland verpflanzt worden ist [2]. Noch ehe man einen Versuch gemacht hatte, die Sprachen der verwickelten Arten zu bestimmen, hatte sich die Ansicht festgesetzt,

---

[1]) Vgl. Kiepert in Kuhn's Beiträgen Bd. I. 38 flg.

[2]) Vgl. Rawlinson im Journal of the Royal Asiatic Society X, p. 37 und besonders Notes on the early history of Babylonia T. XV, p. 241 flg.

dafs von den dreierlei Sprachen, in denen die Inschriften der Achämeniden gewöhnlich aufgezeichnet sind, die erste persisch sein müsse, als die Sprache der persischen Könige; die zweite medisch, die Sprache desjenigen Volksstammes, der nach dem persischen der bedeutendste genannt werden mufs; die dritte endlich babylonisch, oder doch wenigstens semitisch, weil in dieser Sprache sich die Achämeniden mit ihren westlichen Unterthanen verständigten. Man erwartete demnach, dafs die Sprache der sogenannten medischen Keilinschriften eine êrânische sein werde, wider Erwarten stellte sich jedoch bei der Entzifferung die unwiderlegliche Thatsache heraus, dafs die Sprache derselben mit den indogermanischen nichts zu schaffen habe. Rawlinson erklärte alsbald, dafs man darin keinen Beweis sehen dürfe, dafs die Inschriften nicht medisch seien. Man müsse sich erinnern, dafs Medien von jeher den Einfällen des Nordens ausgesetzt gewesen sei, dafs möglicherweise eine frühere Bevölkerung in Medien ihren Sitz hatte, die von den später ankommenden Ariern unterjocht wurde, die aber noch unter den Achämeniden so verbreitet und von der arischen Bevölkerung abgeschieden war, dafs man für nöthig fand, die Inschriften in ihre Sprache zu übersetzen. Später hat sich nun Rawlinson eine bestimmtere Ansicht ausgebildet. Er nimmt zwar an, dafs die Meder ursprünglich Indogermanen gewesen seien, glaubt aber, sie seien durch starke Einwanderung scythischer Völker zu Scythen geworden, später seien dann diese Scythen wieder zu Ariern geworden. Diese Hypothese klingt an und für sich nicht eben wahrscheinlich, die Gründe, mit denen sie gestützt wird, kann ich noch weniger wahrscheinlich finden. Wenn uns Herodot berichtet, die Meder hätten sich Arier genannt, so soll diefs nun plötzlich nicht das Wort *arya* sein, aus dem wir oben den Namen erklärt haben, sondern vom hebräischen *ari*, Löwe, stammen, und diefs zwar einer Behauptung sehr später chaldäischer Priester zulieb, die aus Bestreben, den Ausgang aller Religionen von Chaldäa abzuleiten, diese Etymologie erfunden haben. Nicht besser steht es mit einem zweiten Grund für diese Ansicht. Rawlinson behauptet nämlich, die Perser hätten das Magerthum verabscheut. Das lautet befremdlich genug, wenn man bedenkt, dafs nach der Er-

mordung des falschen Smerdes so viele Magier sich in Persien befanden, dafs die Perser dieselben massenweise ermorden konnten; wenn man ferner bedenkt, dafs Herodot uns berichtet, die Perser dürften kein Opfer ohne Beihülfe eines Magiers vollziehen. Der Beweis für diese Behauptung wird aus Herodot III, 65 entnommen, wo Kambyses die Perser beschwört, nicht zu gestatten, dafs die magischen Meder die Oberherrschaft wieder an sich reifsen. Aber die Erklärung dieser Stelle ist ganz einfach, und sie sagt durchaus nicht, was Rawlinson in ihr finden will. Kambyses beschwört vor seinem Tode die bei ihm befindlichen Perser und namentlich die anwesenden Achämeniden, bei den königlichen Göttern nicht zu dulden, dafs die Meder wieder über die Perser herrschten. Die Achämeniden sind der königliche Clan, die königlichen Götter sind keine anderen, als die in den Keilinschriften auch öfter genannten Clangötter, d. i. besondere Schutzgötter, welche die Familie aufser den allgemeinen Landesgöttern verehrte. Es sind also nicht religiöse, sondern mehr nationale Mächte, die Kambyses gegen die Meder anruft, er will seinem Stamme, seiner Familie die Herrschaft erhalten wissen, und das konnte er wollen, ohne darum das Magerthum zu verabscheuen. Als einen dritten Grund führt Rawlinson noch eine Stelle der grofsen Inschrift des Darius an, die zu sagen scheint, dafs der falsche Smerdes die Gotteshäuser in Persien zerstört habe. Allein abgesehen davon, dafs die Erklärung jener Stelle sehr fraglich ist, so würde man im besten Fall eben wieder annehmen müssen, dafs von der Verehrung der Clangötter die Rede sei [1]. Wir können mithin keine Gründe finden, die Meder für ein anderes Volk zu halten, als die Perser, man darf vor allem nicht vergessen, dafs bis jetzt jeder positive Beweis fehlt, dafs die zweite Gattung der Keilschrift den Medern gehöre, sondern wir nur behaupten können, sie müsse irgendwo im Achämenidenreiche gesprochen worden sein.

---

[1]) Cf. jetzt Windischmann, Zoroastrische Studien p. 126 und meine Schrift: Die altpersischen Keilinschriften p. 82 flg.

II.

Den Medern ist das ehrenvolle Loos zu Theil geworden, das erste unter den indogermanischen Völkern zu sein, das als Begründer eines Weltreiches auf dem Schauplatz der Geschichte erscheint. Gern würden wir etwas Genaueres erfahren über die Entwicklung dieses Volkes vor diesem Auftreten, sowie über die Begründung des Reiches selbst. Allein wenn wir auch, wie bereits angedeutet worden ist, die nicht ganz unbegründete Hoffnung haben, es möchte mit Hülfe von jetzt noch verborgenen Materialien die Geschichte dieses Volkes künftighin deutlicher hervortreten, so sind wir doch gegenwärtig noch auf kurze und oft dunkle Nachrichten beschränkt, die den Hypothesen ein nur zu weites Feld übrig lassen. Die ältesten Monumente, aus denen wir einige Aufklärung zu gewinnen hoffen dürfen, sind die Inschriften der assyrischen Könige. An den Gränzen Mediens begann das assyrische Gebiet, und es konnte kaum fehlen, daſs ein so kriegerisches Volk, wie die Assyrer mit den gleichfalls kriegerischen Nachbarn in öftere Berührung kommen muſsten. Allein aus den ältesten Denkmalen des assyrischen Reiches läſst sich für die medische Geschichte und Ethnographie durchaus keine Aufklärung gewinnen. Weder in den Inschriften des Tiglat-Pilesar I., der nach Rawlinson's Vermuthung etwa um 1130 v. Chr. regiert haben soll, noch in denen des Assur-ak-paal, der drei Jahrhunderte später Assyrien beherrschte, findet sich der Name der Meder vor, obwohl Feldzüge dieser Fürsten gegen Osten beschrieben werden, in denen auch Völkernamen vorkommen. Der Name der Meder erscheint in diesen Denkmalen erst zu Ende des achten Jahrhunderts v. Chr. In den Bruchstücken, die wir noch von den Inschriften des Tiglat-Pilesar II. haben, finden wir auch, daſs dieser König Kriege mit den Medern geführt hat, Sargon zog zweimal gegen sie, immer aber wird Medien als ein entferntes Land geschildert, so daſs man zweifeln könnte, ob das Volk damals schon seine jetzigen Wohnsitze besessen habe. Sennacherib fügt seiner Erzählung, daſs er von den Medern Tribut empfangen habe, noch die ausdrückliche Bemerkung bei, daſs dieſs eine Gegend sei, welche seine Väter niemals unter-

worfen hätten; dieselbe Bemerkung findet sich zweimal in den Annalen des Esarhaddon. Die Inschriften des Sohnes Esarhaddon's erwähnen nichts von einem Kriege mit den Medern.

Aus diesen Thatsachen nun hat Rawlinson ziemlich weit gehende Schlüsse gezogen, denen auch M. von Niebuhr (in seiner Geschichte Assurs und Babels) im Wesentlichen beistimmt, die wir aber nicht für gerechtfertigt anerkennen können. Zuerst folgert Rawlinson aus dem Umstande, dafs die Meder in den frühesten assyrischen Annalen nicht erwähnt werden, dafs dieselben damals noch nicht in ihrem jetzigen Lande gewohnt hätten. Nach ihm war damals das ganze Zagrosgebirge von einem fremdländischen Volksstamme bewohnt, den er den scythischen nennt. Indessen verbindet Rawlinson mit dem Namen Scythen nicht den Begriff, den man gewöhnlich diesem Namen giebt, er sieht in ihnen die noch ungeschiedenen Elemente, aus denen später verschiedene Völkerfamilien wie die südindische, die ägyptische, die türkische u. a. m. hervorgingen. Wir finden, wie gesagt, die Beweise immer noch nicht schlagend genug, um eine so gänzlich von der jetzigen verschiedene Bevölkerung in jenen Gegenden anzunehmen. Wir erinnern daran, was wir früher über das Auftauchen und Verschwinden der einzelnen Stammesnamen gesagt haben. Es ist ja eine ganz denkbare Möglichkeit, dafs die Meder damals noch ein unbedeutender Stamm waren, die unter einem Volk verwandten Geschlechtes und verschiedenen Namens mit inbegriffen wurden. Dann wird man auch zugeben müssen, dafs die Macht und die Blüthe der Meder, oder wie das Volk sonst geheifsen haben mag, durch Einfälle der im Norden wohnenden Völkerschaften sehr an ihrer Entfaltung gehemmt worden ist. Die ganze Sagengeschichte dieser norderânischen Stämme, die in Firdosis Schahname enthalten ist, dreht sich um die Kämpfe mit den Völkerstämmen jenseits des Oxus, und das genannte Buch weifs uns von mehr als einem glücklichen und andauernden Einfall dieser Völker zu erzählen.

Aus dem Umstande ferner, dafs die Annalen des Sohnes des Esarhaddon keine Kriege mit den Medern erwähnen, hat Rawlinson weiter geschlossen, dafs die Erzählung von der Thronbesteigung des Dejokes, welche Herodot uns überliefert hat, sowie die

Regierung seines Sohnes Phraortes in das Reich der Mythe zu verweisen seien. Er nimmt an, Herodot habe unnöthigerweise zwischen Dejokes und Astyages unterschieden, beide seien eine und dieselbe Person oder eigentlich gar keine Person, sondern die Personification einer ganzen Dynastie, die Azhis-Dahâka, die beifsende Schlange, geheifsen haben soll; diese Dynastie soll in der persischen Sage der Tyrann Zohak vertreten. Den zweiten medischen König, den Fravartis oder Phraortes, soll Herodot aus der späteren persischen Geschichte herübergenommen haben, es soll der medische Aufrührer Fravartis sein, der in der Inschrift von Behistun vorkommt und welchen Darius besiegte. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, wie unwahrscheinlich dies alles ist. Wenn der Sohn des Esarhaddon von seinen medischen Kriegen kein Aufhebens macht, so werden wir unschwer schliefsen dürfen, dafs darüber nicht viel Rühmliches zu berichten war. Unsere eigene Ansicht über die Thronbesteigung des Dejokes werden wir unten darlegen, und können uns hier auf die hauptsächlichsten Resultate jener Untersuchung beziehen. Es wird sich zeigen, dafs der Bericht des Herodot über die Thronbesteigung des Dejokes mit allen Sitten und Gebräuchen des Volkes im besten Einklange steht und wir den Herodot keines weiteren Irrthums zu bezichtigen brauchen, als dafs er wohl den Titel des neuen Oberkönigs statt seines Namens gegeben hat. Gewifs ist, dafs das medische Königshaus sich ganz in derselben Weise auf einen Urahn Uvakhschatara oder Kyaxares zurückleitete, wie die persischen Achämeniden auf Hakhamanis oder Achämenes. Es könnte nun sein, dafs dieser alte König zu den Vorfahren desjenigen Königs gerechnet werden müfste, den Herodot als Dejokes bezeichnet, es ist aber auch möglich und sogar wahrscheinlich, dafs dieser selbst diesen Namen geführt habe. Dafür spricht wenigstens, dafs Diodor den Namen Kyaxares für den Dejokes des Herodot gebraucht.

Die Gefahr, welche der alten medischen Freiheit von der Herrschaft der Assyrer drohte, war es gewesen, welche dieses freiheitsliebende Volk veranlafst hatte sich willig dem Scepter eines Oberkönigs zu beugen. Die planlosen Einfälle der Völker des Nordens hatten diese Folge nicht gehabt, in den meisten

Fällen widerstand man ihnen glücklich; war dies auch nicht der Fall, so konnte man doch ihre Verheerungen als ein einzelnes, bald vorübergehendes Unglück betrachten. Der jährliche Tribut, den die Assyrer ohne Zweifel von den unterworfenen Medern verlangten, war dagegen viel unerträglicher. Die fortdauernde Gefahr, die von Assyrien her auch nach Abschüttelung des assyrischen Joches noch drohte, liefs die Meder die einheimische Oberherrschaft leicht ertragen; dafs es an einzelnen Aufständen im alten medischen Reich ebensowenig gefehlt haben wird, wie im alten persischen, braucht darum nicht in Abrede gestellt zu werden. Die ersten sechszig Jahre vergingen mit der Consolidirung des Reiches; die Kämpfe, von denen uns übrigens nichts mehr berichtet wird, müssen wir uns vorzüglich gegen Assyrien gewendet denken, das damals noch immer gefährlich war. Dem Nachfolger des Dejokes, dem Phraortes oder Fravartis, dagegen liefs das fortwährende Sinken dieses Reiches schon eher Zeit zu auswärtigen Unternehmungen, von ihm wird berichtet, dafs er die Perser unterwarf. Wir dürfen diesen Ausdruck wohl nicht im engeren Sinne fassen, als habe Fravartis blofs die Landschaft Persis erobert; man wird darunter den gröfsten Theil der érânischen Völkerschaften verstehen müssen. Er wagte es auch, seine Eroberungen gegen Westen auszudehnen, und eroberte das Land bis an den Halys. Die eroberten Länder vermehrten die Macht des Fravartis, indem sie demselben nicht blofs Gold, sondern auch gute Truppen zur Verfügung stellten, und so glaubte er es wagen zu dürfen, den alten Erbfeind in seinem Stammlande selbst anzugreifen. Aber noch war die Zeit für Ninive's Fall nicht gekommen. Eine Schlacht, die vor den Thoren von Ninive gefochten ward, wendete sich zum Nachtheil der Meder, Fravartis selbst fiel in der Schlacht. Was dem Vater nicht gelungen war, wäre vielleicht bald dem Sohne gelungen, wenn nicht zum Glück für Ninive unerwartete Verhältnisse hindernd dazwischen getreten wären. Der Sohn des Fravartis wird von den Griechen Kyaxares genannt, er hiefs eigentlich Uvakhschatara. Er schickte sich sofort an, den vom Vater ererbten Kampf gegen Ninive wieder aufzunehmen, als er die Nachricht von einem Einfall der Scythen erhielt. Einfälle der im Norden wohnenden wandernden Horden

in das érânische Gebiet waren nichts Seltenes, diefsmal aber scheint die Gewalt der Eindringlinge stärker gewesen zu sein als gewöhnlich, Kyaxares wurde besiegt und mufste sich unterwerfen. Es war eine jener traurigen Zeiten hereingebrochen, deren die érânische Sage mehrere zu berichten weifs, in welcher die Erânier vorübergehend den Turâniern gehorchen mufsten. Von der drückenden und übermüthigen Herrschaft dieser Scythen weifs uns auch Herodot zu berichten, doch scheint Kyaxares die Zeit ihrer Herrschaft nicht ungenützt gelassen und solche Völker bezwungen zu haben, welche den Scythen nicht unmittelbar unterthan geworden waren; worin ihm die Scythen auch kaum hinderlich gewesen sein werden. Endlich gelang es dem Kyaxares, die lästigen Oberherren durch List wieder zu vertreiben, indem er sie bei einem Gastmahl betrunken machte und dann viele von ihnen ermordete. So erzählt Herodot, und wir haben nicht den geringsten Grund, seine Angabe zu bezweifeln. Was in neueren Zeiten im Orient geschieht, ist eben auch in der alten Zeit geschehen, und diese Art und Weise, sich seiner Feinde zu entledigen, ist dort sehr gewöhnlich. Vor etwa dreifsig Jahren war der kurdische Stamm der Bilbas der Schrecken des ganzen nördlichen Medien, und die Ruhe wurde nur dadurch hergestellt, dafs man die Häuptlinge desselben zu einem Gastmahl einlud und nicht weniger als dreihundert derselben mit kaltem Blut ermordete. So wird es eben auch damals gewesen sein; die noch übrig gebliebenen Scythen, wenn auch zahlreich, waren ihrer Führer beraubt und wurden von dem Sieger mit leichter Mühe vertrieben. So war denn Kyaxares wieder frei und konnte auf neue Siege denken. Um diese Zeit war wohl schon ganz Armenien den Medern zinsbar, sonst wäre nicht zu erklären, wie ein Zusammenstofs mit dem Königreich der Lyder erfolgen konnte. Fünf Jahre wurde zwischen beiden Völkern mit abwechselndem Glück gekämpft, und so lange dieser Kampf dauerte, scheint sich Kyaxares nicht stark genug gefühlt zu haben, um Assyrien anzugreifen. Dieses Reich hatte auch den Einfall der Scythen überdauert, es war, obwohl zu schwach, um auswärtige Eroberungen zu machen, doch immer stark genug, sich selbst zu vertheidigen. Da wurde endlich, nach sechsjährigen Fehden, ein Friede zwischen Lydien

und Medien geschlossen. Die Beweggründe zu diesem Frieden kennen wir nicht genau, die Alten geben bekanntlich an, dafs eine Sonnenfinsternifs die Schlacht getrennt habe und die Veranlassung des Friedens geworden sei. Man darf aber annehmen, dafs auch noch weitere Gründe für den Abschlufs dieses Friedens vorhanden waren, und wenn man auch gewifs zu weit geht, wenn man mit M. v. Niebuhr verwickelte, auf Jahre hinaus berechnete politische Combinationen annimmt [1]), so wird man doch kaum fehlgreifen, wenn man glaubt, dafs die endliche Bezwingung Ninive's der vornehmste Gesichtspunkt desselben war. Wir sehen wenigstens, dafs die Könige von Medien und von Babylon unmittelbar nach dem Abschlufs dieses Friedens sich zu jenem Zweck vereinigen, um so durch vereinte Kräfte zu erzwingen, was jedem einzelnen unmöglich war. Ninive war durch die Natur, wie durch Kunst so vortrefflich befestigt, dafs es auch in der That des Aufwandes aller Kräfte der Verbündeten bedurfte, um die Stadt zu erobern. Wir sehen, dafs nach dreijähriger Belagerung Ninive noch nicht gefallen war; es würde sich wahrscheinlich noch länger gehalten haben, wären nicht natürliche Ereignisse den Verbündeten zu Hülfe gekommen, der Tigris rifs nämlich einen Theil der Befestigungswerke hinweg und eröffnete dem feindlichen Heere den Eintritt in die Stadt; der König, an aller weiteren Vertheidigung verzweifelnd, übergab sich und seinen Palast den Flammen, Ninive wurde zerstört, und hiermit hatte das assyrische Reich sein Ende gefunden. Es wurden nun auch die assyrischen Stammländer zwischen Medien und Babylonien getheilt. Es ist nicht mehr genau bekannt, in welcher Weise diese Theilung vor sich gegangen ist, die Gränze zwischen Medien und Babylon dürfte in der Nähe der heutigen Stadt Tekrit gewesen sein. Auf jeden Fall erhielt Medien den ganzen gebirgigen Theil im Norden Ninive's nnd beherrschte nun das ganze Hochland von Erân bis gegen Indien, während es gegen Westen seine Gränzen bis an den Halys ausgedehnt hatte. Kyaxares war nun bei Weitem der mächtigste Fürst in Asien, weder Lydien noch Babylonien vermochten es an Macht mit ihm aufzunehmen.

[1]) Geschichte Assurs p. 194 flg

Allein, wie es bei den morgenländischen Reichen so häufig geht, der Höhepunkt der Macht war von dem gänzlichen Falle nicht sehr weit entfernt; und der Fall Mediens war selbst für ein orientalisches Reich ein ungewöhnlich rascher. Kyaxares war ein Mann von ungewöhnlicher Thatkraft gewesen, unter den schwierigsten Verhältnissen hatte er sein Reich erobert und zusammengehalten, aber er hatte es versäumt, die einzelnen Theile desselben durch innere Bande zu einem Ganzen zu verketten. Weder gemeinsame Religion, noch gemeinsames Gesetz galt überall in den verschiedenen Provinzen, die sich alle nur mit Widerwillen unter die medische Oberherrschaft beugten. Nachdem Kyaxares gestorben war, folgte ihm sein schlaffer Sohn Astyages, von welchem die Geschichte nicht eine einzige Kriegsthat zu berichten weifs. Eine solche Unthätigkeit ertrug ein Volk, wie das medische, nie recht, die Bevölkerung der Städte mochte zum Theil verweichlicht sein, aber in den Gebirgen hatte das Volk gewifs seinen alten kriegerischen Geist bewahrt und war durch die Erfolge des Kyaxares sich seiner Macht bewufst geworden. Eine solche Nation mufs von Thaten zu Thaten fortgeführt werden, oder sie kehrt sich, wenn sie unbeschäftigt ist, gegen sich selbst, und innere Fehden sind die unausbleibliche Folge. Es bedurfte bei diesen Umständen nur eines tapfern und ehrgeizigen Führers, um den Astyages vom Throne zu stofsen, und ein solcher fand sich auch, wenn auch nicht bei den Medern selbst, doch bei den nahe verwandten Persern. Kyrus, aus dem Geschlecht der Achämeniden, war durch seine Geburt zur Herrschaft über den érânischen Stamm der Perser befähigt, lernte aber bald einsehen, wie günstig ihm die Gelegenheit sei, noch weit Höheres zu erlangen. Die Geschichte der Jugend und der Thronbesteigung des Kyrus ist dunkel, weil die Erzählungen über ihn frühzeitig mit vielen Fabeln vermengt wurden, wahrscheinlich weil die griechischen Berichterstatter die rein historische Persönlichkeit mit einer gleichnamigen mythischen vermischten. Als historisch dürfte festzuhalten sein, vielleicht: dafs Kyrus durch seine Mutter mit dem medischen Königshause verwandt war (wiewohl diese Verwandtschaft auch später erst ersonnen worden sein mag, um dem beleidigten medischen Nationalstolz etwas zu schmeicheln), gewifs:

dafs er längere Zeit am medischen Hofe in Ekbatana gelebt hat und mit den dortigen Verhältnissen genau bekannt war. Allein eine Berechtigung, dem Astyages auf dem medischen Throne zu folgen, hatte Kyrus auch im besten Falle nicht. Die Erbberechtigung der Töchter in einem solchen Falle widerspricht allen morgenländischen Gebräuchen; nach éranischem Herkommen wären selbst im Falle, dafs Astyages keine Söhne hatte, alle männlichen Angehörigen des königlichen Geschlechtes eher zur Erbfolge tauglich gewesen, als die weibliche Linie.

Die Unthätigkeit des Astyages hatte also die bedenkliche Folge gehabt, dafs die kaum errungene Herrschaft von dem medischen Stamme hinweg auf einen andern überging. Natürlicher Weise verschmerzten die Meder diese Demüthigung nicht leicht und fügten sich nur mit Widerstreben darein, die zweite Stelle unter den éranischen Völkern einzunehmen. Wir sehen daher auch, dafs Glieder der königlichen Familie den Versuch machten, die entrissene Hegemonie wieder zu gewinnen, und dafs sie dabei von den Medern unterstützt wurden. Die Regierung des Kyrus scheint jedoch vergangen zu sein, ohne dafs die Meder ernsthafte Ansprüche erhoben hätten, die Aussichten auf Erfolg waren viel zu gering. Der erste bedeutendere Versuch, den die Meder machten, um ihre frühere Stellung wieder zu erlangen, beanspruchte kaum irgend eine rechtliche Begründung, sondern war blofs durch zufällige günstige Umstände veranlafst. Kambyses hatte seinen Bruder Bardiya oder Smerdes, wie ihn die Griechen nennen, umbringen lassen, ehe er nach Aegypten zog, diesen Mord aber dem Volke geheim gehalten. Dieses Geheimnifs war aber einem Magier, Namens Gaumata, zu Ohren gekommen, der, gestützt auf das Bewufstsein seiner äufserlichen Aehnlichkeit mit dem ermordeten Bardiya, es wagte, sich für diesen selbst auszugeben und in der Abwesenheit des Kambyses der Herrschaft zu bemächtigen. Bei der Masse des Volkes fand er Glauben und Unterstützung bei seiner Erhebung gegen den Kambyses, die Angehörigen der königlichen Familie scheinen von Anfang an nicht im Zweifel darüber gewesen zu sein, dafs Gaumata ein Betrüger sei, wenigstens deutet es Darius nicht an. Auch dem weiteren Kreise der persischen Grofsen mufste die

Sache mindestens verdächtig vorkommen, seitdem Kambyses vor seinem Tode feierlich die Hinrichtung seines Bruders betheuert und seine persische Umgebung beschworen hatte, die Anmaſsung des Usurpators nicht zu dulden. Allein der Magier hatte sich einmal der Herrschaft bemächtigt, und es war schwer, sie ihm wieder zu entreiſsen. Wir wissen von den Griechen, daſs er sich bei den unterworfenen Völkern durch Nachlaſs des Tributs beliebt gemacht hatte, wir wissen von Darius selbst, daſs er gegen die Perser mit groſser Strenge verfuhr, so daſs Niemand etwas zu unternehmen, noch auch nur über ihn zu sprechen wagte, bis Darius kam. Der Usurpator scheint sich meist in Medien aufgehalten zu haben, dieſs muſste es natürlich sehr erschweren, etwas gegen seine Person zu unternehmen. Darius mit sechs Verschwornen, sämmtlich Persern, unternahm es, den Magier zu ermorden und seiner Familie wieder die Herrschaft zu sichern. In einer medischen Festung Sikathauvatis, deren Lage unbekannt ist, wurde die That vollbracht, die auch vollständig gelang [1]. Die Neuerungen, welche der Magier eingeführt hatte, wurden sofort wieder abgeschafft und alles auf den alten Fuſs gesetzt. Von den Magiern, die sehr tief in das Complott verwickelt waren, wurden viele getödtet, die Perser aber feierten das Andenken an diese That durch ein eigenes jährliches Fest.

Dem verunglückten Versuche des Magiers folgte noch während der Regierung des Darius ein zweiter, der aber gleich unglücklich endete [2]. Ein Meder, mit Namen Fravartis, wagte es, wie es scheint, fälschlich, sich für ein Glied der Familie des Kyaxares auszugeben und aus diesem Grunde die Herrschaft in Medien zu beanspruchen. Die Umstände waren dieſsmal so günstig, daſs es nur durch die Geschiedenheit der einzelnen Provinzen im Alterthum begreiflich wird, wie der Anschlag miſslingen konnte. Eine groſse Anzahl von Provinzen hatte sich gleichzeitig empört und nöthigte den Darius, seine Heere nach verschiedenen Richtungen zu vertheilen. Unter diesen empörten Provinzen war das so nahe an Medien gränzende Armenien, gegen Osten war Parthien und Margiana aufgestanden. Allein nirgends stoſsen

[1] Inschrift von Behistun I, 35 flg.
[2] ibid. II, 5 flg.

wir auf eine Andeutung, dafs diese Aufständischen gemeinsame Sache machten. Jede Provinz vertheidigte sich allein, gegen jede wurde auch ein gesondertes Heer geschickt. Selbst die Parther und Hyrkanier, die doch auch den Fravartis zum Könige ausriefen, scheinen nur für sich gehandelt zu haben. Der Aufstand der Armenier war offenbar sehr ernst und die Aufrührer müssen zuerst bedeutende Erfolge gehabt und den von Darius abgeschickten Feldherrn verdrängt haben; diefs sieht man aus des Darius eigenem Berichte, so leicht er auch darüber weggeht. Den Aufstand in Medien scheint der König noch weit ernster angesehen zu haben, er schickte nicht nur ein persisches Heer unter Vidarna dorthin, sondern er folgte demselben mit einem zweiten von Babylon aus nach. Zwei Schlachten wurden geschlagen, beide bei jetzt unbekannten Städten, die aber im westlichen Medien gelegen waren. Die erste Schlacht bei einer Stadt Marus lieferte Vidarna allein, die zweite bei Kudurus wurde von Darius persönlich geleitet. Der medische Usurpator wurde in beiden Schlachten geschlagen und zog sich in das östliche Medien nach Ragha zurück, wo er gefangen genommen wurde. Ein gleiches Schicksal hatte ein Aufstand der Sagartier, den wir schon defswegen zu den medischen Aufständen zählen müssen, weil das Haupt desselben Tschitratakhma gleichfalls seine Ansprüche darauf gründete, zu der Familie des Kyaxares zu gehören. Doch war dieser Aufstand nicht von sehr ernster Bedeutung; der gegen den Tschitratakhma geschickte Feldherr schlug denselben nicht nur in der ersten Schlacht vollständig, sondern nahm ihn auch gefangen. Es ist charakteristisch für alle diese Aufstände, dafs die Empörer, nachdem ihre Hülfsquellen erschöpft sind, dem Sieger in die Hände fallen; keiner derselben scheint auch nur den Versuch gemacht zu haben, sich auf fremdes Gebiet zu retten. Darius liefs seine Nebenbuhler verstümmelt an seinem Hofe ausstellen und dann in der Hauptstadt des Landes, wo sie den Aufruhr erregt hatten, hinrichten. Von dieser Zeit an scheinen die Meder ihre Versuche, die Hegemonie wieder zu erlangen, aufgegeben zu haben. Nur einmal, unter Darius Nothus, ist von einem ernsthaften Aufstande der Meder die Rede, er endete wie die früheren, aber die Meder scheinen dadurch auch die bevorzugte Stellung,

die sie immer noch neben den Persern eingenommen hatten, verloren zu haben. Der Gang der Weltereignisse gestaltete sich ohnehin für den Gedanken an Aufrichtung einer Weltherrschaft durch die Meder immer ungünstiger und so beschränkten sich dieselben immer mehr auf ihre provinziellen Angelegenheiten. So finden wir es schon zur Zeit Alexanders des Grofsen, von da an wurde die Einheit Mediens zerrissen, weil Atropatene ein besonderes Reich wurde. Der Name der Meder scheint sich aber auch noch die Zeit der Sasaniden hindurch erhalten zu haben, und erst der Islam hat diese Erinnerung mit vielen anderen hinweggenommen.

Von nicht geringerer Wichtigkeit als für die politischen Verhältnisse des alten Erân war Medien auch für die Cultur dieses Landes. Wir müssen annehmen, dafs Medien sich wenigstens bei den beiden östlich gelegenen Provinzen Parthien und Hyrkanien einen dauernden Einflufs erworben habe, denn wir haben gesehen, wie noch unter Darius diese beiden Provinzen sofort dem Beispiele Mediens folgten und dem Herrscher ihre Anerkennung zollten, der sich rühmte, aus dem Geschlecht des medischen Königshauses zu stammen. Die Anhänglichkeit dieser und anderer Provinzen an Medien war aber kaum blofs politischer, sondern auch religiöser Natur. Die Mager waren ein medischer Stamm, so erzählt uns Herodot; die Besitzungen der Mager lagen in Medien, so erzählt uns Ammianus; ich sehe also nicht den mindesten Grund, diese Angabe zu bezweifeln und die Mager mit Medien in die nächste Verbindung zu setzen, obwohl der Einflufs der Mager über die Gränzen Mediens hinausgereicht hat. Bei den Persern, das wissen wir von Herodot, durfte ohne einen Mager kein Opfer vorgenommen werden. In dem in den östlichen Provinzen des érânischen Reiches geschriebenen Avesta werden zwar die Mager nicht genannt, sondern nur Priester schlechtweg erwähnt, nichts aber hindert uns, unter diesen Priestern auch die Mager zu verstehen, zumal da erwähnt wird, dafs die Priester von fernher kommen. Airyanavaeja, das angebliche Geburtsland Zoroasters mufs nach dem ganz bestimmten Zeugnisse der Tradition in die Nähe Mediens gesetzt werden, wenn auch nicht ganz klar ist, ob die Geburtsstätte Zoroasters in der Nähe des Uru-

miasees oder bei Rai gesucht werden mufs. Die Stadt Ragha oder Rai wird im Avesta selbst mit besonderer Achtnng genannt [1]. Besonders aber tritt die Bedeutung Mediens für den Feuercultus hervor, wie denn auch der Geschichtschreiber Tabari uns die Notiz aufbewahrt hat, dafs der Feuercultus in Atropatene seinen Ursprung hatte und die meisten Feuertempel in dieser Provinz ihren Sitz hatten. Die Verehrung des Feuers lag der alten erânischen Religion zu allen Zeiten sehr am Herzen, und diese Verehrnng hat mit der Zeit eher zu- als abgenommen. Es geschieht aber die Verehrung dieses Elementes unter verschiedenen Formen. Man verehrt zuerst den Genius des Feuers, Ardibehest, der das Fener in seinen verschiedensten Gestalten zu überwachen und zu beschützen hat. Dieser Genius nimmt in der Rangordnung der göttlichen Wesen bei den Parsen eine der vorzüglichsten Stellen ein. Dann verehrt man anch das Feuer in seinen verschiedenen Lebensäufserungen: als Hausfeuer, als Blitzesfeuer, als das Feuer, das in den Menschen, Pflanzen u. s. w. lebt. Endlich aber — und diefs ist uns hier die Hauptsache — gibt es auch mehrere besondere Feuer, die an einen bestimmten Ort gebunden sind und dort besondere Verehrung geniefsen. Die Parsen nennen besonders drei solcher heiliger Feuer, die als Beschützer der drei Stände der Erânier angesehen werden. Das erste unter ihnen ist das Feuer Froba, welches die Priester beschützen mufs und ursprünglich seinen Sitz auf einem Berg in Chorasmien gehabt haben soll, später, als die Blüthe der Religion in Baktrien war, wurde es mehr nach Osten, nach Kabul übergesiedelt. Das zweite dieser Feuer ist das sogenannte Adser Geschesp, welches die Krieger beschützt, es hat seinen Sitz in Atropatene anf einem Berg Asnavand. Das dritte Feuer, der Beschützer der Ackerbauer, wird Adser Burzin Mihr genannt, und wird auf einem Berg Revand, angeblich in Chorasan, wohnend gedacht.

Es ist nun besonders das zweite dieser Feuer, das als Beschützer der Krieger für die Erânier das wichtigste ist, welches

---

[1] Vgl. jetzt unten und Windischmann: Zoroastrische Studien p. 47 flg. Die Versetzung des Geburtsortes Zarathustra's nach Medien selbst, sei es an den Urumiasee oder nach Ragha, scheint vornehmlich in der Zeit der Sasaniden stattgefunden zu haben. Airyanavaeja haben wir noch nördlicher zu suchen.

uns hier zu beschäftigen hat. Die Erwähnung desselben beschränkt sich nicht auf die Bücher der Parsen; Firdosi und andere muhammedanische Schriftsteller erwähnen dasselbe häufig, und sogar zu den Byzantinern ist der Ruf desselben gedrungen. Es wird in Verbindung mit den alten érânischen Helden der Urzeit gesetzt, daher kommt die Behauptung der moslemischen Schriftsteller, dafs dieses Feuer vorzoroastrisch sei. Nach dem Bundehesch hat der König Kai-chosru dieses Feuer, das ihm immer folgte und ihm bei seinen Thaten behülflich war, an einen bestimmten Ort gebunden. Welches nun dieser Ort sei, wird uns bestimmt nachzuweisen nicht mehr gelingen, doch verdient Rawlinson's Ansicht, dafs der Berg Asnavand der neuere Takht-i-Soleiman sei, entschiedene Beachtung [1]). Wir haben schon oben von dem nördlichen Ekbatana oder Kanzaka gesprochen, welches im Mittelalter den Namen Schiz führte. Diese Stadt war unläugbar im Besitze eines sehr bedeutenden Feuertempels. Die Magier rühmten sich das Feuer, das ursprünglich vom Himmel gefallen sein sollte, ununterbrochen bewahrt zu haben. In Kanzaka fand nun der Kaiser Heraklius, als er die Stadt einnahm, ein solches heiliges Feuer und viele Magier, die es bedienten, dies mag wohl der Adser Geschesp gewesen sein. Der Sasanidenkönig Behramgur weihte dem Feuer Adser Geschesp einen Theil seiner scythischen Kriegsbeute, und Tabari sagt uns, dafs dieser König das genannte Feuer vor allen anderen verehrt habe. Unter Chosru Nuschirvan war dieser Tempel fortwährend ein Gegenstand der Verehrung, wie uns Procopius und Firdosi berichten; letzterer hat uns einen langen Bericht über den Besuch dieses Fürsten bei dem berühmten Feuertempel aufbewahrt. Chosru Parviz, als er vor dem Zorne seines Vaters floh, wandte sich zuerst zu dem Feuertempel in Kanzaka und widmete sich daselbst religiösen Uebungen. Als er nach langer Abwesenheit endlich von den Griechen wieder in sein Reich eingesetzt worden war, schlug er sein Hoflager zuerst in der Hauptstadt Atropatenes auf. Aufser dem Feuer Adser Geschesp gab es noch andere berühmte Feuer im nördlichen Medien. Schon der erste Sasanide soll nach Moses von Chorene

[1]) Rawlinson, Journ. of the R. G. Soc. X, 79 flg.

einen Feuertempel in Pakavan gegründet haben, welchen Saint-Martin für das moderne Baku hält. Die Erdfeuer von Baku sind bekanntlich noch jetzt trotz der Entfernung für die Parsen ein Gegenstand der Verehrung, sie sind es gewiſs in noch höherem Grade gewesen, als der Parsismus noch in Erân selbst blühte.

Es mag übrigens der Feuercultus nicht das einzige Element sein, welches Medien der érânischen Religion zugeführt hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat dort auch schon frühe ein anderer Cultus stattgefunden, der sich später weit verbreitete: der Cultus der persischen Artemis oder, wie sie mit ihrem érânischen Namen heiſst, der Anâhita. Dieſs ist der Genius des Wassers, und eine solche Gottheit muſste in Medien mit seinen vielen Gebirgswassern bereitwillig anerkannt werden. Der Annahme, daſs Anâhita eine altérânische Gottheit sei, scheint zwar eine Stelle des Berosus entgegenzustehen, welche versichert, daſs erst Artaxerxes die Verehrung dieser Gottheit eingeführt habe, und erst seit dieser Zeit kommt sie in den Keilinschriften vor. Allein Berosus spricht, wie Windischmann [1]) in einer trefflichen Monographie über diese Göttin nachgewiesen hat, nur von der Darstellung der Göttin durch Bilder, welche bei den Persern eingeführt worden seien, dieſs hindert aber nicht, darum in dieser Gottheit eine alte persomedische zu sehen. Wir kennen mehrere berühmte Tempel dieser Göttin in Medien, namentlich in Ekbatana und in Konkobar. Es erstreckte sich jedoch der Dienst dieser Göttin auch noch weiter, in Susa war ein Tempel derselben und in Armenien genoſs sie groſse Verehrung. Es sind dieſs lauter gebirgige, wasserreiche Gegenden. Der Dienst der Anâhita erstreckte sich dann aber auch noch nach Baktrien, Cappadocien, Pontus und Lydien, sie hatte Tempel in Sardes, Damascus und Hierocäsarea. Anâhita wird als eine Frau mit sehr starken Brüsten abgebildet [2]), ihre Kleidung besteht aus Biberfellen, auſserdem daſs sie die Wasser beschützt, gewährt sie auch noch sonst den Gläubigen ihren Schutz, sie reinigt den Samen der Männer und verleiht den Frauen glückliche Geburt.

[1]) Die persische Anâhita oder Anaïtis. München 1856.

[2]) Cf. Loftus, Travels etc. p. 379.

Noch in einer anderen Rücksicht ist aber Medien für die érânische Religion von Wichtigkeit; es war das Land, von dem aus Irrlehren in Umlauf kamen. Diefs ist kein Widerspruch, denn die eifrige Beschäftigung mit der Religion erzeugte eben auch ketzerische Ansichten. Dann darf man aber anch nicht übersehen, dafs die Bekanntschaft mit den semitischen Religionen am Euphrat und Tigris sich leicht vermitteln liefs, denn jene Gegenden waren nahe und Semiten wohnten selbst innerhalb des medischen Gebietes. Dafs die westlichen Religionen schon frühe auf Medien einwirkten, ist sicher, nur können wir mit unseren spärlichen Hülfsquellen nicht mehr sicher entscheiden, ob sich dort frühe schon eine aus zwei verschiedenen Anschauungen gemischte Religion gebildet habe, oder ob sich ein Theil der Meder geradezu den heimischen Göttern ab- und den fremden zuwandte. Eine Andeutung des fremden Einflusses haben wir schon in Herodots Erzählung von Dejokes. Es wird jetzt allgemein zugegeben, dafs die verschiedenen Farben, mit denen Dejokes die Zinnen seiner Burg geschmückt haben soll, nicht von Herodot erfunden sind, sondern dafs sich dieselbe Abstufung der Farben auch beim Belusthurme wiederfindet und ihren Grund in dem Gestirndienste der Babylonier hat. Wir werden daher annehmen müssen, dafs dieser Gestirndienst damals auch in Ekbatana seine Anhänger haben mufste, und wir begreifen, dafs das Avesta die Stadt Ragha, trotz aller Verehrung, als den Sitz übergrofsen Unglaubens bezeichnen kann. Auch in den Dienst der Anâhita scheinen fremde Bestandtheile gemischt zu sein, denn ganz aus der Luft gegriffen kann die Bemerkung des Berosus, dafs dieser Dienst von aufsen gekommen sei, doch nicht sein, auch finden wir, in Verbindung mit mehreren Tempeln der Anâhita das Institut der Hierodulen, diefs ist aber rein semitisch, das Avesta spricht von solchen Dingen mit Abscheu. Auf eine frühe Verbreitung fremder Religion in Medien weist auch hin, dafs nach der érânischen Sage der König Kai-chosru dort einen Götzentempel zerstörte. Unter den Sasaniden bezeugen auch die armenischen Schriftsteller und die Byzantiner die Fortdauer des Gestirndienstes. Als der Kaiser Heraklius die Stadt Kanzaka einnahm, fand er dort das Bild des Chosru Parviz. Der König ward

dargestellt, als ob er im Himmel throne, umgeben von Sonne, Mond und Sternen, denen er Verehrung darzubringen scheint. Im Avesta selbst nimmt zwar die Verehrung der himmlischen Heerschaaren einen nur untergeordneten Platz ein, doch werden nicht blofs Sonne, Mond und Sterne angerufen, auch die ganze Himmelssphäre erhält neben der unendlichen Zeit wenigstens eine beiläufige Verehrung. Unter solchen Umständen kann es doch wohl nicht blofses Vorurtheil der muhammedanischen Schriftsteller sein, wenn sie den Gestirndienst in Erân vor der Einführung des Islam heimisch sein lassen. Schon in den späteren Parsenschriften spielen die zwölf Zeichen des Zodiacus eine wichtige Rolle als die Vertheiler der Güter dieser Welt, ihnen entgegengesetzt sind die sieben Planeten, welche das Unheil auf der Welt anrichten. Ein Beispiel, wie man den Gestirndienst mit dem Parsismus zu einem Ganzen vereinigte, sehen wir an der Secte der Zervaniten, deren Lehren wir aus armenischen und muhammedanischen Schriftstellern kennen lernen und die sich im westlichen Erân, wie es scheint, eines nicht unbedeutenden Anhanges zu erfreuen hatte. Statt der zwei widerstrebenden Principien des Guten und Bösen oder Ormazd und Ahriman, welche, wie jetzt allgemein zugestanden wird, die beiden Grundmächte des Parsismus bilden, wird von den Zervaniten eine oberste Gottheit angenommen, nämlich Zervana akarana, d. i. die unendliche Zeit, aus der Ormazd und Ahriman erst emaniren. Diese Zeitgottheit steht mit der Gottheit des Raumes oder des Himmelskreises und den im Raume befindlichen Himmelskörpern in engster Verbindung und regiert durch die letzteren die Welt. Anstatt also den Zoroaster nach Babylon reisen zu lassen, um dort solche Lehren zu verbreiten, wie diefs manche thun, wird man vielmehr annehmen müssen, dafs umgekehrt diese Lehren von Babylon aus nach Medien vorgedrungen sind.

Nachdem einmal Weltreligionen sich zu bilden angefangen hatten, drang bald das Christenthum von Westen aus auch nach Medien vor. Die Juden waren schon vorher dort ziemlich zahlreich. Wir haben bereits früher die Möglichkeit angedeutet, dafs schon unter den Assyrern Israeliten in die medischen Berge versetzt worden seien; welche angesehene und einflufsreiche Stellung

später die Juden am Hofe der Achämeniden einnahmen, beweist das Buch Esther, während wir aus dem Buche Tobias erfahren, dafs auch in Ragha und in Ekbatana Juden ihren Sitz hatten. Nachdem das Christenthum schon in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens in Syrien festen Fufs gefafst, nachdem sich bald auch Armenien dem Christenthume zugewendet hatte, da war es ganz natürlich, dafs dasselbe anch nach Medien vordrang. Der heftige Widerstand, den die Sasaniden anfänglich dem Christenthum entgegensetzten, hatte zum grofsen Theil seinen Grund in den politischen Streitigkeiten mit dem römischen Reich, zu dem sich die Christen aus sehr natürlichen Rücksichten hingezogen fühlen mufsten. Dieses Widerstreben machte aber einer milderen Auffassung Platz, sobald das Christenthum angefangen hatte, sich in Secten zu spalten. Die Perserkönige beschützten von nun an gerade diejenigen Secten, die im byzantinischen Reiche Verfolgung zu gewärtigen hatten. Die Monophysiten hatten dort unter dem Namen der Jakobiten zahlreiche Gemeinden, am zahlreichsten aber waren die Nestorianer, die wegen ihrer verschiedenen Kenntnisse als Aerzte, Mathematiker u. s. w. am persischen Hofe gern gesehen waren. Von diesen ehemaligen nestorianischen Gemeinden in Medien findet man bei Assemani ein stattliches Verzeichnifs, aus dem man deutlich sieht, dafs die heutigen Nestorianer in jenen Gegenden nur schwache Ueberbleibsel sind. Hamadân war ein Bischofssitz, in Ragha war ein Metropolit, der zugleich über Tabaristân gesetzt war. Ob auch von Osten her der Buddhismus nach Medien vorgedrungen ist, wissen wir nicht mehr, in Tabaristân soll es laut chinesischen Nachrichten Buddhisten gegeben haben. Auf keinen Fall waren die Fortschritte, welche diese Religion dort gemacht hatte, so bedeutend, wie die des Christenthums.

Wir haben bisher von unseren Untersuchungen über Medien einen Landstrich ausgeschlossen, den wir unbedingt zu dieser Provinz zählen müssen, obwohl er nur in einem loseren Zusammenhange mit derselben steht. Es ist diefs der sehr waldige Gebirgsstrich an den Ufern des caspischen Sees, im Norden des ehemaligen Districts Ragiana, die Talisch- und Alburzgebirge. Die Nähe der heutigen Hauptstadt des Perserreiches hat jene

Gegenden den Untersuchungen verhältnifsmäfsig zugänglich gemacht; auch im Mittelalter haben die Küstengegenden ihre Geschichtschreiber gehabt, die wir zu unserer Belehrung noch benützen können. Anders freilich waren die Verhältnisse im Alterthum. Die Alten kennen in diesen Gebirgen am caspischen Meere in der Richtung von Westen nach Osten die Kaspier, die Kadusier, von denen die Gelae wohl nicht verschieden waren. Plinius (H. N. VI, 16. 18.) sagt, Cadusii sei der griechische, Gelae der morgenländische Name, was wohl kaum ganz richtig sein wird. Wie dem auch sei, in dem Namen der Gelae erkennt man leicht den modernen Namen Gilân, der aber nach der Angabe der persischen Lexikographen (cf. Vullers, lexicon pers. s. v. گیلان) Gélân zu sprechen ist und wahrscheinlich mit *gairi*, Berg, zusammenhängt. Die Annalen des alten medischen Reiches werden gewifs häufig Gelegenheit gehabt haben, jener Küstenländer zu gedenken, die Residenzen aber der späteren Achämeniden, sowie auch der Seleuciden und der Chalifen waren zu entfernt, und diefs sicherte jenen Gebirgsgegenden ihre Unabhängigkeit. Es ist bekannt, dafs die klimatischen Verhältnisse jenes Küstenlandes ganz und gar verschieden sind von denen des übrigen Erân, und dafs dort theilweise ein tropisches Klima herrscht. Von Aderbaidschân an bis gegen Chorâsân hin erstreckt sich nämlich eine grofse Waldzone von wechselnder Breite, aber in einer Längenausdehnung von wenigstens 100 geographischen Meilen. Ein schmaler Küstenstrich liegt zwischen den Gebirgen und dem Meer, in Mazenderân ist derselbe oft fünf bis sechs Stunden breit, in Gélân treten die Gebirge oft unmittelbar an das Ufer des Meeres heran. Das Land, welches wir Gélân nennen, heifst bei den muhammedanischen Geographen des Mittelalters nur in seinen ebenen Theilen so, der gebirgige Theil wird Dilman genannt [1]). Tabaristân und Mazenderân scheint man so streng nicht geschieden zu haben, denn eine geographische Autorität, wie der Araber Jaqut in seinem grofsen geographischen Wörterbuch, weifs einen solchen Unterschied nicht anzugeben [2]). In den Niederungen am Fufs der

[1]) Vgl. Dorn, Muhammedanische Quellen zur Geschichte der südlichen Küstenländer des kaspischen Meeres. Bd. IV, S. 71.

[2]) Dorn, l. c. p. 42. Barbier de Meynard Dictionaire p. 380.

Gebirge gegen den See hin herrscht die üppigste Vegetation, deren Aehnlichkeit mit der indischen auch den Muhammedanern aufgefallen ist, daher man diese Küstenländer auch das weifse Indien benannte. Das Land ist voll von Obstgärten, Maulbeer- und Weinpflanzungen, das Zuckerrohr gedeiht dort, Reis ist das allgemeine Nahrungsmittel. In manchen Theilen des Landes finden sich Orangenwälder, Citronen und Oliven. Neben diesen Vorzügen fehlen aber auch die Schattenseiten nicht. Nur im Frühjahr ist das Klima gesund, im Sommer und Herbst ist die Luft mit bösen Dünsten angefüllt, die Fieber sind dann allgemein und oft tödtlich. Die Regenzeit währt vom September bis zum Januar, die Nord- und Nordwestwinde wehen die Wolken in Masse in die Alburzkette, über die sie selten emporsteigen, sondern sich meist über diesen Küstenländern entladen. Der Winter, der im Januar beginnt, zeichnet sich durch vielen Schnee aus. Von Altersher war dieses Land durch häufige Erdbeben heimgesucht, die oft sehr verheerend wirken. Ob die Bewohner dieser Gegend im Alterthume durchaus Erânier waren, ist unbestimmt, Manches spricht dagegen. Ueber die jetzigen Einwohner kann kein Zweifel sein, denn von ihrer Sprache besitzen wir genügende Sprachproben; sie erweist sich als eine rein érânische, wenn auch dialektisch abweichend. In ihrer äufseren Erscheinung unterscheiden sie sich von den übrigen Erâniern durch eine dunklere Hautfarbe, die Bewohner von Gélân und Mazenderân unter sich wiederum durch Verschiedenheit der Tracht. Bei persischen Schriftstellern werden die Bewohner Dilmans wegen ihres krausen Haares angeführt. Der Gélâner ist stets bewaffnet mit einer Karabine oder einem zweischneidigen Messer im Gürtel, bei der Arbeit trägt er weite, hoch aufgehende Pantalons und ein kurzes Hemd, auf dem Marsche noch dazu eine wollene Weste und eine niedrige cylindrische Mütze. Er geht entweder barfufs oder umwickelt den Fufs mit einem Stück Sohlleder, das er mit einem Stricke festbindet. Der Bewohner Mazenderâns ist erkennbar durch eine kegelförmige Mütze von Schaffell oder Wollenzeug von derselben braunen Farbe, wie sein Rock und seine Beinkleider. Tabaristân, der am wenigsten gebirgige Theil des Landes, hatte mehrere ansehnliche

Städte. Oft genannt wird Temischa, eine angebliche Residenz des fabelhaften Königs Minotschehr, über ihre Lage war man schon im Mittelalter im Zweifel. Die Stadt Asterâbâd soll nach dem Geschichtschreiber Tabaristâns, Sehir-eddîn, das ältere Gurgân sein [1]. Amol gilt für die älteste Stadt des Landes. Auch Sari hatte früher einen Namen als Sitz einer bedeutenden Fürstenfamilie. Mehr nach dem Gebirge zu lag Ruyan, gleichfalls eine alte Stadt.

Der Bergrücken, der die Ebenen Mazenderâns und Gélâns von dem übrigen Erân trennt, führte in den Zeiten der Sasaniden den Namen Padas-qar-gar, worin man leicht die πατειςχορεῖς des Strabo wieder erkennt [2]. Damit wird auch der Name Farschvad-gar zusammenhängen, welchen Sehir-eddîn [3] dem Lande giebt, obwohl er auch in weiterer Bedeutung ganz Ader-baidschân nebst Rai und Kumis dazu rechnet. Von Allen, welche jene Küstenländer des kaspischen Meeres kennen gelernt haben, ist es anerkannt worden, daſs dieselben für eine von der Natur selbst erbaute feste Burg gelten können. Sie sind unzugänglich für den Fremden durch ihre dichten Wälder und vielen Sümpfe, vor allem aber durch ihr ungesundes Klima, das Jedem verderblich wird, der nicht von Jugend auf an dasselbe gewöhnt ist. Es fehlt auch nicht an Beispielen von Eroberern, die sich unvorsichtigerweise in diese Waldwildnisse leiten lieſsen und ihre Wagnisse theuer genug bezahlten. Wir werden einige derselben unten namhaft machen.

Trotz seiner Unzugänglichkeit wird das Land schon frühe in der érânischen Sagengeschichte genannt. Als die Mutter des Königs Ferédûn, die Wittwe des Dschemschéd, vor dem Tyrannen Zohâk flüchten muſste, zog sie sich nach Tabaristân zurück; dort, in der Gegend des Berges Demâvend wurde der Held geboren, der später der Rächer seines Vaters ward. Darum schleppt denn auch Ferédûn den überwältigten Zohâk hierher und kettet ihn unter dem Berge Demâvend an, den Zuckungen dieses Riesen wer-

---

[1]) Sehir-eddîn ed. Dorn. p. 13.

[2]) D. h. dem Namen nach, die πατειςχορεῖς des Strabo wohnen in Persien.

[3]) l. c. p. 19. Cf. auch Windischmann, Zor. St. p. 4.

den die verschiedenen Erdbeben zugeschrieben, welche jene Gegend heimsuchen. Von dem Aufenthalte Minotschehrs, des Enkels des Ferédûn, berichten zahlreiche Localsagen, man schreibt ihm mehrere alte Bauten zu. Wenn die Berichte des Ktesias über die medischen Könige und ihre Kriege mit den Kadusiern irgend einen geschichtlichen Gehalt haben, so dürften es Kämpfe kleiner Stammesfürsten mit ihren Nachbaren im Gebirge gewesen sein. Uebrigens galt in der érânischen Sage Mazenderân auch als das Land der bösen Zauberer. Bei Firdôsî beschliefst der König Kaikâvus, einen Zug nach Mazenderân zu unternehmen und das Land zu erobern, trotzdem, dafs seine bewährtesten Rathgeber den Zug widerrathen. Dort wird er in kurzer Zeit von den Dämonen gefangen genommen, und in dieser Gefangenschaft bleibt er, bis ihn der Held Rustem durch seinen tapfern Arm daraus befreit. Den besten Commentar zu dieser Sage geben die folgenden besser beglaubigten Nachrichten. Artaxerxes Mnemon unternahm an der Spitze eines grofsen Heeres einen Zug gegen die Kadusier. Aber das Land gewährte dem Könige nicht die hinreichenden Lebensmittel, es entstand Hungersnoth, und der König vermochte offenbar weder rück- noch vorwärts zu ziehen. Nur durch List wurden die Fürsten der Kadusier zur Unterwerfung bewogen und der König vom augenscheinlichen Untergange errettet. In späterer Zeit unternahm auf Befehl des Chalifen Suleimân der moslemische Feldherr Jesid einen Zug nach Tabaristân, um den mächtigen Fürsten Ferchân zur Unterwerfung zu zwingen. Er bemächtigte sich der Stadt Gurgan und drang von da weiter vorwärts; Ferchân konnte sich in der Ebene nicht halten und zog sich in die Berge zurück. Dort aber gelang es ihm, dem Jesid eine Niederlage beizubringen, die moslemische Besatzung in Gurgan wurde überfallen und niedergemacht, Jesid konnte sich nur durch ein Lösegeld von 300,000 Dirhams den Rückzug erkaufen.

Aufser dem oben beschriebenen Zuge des Artaxerxes Mnemon gegen die Kadusier, die mit anderem Namen auch Gelen, d. i. Gêlâner, genannt werden, ist aus der Zeit der Achämeniden nichts über die Geschichte dieser Völker bekannt. Erst in der Zeit der späteren Sasaniden beginnen die Nachrichten der muhammedanischen Schriftsteller über diese Länder, die aber von da in

ununterbrochener Folge fortgehen. Hauptquelle ist ein gewisser Sehir-oddîn, der dio Geschichte Tabaristâns bis zum Jahr 1476 n. Chr. herabführt, doch ist die ältere Geschichte des Landes ziemlich spärlich bedacht. Nach Sehir-eddîn wurde in älterer Zeit die ganze Gegend, welche den Namen Farschvad-gar führt (wir haben den Ausdruck schon oben erwähnt), von einer einzigen Dynastie beherrscht, welche den Namen der Dschenefschâhe führte. Wenn auch diese Fürsten nicht immer in diesem ganzen Gebiete anerkannt waren, so soll ihnen doch Tabaristân stets treu geblieben sein. Diese Dschenefschâhe regierten im Ganzen 265 Jahre und wurden zur Zeit des Kobâd, des Sohnes des Peroses, ausgerottet. Zur Zeit, als Peroses regierte, waren im Norden Erâns die Hephthaliten oder weifsen Hunnen eine gefürchtete Macht. Peroses, der wiederholt mit ihnen in Krieg verwickelt war, unternahm einen Zug gegen sie, der aber mit einer Niederlage endete, in welcher der König selbst soin Leben verlor und eine grofse Anzahl Erânier gefangen wurden. In Seleucia aber war ein Stellvertreter des Königs zurückgeblieben, Namens Sukhra, ein entschlossener Mann. Dieser, als er die Nachricht von dem schlimmen Ausgange des Feldzuges erhielt, sammelte auf der Stelle ein Heer und rückte gegen die Hephthaliten vor, welche auch von ihm eingeschüchtert wurden, und wenigstens die Gefangenen und die Beute wieder auslieferten. Es galt nun einen neuen König zu wählen, und diese Wahl fiel auf Palasch, einen Sohn des ermordeten Königs (nach andern Nachrichten war es sein Bruder); dieser Wahl gab der zweite Sohn Dschamasp seine Zustimmung, während Kobâd dieselbe versagte, zu den Tataron entfloh und diese bewog, ihm ein Heer zur Verfügung zu stellen, mit dessen Hülfe er einen Einfall in Erân machte. Allein, noch ehe er die Gränze seines Vaterlandes überschritten hatte, war Palasch gestorben, der erledigte Thron wurde von Sukhra dem Kobâd angeboton und das tatarische Heer wieder zurückgeschickt. Die Stellung des Dschamasp war durch diese Vorgänge am Hofe unhaltbar geworden, er ging nach Armenien, wo er sich durch seine Tapferkeit im Kriege gegen die nördlichen Völker auszeichnete; zum Lohn dafür ward er von seinem Bruder mit der Statthalterschaft von Armenien und Aderbaidschân betraut; die Be-

sitzungen, welche er dort erwarb, vererbten sich auf seine Kinder. Sukhra nahm natürlich anfangs am Hofe des Königs Kobâd eine hohe Stellung ein, fiel aber bald in Ungnade und wurde ermordet. Er hatte neun Söhne, die, um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen, sich vom Hof entfernten und nach Badakschan zurückzogen. Erst nach Kobâd's Tode wagten sie sich wieder hervor und wufsten sich den König Nuschirvân geneigt zu machen, angeblich durch ihre ebenso unvermuthete als gelegene Hülfe in einer Schlacht gegen die Turanier. Einer dieser Söhne, Karen, siedelte sich in Tabaristân an, von ihm stammen die Kariniden, die einen Theil der dortigen Gebirge beherrschen. Unterdessen hatte sich auch die Familie des Dschamasp, welche, wie wir gesehen haben, in Armenien und Aderbaidschân begütert war, nicht nur in ihren früheren Besitzungen befestigt, sondern auch noch neue Eroberungen gemacht, indem die Gélâner gezwungen wurden, sich derselben zu unterwerfen. Ein Urenkel des Dschamasp führte den Namen Gavbara (d. i. das alte Gaubaruva, Gobryas), er glaubte an die Möglichkeit, dafs er sich, nachdem er seine Herrschaft in Gélân befestigt hatte, auch Tabaristân unterwerfen könne. Er suchte sich zuerst in aller Stille dort festzusetzen, indem er sich theils den Einwohnern des Landes gefällig erwies, theils dem Statthalter der Sasaniden daselbst wesentliche Dienste leistete. Zuletzt benutzte er die verwirrten Zeiten der letzten Sasaniden und erhob Ansprüche auf das ganze Land, und diese Ansprüche wurden im Drange der Umstände auch anerkannt. Gaubara fuhr indessen fort, in Gélân zu wohnen, baute aber Burgen im ganzen Lande. Nach seinem Tode wurde sein Besitzthum unter seine zwei Söhne Dabveih und Badusepan getheilt, die beide die Stammväter von Fürstenfamilien wurden. Die Söhne und Nachkommen Dabveihs waren bestimmt, eine nur kurze, aber glänzende Thätigkeit zu entwickeln. Ihr Auftreten fällt gerade in jene Zeit, wo das Eindringen des Islams eine gänzliche Veränderung in allen Verhältnissen Erâns hervorbrachte, allein durch ihre gesicherte Lage waren diese Küstenländer des kaspischen Meeres längere Zeit gegen die Eindringlinge geschützt. Der Sohn Dabveihs, Ferchân, ist der berühmteste aus dieser Fürstenlinie. Sein Ansehen in Gélân wie in Tabaristân war fest begründet und

bis nach Nischapur hin anerkannt. Mit den Führern der immer mehr vordringenden Moslemen wufste er ein Abkommen zu treffen, so dafs er lange in seinem Lande unbelästigt blieb. Als es endlich Jesid-ben-Mohalleb dennoch wagte, in diese Waldgebiete einzudringen, da verdarb der oben beschriebene schlechte Ausgang des Kampfes für lange den Moslemen alle Lust, einen neuen Einfall zu wagen. Ferchân starb in Frieden nach siebzehnjähriger Regierung, und auch sein Sohn Dasmihir blieb während ganzer 12 Jahre von den Moslemen verschont. Vielleicht dafs auch dem Sohne und Nachfolger Dasmihirs das Glück ebenso günstig gewesen wäre, wenn er dasselbe nicht muthwillig verscherzt hätte. Chorschéd war bei dem Tode seines Vaters noch minderjährig; acht Jahre lang führte sein Oheim Saruya an seiner Statt in Ruhe die Zügel der Regierung. Als aber der junge Prinz mündig wurde, da entfremdete er sich durch Bedrückung und Prachtliebe die Herzen seiner Unterthanen so sehr, dafs sie zum Abfall geneigt wurden. Unter diesen günstigen Umständen glaubte der Chalife Mansur die Zeit gekommen, auch in diesen Gebirgsgegenden den Islam heimisch zu machen. Mit verstellter Freundlichkeit schickte er einen Gesandten an Chorschéd und liefs ihn bitten, einem arabischen Heere den Durchzug durch das Land zu gewähren. Nachdem die Erlaubnifs bereitwillig gegeben war, rückten zwei Heere von verschiedenen Seiten ohne Widerstand ein, die Stadt Amol wurde erobert und das Volk zum Uebertritt zum Islam aufgefordert. So grofs war der Hafs gegen Chorschéd, dafs diesem Aufrufe bereitwillig Folge geleistet wurde. Gleichwohl erhielt sich Chorschéd noch zwei Jahre lang in den Gebirgen und hätte sich dort wahrscheinlich noch lange halten können. Als er aber die Nachricht erhielt, dafs eine Festung, die er für uneinnehmbar gehalten und in die er seine Familie und seine Schätze geflüchtet hatte, durch Krankheiten gezwungen worden sei, sich zu ergeben, da erklärte er, dafs nunmehr das Leben keinen Reiz mehr für ihn habe, und starb an Gift, das er freiwillig genommen hatte. Mit ihm endete sein Geschlecht.

Noch sind zwei Familien zu nennen, die ihr Geschlecht bis in die Zeit der Sasaniden zurückführten. Die Familie Badusepans war die jüngere Linie, die von Dschamasp abstammte, ihr

Besitzthum war geringer, ihre Laufbahn weniger glänzend, aber sie bestand länger. Noch im fünfzehnten Jahrhundert regierten sie ohne Unterbrechung in ihrem Bezirk, sie mögen vielleicht die Ahnherren von noch heute regierenden Häuptlingen sein. Dasselbe kann von der dritten Familie, den Bavendiden gesagt werden, welche sich auf Bav zurückleiten, der zur Zeit des letzten Sasaniden in Tabaristân regierte und gleichfalls von den Sasaniden abstammen soll. Das Besitzthum auch dieser Familie lag in den dichten Wäldern Mazenderâns. Was die Kämpfe dieser sonst unbedeutenden Häuptlinge eine Zeitlang wichtig macht, ist die Zähigkeit, mit der sie an dem Glauben Zoroasters festhielten. Dieser hielt sich dort noch mehrere Jahrhunderte, und die mächtigsten Chalifen hüteten sich wohl, den Uebertritt mit Gewalt zu erzwingen. Als aber endlich dieser Uebertritt erfolgt war, unterschied sich das Treiben in diesen Gebirgen durch nichts mehr von den Gewohnheiten anderer moslemischer Häuptlinge.

Persis.

Wenn es noch irgend eines Beweises für den Satz bedürfte, dafs alte Sitten und Gebräuche im Orient oft Jahrtausende sich forterhalten, so könnte das Verhältnifs, welches zwischen den Gränzen des alten Persis und der jetzigen Provinz Farsistân besteht, für denselben geltend gemacht werden. Freilich liegen die Gründe, welche die grofse Aehnlichkeit der alten und der neuen Gränzen dieser Provinz bedingen, zum grofsen Theil in den Verhältnissen des Bodens. Gegen Süden macht das Meer die Gränze, gegen Osten die Küste von Karamanien, von der ein Streif noch zur Persis gehört zu haben scheint. An der südlichen Küste macht nach Ptolemäus der Flufs Bagradas die Gränze, der nach allgemeiner Ansicht der heutige Nabon ist. Dagegen endigt nach dem Periplus des Nearch die Persis erst bei der Insel Katäa, dem heutigen Kisch; dort wird kein Flufs erwähnt, auch liegt diese Insel und der Flufs Nabon um einen Grad auseinander. Beide Berichte lassen sich jedoch leicht vereinigen, wenn man annimmt, dafs hier im Süden die Gränzen nicht ganz fest bestimmt waren. Ptolemäus rechnet hier das Küstengebiet, das jetzt mit dem Namen Laristân bezeichnet wird, noch zu Karamanien, Nearch dagegen zur Persis. Im Westen war die Gränze genauer bestimmt durch den Flufs Oroatis, den heutigen Tab; dort ist noch heute die Gränze zwischen Khuzistân und der Provinz Farsistân. In den Engpässen bei Bebehân wohnten die räuberischen Uxier, welche Alexander dem Grofsen, als er von dieser Seite aus in die Persis eindrang, den Weg streitig zu machen suchten. Gegen Norden wird der Berg Parachoathras als Gränze angeführt, doch scheint sie gerade im Norden am wenigsten fest zu sein; sie wird sogar bis Ispahân ausgedehnt. Die im Norden von Persis in den Gebirgen wohnenden Völker standen zu den jeweiligen Herrschern in einem sehr losen Verbande und konnten daher nach Umständen bald zu den Medern, bald zu den Persern gerechnet wer-

den [1]). Doch bildet die Einsenkung vom Yezdikhast die natürliche Grenze zwischen der Persis und Medien (Ritter IX, 17). Auch hier, wie in Susiana, steigt man durch steile Gebirgspässe aus den heifsen Niederungen in die kühleren Berggegonden hinauf, und zwar von der Stadt Kazerun durch den Kotal-i-Dokhter (Pafs der Tochter) und Kotal-i-Piri zen (Pafs des alten Weibes) nach Schirâz. Diese Engpässe sind schon oft beschriebon worden [2]. Bode fand im Januar den östlichen Pafs des Pîri zen noch mit Schnee bedeckt, während an der westlichen Seite, dem Kotal-i-Dokhter, alles grün, die Luft warm und kein Schnoe zu sehen war. Nicht unwahrscheinlich schliefst der genannte Reisende hieraus, dafs die von den Persern gewählten Namen den so auffallenden Unterschied des Klimas anzeigen sollen.

Alte wie neue Schriftsteller sind über den grofsen Wechsel des Klimas in dieser Provinz in vollkommenem Einklange. Der Süden derselben gehört zu jener niedrig gelegenen Ebeno, welche den Süden von ganz Erân umsäumt und die sich von Osten gegen Westen fortsetzend bis an die Gegend erstreckt, wo der Tigris, die Gebirge durchbrechend, bei Diarbekr in die Ebene heraustritt. Dieser südliche Theil der Persis ist unerträglich heifs, der sandige und salzige Boden dieser Ebene ist schon von den Alten mit den Wüsten Libyens verglichen worden. Der Ertrag der Ernten ist dort zum gröfsten Theile von den periodischen Regengüssen abhängig; durch sie können dieselben sehr ergiebig werden, bleiben sie aus, wie oft genug der Fall ist, so vordorrt alles. Nur Datteln und Fische sind diejenigen Lebensmittel, auf die man unter allen Umständen zählen kann. Durch diese Ungunst des Klimas hat sich in der südlichen Persis, wie an dem ganzen Südrande Erâns überhaupt, keine bedeutende Cultur entwickeln können; zwar sind, namentlich in der Zeit nach Alexander dem Grofsen und während des Mittelalters, mehrere bedeutende Ortschaften, wie Ormus, Siraf, Abuschähr, Bender-Abbas, dort aufgeblüht, aber sie verdankten ihr Dasein nur dem augenblicklichen Bedürfnisse des Handels; nahm dieser eine andere

[1]) Cf. hierüber Lassen's Artikel: Persis in der Ersch' und Gruber'schen Encyclopaedie III. Sect., Bd. 17 p. 435 flg.

[2]) Cf. Bode l. c. I, 192 flg. Petermann's Reisen im Orient II, 166 flg.

Richtung, so sanken sie auch sofort in ihr altes Nichts zurück. Weit günstiger als die südliche Küste ist der nördliche Theil der Provinz gelegen. Von den östlichen Gebirgen gegen Westen streicht in Erân eine grofse Anzahl parallel gehender Gebirgszüge durch Kermân, Laristân und Farsistân zu der Zagroskette und an die Südgränze Atropatenes. Zwischen diesen Gebirgsketten liegen Thäler, die oft nur wenige Stunden breit sind; aber gegen die Mitte der Persis erweitern sie sich und daher erhalten die Ebenen eine erhöhte Bedeutung; diese aufeinander folgenden Ebenen liegen terrassenförmig übereinander, und während die Meeresküste nur wenige hundert Fufs über dem Meere hervorragt, erheben sich die Tafelflächen im Innern des Landes bis auf 3000—5000 Fufs. Dafs die Berge, die am äufsersten gegen Süden vorliegen, die höheren sind, während die Höhe derselben in der Mitte des Landes abnimmt, dient nur dazu, die Lage der Mittelthäler noch angenehmer zu machen. Die Erhöhung des Landes mäfsigt die Hitze bedeutend, und glücklicherweise gehört der gröfsere Theil der Provinz Persis zu der höher liegenden Gegend, nämlich von der Stadt Kazerun bis Yezdikhast, der nördlichen Gränze gegen Medien. In dem nördlich gelegenen Theile der Persis nimmt die Höhe der Berge wieder zu; dieser Theil des Landes besteht, im Gegensatz gegen den Süden, aus lauter hohen und rauhen Gebirgszügen, und Städte, wie Zerkun und Yezdikhast liegen gegen 5000 Fufs hoch, die Gebirgspässe steigen sogar bis auf 6600 Fufs. Erst weiterhin gegen Medien senkt sich der Boden, so dafs Ispahân nur noch 4000 Fufs über dem Meere liegt. Wie den Süden die zu grofse Hitze, so macht den Norden die zu grofse Kälte für die Cultur unbrauchbar. In so grofser Höhe kann zwar der eine oder andere bedeutendere Ort an den grofsen Heeresstrafsen entstehen, welche über die Gebirge führen, aber im Allgemeinen war dieser Theil des Landes weder zur Städtegründung, noch auch zum Ackerbau sehr geeignet, sondern nur ein Land für nomadisch herumziehende Hirten. Darum bleibt uns nur der mittlere Theil der Persis als das eigentliche Culturland zu betrachten.

Durch die eigenthümliche Gestaltung der Thäler entbehrt die Persis auch eines Flusses, der schiffbar wäre, und hat also

hierdurch ein wichtiges Culturmittel weniger. Obwohl die Provinz am Meere gelegen ist, so mündet doch kein Fluſs in dieses ein, auf welchem man, stromaufwärts schiffend, in das Innere des Landes gelangen könnte. Plinius will zwar einen solchen Fluſs kennen, den er Sittiogadus nennt, auf dem man in sieben Tagen von der Küste aus nach Pasargadä gelangen könne. Hier muſs nun ein offenbares Miſsverständniſs obwalten, kein anderer von den Alten kennt einen solchen Fluſs, er ist auch in der That nicht vorhanden. Alle dem Meere zuströmenden Flüsse der Persis sind bloſse Küstenflüsse, ohne alle Bedeutung; dahin gehört der schon oben erwähnte Bagradas oder Nabon, sowie der Oroatis, den wir nach der gewöhnlichen Ansicht für den Tab halten. Der Brizana im Periplus ist der jetzige Abschîrîn, der Rogonis der Alten der jetzige Benderig, der Granis der jetzige Kischt [1]). Die bedeutendsten Flüsse des Landes endigen in einen Salzsee, der jetzt Deryâ-i-Neiriz (nach einer gleichnamigen Stadt) genannt wird, bei den mittelalterlichen arabischen Geographen heiſst er Bakhtegan; ein Dorf dieses Namens liegt noch an dem Ufer des Sees. Die beiden Flüsse, welche in diesen See einmünden, heiſsen bei den Alten Araxes und Medus. Der letztere dieser beiden Flüsse wird heutzutage in seinem oberen Laufe gewöhnlich Murghab, in seinem unteren Pulvar genannt. Die Quelle dieses Flusses ist noch nicht mit Sicherheit bekannt. Er entspringt in den Bulverdi- oder Ardekkangebirgen [2]), durchflieſst den südlichen Theil der Ebene Kunkurri, wendet sich dann südlich und verschwindet hinter den Bergen. In der Ebene von Murghab kommt er wieder zum Vorschein, durchflieſst dieselbe an der östlichen Seite, wendet sich dann westlich durch den Engpaſs von Sivend und tritt, nachdem er die Hügel durchbrochen hat, in die Ebene Hafrak ein. Von nun an führt er den Namen Pulvar, d. i. der Brückenreiche. Hart an Istakhr vorbei durchströmt er

[1]) Es darf nicht verschwiegen werden, daſs M. von Niebuhr glaubt, eine andere Vertheilung der Flüsse vornehmen zu müssen. Nach ihm ist der Oroatis der jetzige Kischt, der Brizana eine der südlichsten Mündungen des Schahpur oder Kischt, der Rogonis das kleine Flüſschen zwischen Abuschähr und Ras-Schat, der Granis der Fluſs bei Abuschähr selbst. Gesch. Assurs p. 383 not.

[2]) Bode, Travels I, 71 flg.

die Ebene Merdascht, indem ihm der Berg Hussein-kûh und die Skulpturen von Nakhsi Rustam zur Rechten liegen bleiben, dagegen der Berg Rachmed, Takhti Dschemschêd und Nakhsi Redscheb zur Linken. Der Pulvar durchströmt die Ebene Merdascht in südöstlicher Richtung und vereinigt sich mit dem Kumi Firuz bei der Brücke Pul-i-Khân. Der Kum-i-Firuz ist der Araxes der Alten, er kommt aus den Ardekkangebirgen [1]. Erst nachdem sich beide Flüsse vereinigt haben, erhält der so entstandene Strom den Namen Bendemir, welcher oft irrthümlich dem Kum-i-Firuz auch in seinem oberen Laufe zugetheilt wird.

Die Bevölkerung dieser Gegend ist rein érânisch; wenn auch arabische Wanderstämme ihren Weg dahin gefunden haben, so gehört diese Einwauderung erst der neueren Zeit an und ist für die ethnographische Frage unerheblich. Auch die jetzige einheimische Bevölkerung besteht so wenig als zur Zeit Herodots aus blofs fefshaften Familien, ein grofser Theil des Volkes lebt als Nomaden, wie es die Natur des Landes mit sich bringt. An der Westseite des Landes ragen die Luren aus Susiana herein, wie wir diefs beiläufig schon bei der Besprechung von Susiana erwähnt haben. Es sind die Stämme der Kuhgelus und der Maamaseni, die sich übrigens als selbständige, von den Lureu abgetrennte Stämme betrachten. Die Maamaseni wohnen im Norden vom Kazerun bis nach Bascht hin [2]. Sie zerfallen in vier Stämme, welche zusammen etwa 3—4000 Familien zählen mögen. Unter diesen sind die Rustemi die mächtigsten, sie wohnen in dem Thale Ser-âbi-siyâh südöstlich von der Stadt Fahlian. Der zweite Stamm, die Bekesch, wohnt nordwestlich von derselben Stadt bis nach Bascht. Die Bekesch kommen den Rustemis an Macht fast gleich, und es besteht daher eine beständige Eifersucht unter den beiden Stämmen. Der dritte Stamm, die Duschmen-Ziyari, wohnen in der Nähe des durch seine Sculpturen bekannten Ortes Schâpur; sie sind viel schwächer und haben namentlich seit 1840 durch die Hinrichtung ihres Oberhauptes und innere Zwistigkeiten viel von ihrem Ansehen eingebüfst, ein Theil

[1]) Bode l. c. I, 124—128.

[2]) Bode l. c. I, 262 flg.

derselben hat sich sogar mit den Rustemis vereinigt. Der vierte Stamm, die Dschoï, wohnen in der Nähe des berühmten weifsen Schlosses (Kaleh-Seféd), bei Fahlian. Sobald man auf dem Wege von Schirâz nach Bebehân das Gebiet der Maamaseni verläfst, so betritt man das der Kuhgelu oder Kohgilu, die ihren Nachbaren an Wildheit und Neigung zum Raube nichts nachgeben. Sie zerfallen in fünf Stämme, von denen der erste den Namen Bovi führt und westlich von den Maamaseni bei Bascht wohnt. Er besteht aus ungefähr 4000 Familien. Der zweite Stamm, Borahmed, wohnt im Norden von der Karwauserai Doghumbezun und besteht aus 3000 Familien. Die Nui sind nur 2000 Familien stark, gelten aber als die besten Reiter unter allen Kuhgelus und sind darum besonders angesehen. Der vierte Stamm nennt sich Tenghebi oder Taibi und wohnt in der Gebirgsgegend bei Dinarun, er zählt 3000 Familien. Endlich der fünfte Stamm, die Bahmei, gilt für den wildesten und unbändigsten unter allen, obwohl er nur 2000 Familien zählt. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dafs wir in den Maamaseni und Kuhgelus die Nachkommen derselben wilden Stämme zu suchen haben, welche die Alten als die Uxier und Kossäer in diesen Gegenden erwähnen. Der nördliche Theil der Persis wird gleichfalls von wilden Völkerschaften durchstreift, deren Stammverhältnisse aber meines Wissens noch nicht näher bekannt gemacht sind.

Alle diese Völkerschaften sprechen éränische, wenn auch oft von der persischen Schriftsprache ziemlich abweichende Dialekte. Dafs diese dialektische Verschiedenheit der einzelnen Stämme erst später eingetreten sei, liegt am Tage, und wir dürfen getrost mit Herodot annehmen, dafs sich früher alle Bewohner der Persis Artäer nannten. Dieser Name stammt von dem alten Wort *areta*, hoch, erhaben, und ist mit dem Namen der Arier ziemlich gleichbedeutend. Der genaue sprachliche Zusammenhang der Perser in alter Zeit mit den Ariern des Ostens ist durch ihre eigenen hinterlassenen Denkmale sattsam bezeugt. Gleichwohl hat man in neuerer Zeit versucht, auch in der Persis fremdsprachliche Elemente nachzuweisen. Am weitesten ist hierin wohl M. v. Niebuhr gegangen. Man gründet diesen Nachweis einer fremden Bevölkerung vorzüglich auf den Namen Parätakene, welchen der nörd-

liche Theil der Persis führt [1]). Dieser Name ist, wie wir diefs bei den éranischen Völkern so oft finden, nicht auf eine Stelle allein beschränkt, sondern wird verschiedenen Landstrichen gegeben. Es werden Parätaken oberhalb Baktriens erwähnt, Isidor in seinen parthischen Stathmen sagt, das Land zwischen Arachosien und Drangiana werde gewöhnlich Sakastene genannt, führe aber auch den Namen Parätakene. Die einfachste und wahrscheinlichste Erklärung ist, dafs das Wort mit altbaktrisch *paurvata, pouruta,* Berg, zusammenhängt, Parätakene bedeutet mithin Bergland, und diese Bedeutung pafst auf alle Gegenden, wo Parätaken erwähnt werden, selbst auf Segestân, dessen Gränzen sich bis auf das Plateau von Ghazna erstreckt haben müssen, ganz besonders aber auf das persische Hochland. Der Name Sakastene oder Sakenland, der freilich für eine turanische Bevölkerung zu sprechen scheint, beweist darum nichts, weil er erst spät auftritt und sich auf die eingewanderten Turanier bezieht, welche etwa um Christi Geburt, nachdem sie das griechisch-baktrische Reich zerstört hatten, bis nach Segestân vordrangen. Der Hauptgrund aber, auf den Niebuhr seine Hypothese über den turanischen Ursprung aller dieser Völker stützt, ist die Aehnlichkeit des Namens Parätakene mit dem Namen Afarti [2]). Mit diesem Namen bezeichnen die scythischen Uebersetzungen der altpersischen Keilinschriften die Provinz Susiana, und diese Benennung, welche grofse Aehnlichkeit mit dem Namen der Amarder hat, ist der Grund gewesen, warum man jene scythische Sprache nach Susiana verlegt, wie wir diefs früher bei unsern Bemerkungen über jene Provinz ausführlich angegeben haben. Man kann ohne Uebertreibung sagen, dafs Niebuhr überall, wo sich nur die Sylbe *par* — oder *far* — in einem éranischen Namen findet, sogleich Turanier wittert und darin folgerichtig so weit geht, dafs er auch den Namen für die Persis selbst (Pârça) für turanisch erklärt und annimmt, dafs die später erst eingewanderten Arier ihn beibehalten haben, während die Urbewohner theils verdrängt wurden, theils mit den Eroberern verschmolzen. Es ist kaum nöthig

[1]) Cf. Lassens Artikel Paraetakene in Ersch' und Gruber's Encyclopaedie.

[2]) Niebuhr, Gesch. Assurs p. 397 flg.

zu sagen, auf wie schwachen Füfsen diese ganze Hypothese steht. Nirgends findet sich, weder direct noch indirect, ein Anhaltspunkt für die Annahme einer fremden Urbevölkerung vor der Einwanderung der Arier in die Persis. Die Gleichsetzung des Wortes Afarti mit dem Namen der Amarder ist eine reine Hypothese, nichts Anderes ist es auch, wenn man behauptet, dafs die Afarti die scythische Sprache der Keilinschriften gesprochen haben müfsten. Aus diesen Annahmen allein kann eine so wichtige historische Thatsache, wie die Zerstreuung einer turanischen Bevölkerung über ganz Erân in ältester Zeit mit nichten als bewiesen angesehen werden. Wir können also nicht umhin, anzunehmen, dafs die Persis, soweit unsere Geschichte zurückgeht, von einem rein éranischen Volksstamme bewohnt war, der sich mit dem Namen Pârça, die Perser, benannte. Nach Herodot wurden die Perser früher auch Kephener genannt, jedoch nicht von Einheimischen, sondern von den Griechen. Ich stimme Chwolson bei, dafs diefs weiter nichts ist, als eine Verwechslung der Perser mit den Chaldäern, auf die man ein weiteres Gewicht nicht zu legen hat, trotzdem dafs sie Herodot berichtet.

Aus den obigen geographischen Angaben ist klar genug, dafs der persische Stamm von keiner Seite an ein Culturland gränzt, von aufsen kann ihm also die Bildung unmittelbar nicht zugekommen sein. Er empfing diese erst durch Vermittlung der nahe verwandten Meder, die, wie wir gesehen haben, durch ihre geographische Lage günstiger für Berührungen nach aufsen gestellt waren und denen sich die Perser eine Zeit lang unterwerfen mufsten. Ursprünglich werden uns die Perser als ein abgehärtetes, aber noch ungebildetes Volk geschildert, das aber sehr geneigt war, fremde Sitten und Gebräuche anzunehmen. Diese Eigenschaft macht erklärlich, warum sie nach der Berührung mit den gebildeteren Medern schnelle Fortschritte in der Civilisation machten, während ihnen die gröfsere Abhärtung ein Uebergewicht über ihre schon mehr verweichlichten Lehrer gab. Dieser Unterschied verwischte sich jedoch sehr bald, nachdem die Perser den gröfseren Luxus der reichen Städte Assyriens und Babylons kennen gelernt hatten und durch ihre Eroberungen die Mittel erhielten, ihre vermehrten Bedürfnisse zu befriedigen.

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Achämeniden oder der Sasaniden zu erzählen. Keins von diesen Regentenhäusern, welche Persien zu einem Weltreiche gemacht haben, gehört den Persern als Stamm so ausschliefslich an, wie etwa das medische Königshaus dem medischen Stamme. Am einleuchtendsten ist diefs von den Sasaniden, die nicht einmal der Abstammung nach auf die Perser zurückgehen, aber auch schon die Achämeniden gehörten in einem andern Sinne dem ganzen persischen Reiche als die medischen Könige dem medischen, da sie der Mehrzahl nach nicht bestrebt waren, ihre Eroberungen im Sinne und zum Vortheile des persischen Stammes ausschliefslich auszubeuten, sondern ein centralisirtes Reich zu errichten suchten. Wir werden also hier blofs zu betrachten haben, in welcher Beziehung der persische Stamm als solcher zum Achämenidenreiche stand. Die Perser hatten, wie alle übrigen Erânier, eine streng ausgeprägte Stammverfassnng. Es mag der Stamm der Perser ursprünglich auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt gewesen sein, aber noch in einem Zeitraume, der vor dem Anfange unserer Geschichte liegt, hatte er sich auf das Gebiet ausgedehnt, welches die Alten Persis und die Neueren Fârsistân nennen. Mit der Ausdehnung des Gebietes und der Zunahme der Bevölkerung stellte sich das Bedürfnifs heraus, den Stamm wieder in Unterabtheilungen zu zerlegen. Die Namen dieser Unterabtheilungen führt Herodot sowohl bei den Medern, als bei den Persern uns vor. Nichts kann den Sitten der Neuzeit ähnlicher sein, als die Beschreibung, welche Herodot (I, 125) von den persischen Stämmen giebt und welche durch die Keilinschriften bestätigt wird. Es gab Stämme, die eine gewisse Hegemonie über andere minder mächtige ausübten, ganz wie bei den heutigen Kurden, Luren und Afghanen. Innerhalb der einzelnen Genossenschaften waren nicht einmal alle Clane gleich, einige dünkten sich edler als die andern und selbst innerhalb der Familien wurde der einen ein Vorrang vor den andern zugestanden. Als diejenigen Genossenschaften der Perser, auf welche zur Zeit des Kyrus alles ankam, nennt Herodot die Pasargaden, die Maraphier und die Maspier. Welches die Wohnsitze dieser Völkerschaften waren, das hat uns Herodot leider verschwiegen, nur von den Pasargaden können wir annehmen,

dafs sie in der Umgegend von Pasargadä gewohnt haben müssen. Die Maspier sind vielleicht identisch mit dem neueren Stamme der Mafi, der auch jetzt als einer der ältesten Stämme Persiens gilt. Aufser diesen tonangebenden Stämmen hatten die Perser noch verschiedene andere, die, wie die heutigen, sich in Ackerbauer und Nomaden schieden. Herodot nennt drei ackerbauende Stämme: die Panthaliäer, die Derusäer und die Garamanier. Unter den Garamaniern werden wir wohl die Karamanier zu verstehen haben, von welchen Strabo und andere Schriftsteller des Alterthums sprechen; es sind die Bewohner des heutigen Kirmân, die Namen der beiden anderen Stämme scheinen gräcisirt zu sein. Nomadische Stämme gab es vier: die Daer, die Marder, die Dropiker und die Sagartier, die letzteren haben wir schon früher als einen medischen Stamm gefunden. Es war eben eine der Gränzvölkerschaften, die sich, je nachdem es ihr Vortheil erheischte, bald zu dem einen, bald zu dem andern Stamme rechneten. Nomadische Völker mufs es nach der Natur des Landes in der Persis immer geben, und noch heute betragen die wandernden Iliats die Hälfte der Bevölkerung. Wir erhalten also in allem 10 persische Stämme, die in Ackerbauer und Nomaden zerfielen. Unter den persischen Stämmen waren die Pasargaden die bedeutendsten, der vornehmste Clan in ihnen die Achämeniden oder die Nachkommen des Hakhâmanis, welche die Oberherrschaft führten. Wie es jetzt ist, so mufs es auch damals gewesen sein: jedes männliche Mitglied der Familie war befähigt, zum Range des Häuptlings erhoben zu werden, die Erbfolge brauchte nicht vom Vater zum Sohn fortzugehen, man konnte sich auch an die Seitenverwandten halten. Stand der Stamm der Perser unter einem fremden Oberkönig, wie diefs zur Zeit der Mederherrschaft der Fall war, so war wohl schon in jenen alten Zeiten die Bestätigung des neugewählten Häuptlings von Seiten des Oberherrn unerläfslich, und es ist nicht zu bezweifeln, dafs Kyrus sie erhalten hatte. Dafs Kyrus der Familie der Achämeniden schon angehörte, nicht erst dieselbe begründete, kann jetzt nach dem vollwichtigen Zeugnisse, das wir an den verschiedenen Stammbäumen dieses Geschlechtes in den Keilinschriften haben, nicht gut mehr bezweifelt werden. Ob er von mütterlicher Seite her

mit dem medischen Königshause verwandt war oder nicht, läfst sich mit Bestimmtheit weder behaupten noch verneinen, da anerkanntermafsen sehr viel Fabelhaftes in die Geschichte des Kyrus eingedrungen ist. Unmöglich ist es allerdings nicht, dafs Astyages seine Tochter an einen persischen Grofsen verheirathet hatte, den Traum des Astyages aber wird man jedenfalls als eine Fabel betrachten müssen. Mag es sich nun auch mit den verwandtschaftlichen Beziehungen des Kyrus verhalten, wie es wolle, so hat er doch gewifs in seiner Jugend den medischen Hof zu Ekbatana kennen gelernt und ist durch seine dort gemachten Beobachtungen in den ehrgeizigen Plänen bestärkt worden, die er für die Zukunft seines Volkes fafste. Das Gelingen derselben legte Kyrus in die Hände seines Stammes, den er veranlafste, freiwillig auf seine Absichten einzugehen. Wie noch heute bei den Gebirgsvölkern Erâns, so bestand auch schon damals bei den Persern die Sitte der Volksversammlung, in der jeder freie Mann Sitz und Stimme hatte und über deren Beschlüsse sich die Häuptlinge nicht hinwegsetzen konnten. Nachdem aber einmal das persische Volk aus freiem Antrieb den Beschlufs gefafst hatte, seinem Häuptling mit ganzer Kraft beizustehen, da konnte der Erfolg um so weniger, den verweichlichten Medern gegenüber, zweifelhaft sein, als ja selbst die Unzufriedenen in Medien in blinder Wuth gegen Astyages mit den Persern gemeinsame Sache machten. So erzählt Herodot, dem ich auch hierin gegenüber den andern, aus Ctesias geflossenen Berichten beistimme. Es kommt nicht darauf an, ob nur eine oder mehrere Schlachten geschlagen wurden, bis Astyages besiegt ward; darin, dafs er besiegt und gefangen wurde, stimmen alle Aussagen überein. Man hat bezweifeln wollen, dafs sich die Meder in ihrer blinden Wuth hinreifsen liefsen, mit dem Kyrus gemeinsame Sache zu machen. Zum Beweise, wie wenig unglaublich eine solche Thatsache ist, darf man nur wieder an neuere besser beglaubigte ähnlicher Art erinnern, an welchen die Geschichte des Orients nicht arm ist. Die Provinz Taberistân hielt am längsten an dem Glauben Zoroasters fest; ihre Fürsten wufsten sich noch lange Zeit unabhängig zu erhalten, als schon rings umher der Islam blühte. Nur durch einträchtiges Zusammengehen des

Fürsten und des Volkes hätte man das Vordringen des Islam noch eine Zeit lang hindern können, gleichwohl sehen wir, dafs das letztere, blofs um einen verhafsten Fürsten zu stürzen, das Vorrücken der Moslems begünstigte und dafs viele sogar aus diesem Grunde zum Islam übertraten. Wir sind über die Regierung des Astyages viel zu ungenügend unterrichtet, um wissen zu können, ob nicht Gründe zu dem allgemeinen Hasse des Volkes vorlagen. Solche Vorgänge, wie sie hier aus Medien berichtet werden, zeigen freilich von geringer Vaterlandsliebe und wenig politischer Ueberlegung, aber für unmöglich darf man sie darum nicht halten. Es wird ferner erzählt, Astyages habe nach seiner Gefangennehmung den Harpagus defswegen getadelt, dafs er nicht, anstatt die Perser zu Hülfe zu rufen, sich selbst der Herrschaft bemächtigt habe, so wäre doch diese wenigstens dem Stamm der Meder erhalten geblieben. Ich sehe auch in dieser Aeufserung ganz und gar nichts Unwahrscheinliches, sondern finde es im Gegentheil ganz in der Ordnung, dafs der gefallene König nächst seiner eigenen Macht wenigstens die Macht seines Stammes erhalten zu sehen wünschte.

Die erste Sorge des Kyrus, nachdem er sich der Herrschaft bemächtigt hatte, war, dieselbe in dem ganzen früheren Gebiete anerkannt zu sehen; die zweite: seine Eroberungen zu erweitern. Auch hier ist gewifs wieder Herodots Bericht der richtigere, welcher erzählt, dafs Kyrus sämmtliche Völker habe von Neuem unterwerfen müssen. Man darf sich nur an den Regierungsantritt des Darius erinnern und man wird ein ziemlich richtiges Bild von der Arbeit haben, welche Kyrus unternehmen mufste, um sich die Oberherrschaft zu sichern. Jedes einzelne Volk, ja jeder érânische Stamm ertrug die Oberherrschaft nur ungern und liefs keine irgendwie günstige Gelegenheit vorübergehen, von der er hoffen konnte, dafs sie ihn von dem lästigen Joch befreien könne. Es zeugt von der grofsen Kraft des persischen Stammes, dafs Kyrus nicht nur diese Hindernisse besiegen, sondern noch an neue grofse Eroberungen denken konnte. Das Reich der Lyder war an Macht und Bedeutung dem der Meder fast gleichstehend, den letzteren war es in jahrelangen Kämpfen nicht gelungen, dasselbe zu unterjochen. Dieser Sieg gelang aber dem Kyrus und

den frischen Kräften seines Volkes, ebenso wie die Unterjochung Babylons und verschiedener kleinasiatischer Städte. Auf keine Weise konnte Kyrus sein Versprechen goldener Tage, wie er es seinem Volke gemacht hatte, um es zum Kriege gegen die Meder zu bewegen, besser erfüllen, als durch solche Kriege gegen die reichen Städte des Westens. Man darf nicht vergessen, daſs für Völker auf der Bildungsstufe, auf welcher die Perser standen, der Krieg eine Lust und nicht eine Beschwerde ist. Es war angenehmer und ehrenvoller zugleich, mit reicher Beute aus fremden Landen heimzukehren, als zu Hause dem Acker das Nöthigste abzugewinnen oder das Vieh auf den kalten Höhen des Landes zu weiden. Aber auch im Frieden war das Loos des Persers ein weit besseres als vorher, wenn seinem Könige viele Völker tributpflichtig waren. Das Einkommen des Königs kam nicht bloſs ihm, sondern auch seinem Clane und selbst dem ganzen Stamme zu gute und wurde in Gemeinschaft desselben verzehrt. Man darf sich das Leben der älteren persischen Fürsten in ihrer Heimath ähnlich vorstellen, wie uns das der schottischen Häuptlinge zu Anfang des vorigen Jahrhunderts geschildert wird. Die Macht und das Ansehen des Fürsten war vielfach davon bedingt, was er seinen Anhängern zu bieten vermochte, der Kreis der Verwandten war durch die Stammesverhältnisse ein ziemlich groſser, und in ihrer Gemeinschaft wurde das Einkommen des Königs, das eben zum gröſsten Theil aus den eingehenden Tributen bestand, verzehrt. Auf diese Weise kamen nun allerdings die von auſsen erpreſsten Summen dem erobernden Stamm allein zu gute, denn eine einheitliche Verwaltung des Staates von einem Mittelpunkt aus gab es vor Kyrus nicht, und er selbst hat keine Aenderung in der Verwaltung vorgenommen. Von den Medern sagt uns Herodot ausdrücklich, sie hätten nur diejenigen Völker regiert, die zunächst an ihre Gränzen stieſsen, diese regierten nun wieder die entfernter Wohnenden; diese Aeuſserung wird man nicht anders verstehen dürfen, als daſs die Meder von allen Völkern zwar Anerkennung und Tribut verlangten, im übrigen aber sich nicht darum kümmerten, wenn ein Volk durch Unterjochung eines andern sich schadlos zu halten suchte; in die inneren Verhältnisse der Völker mischten sie sich überhaupt

nur wenig. Diese Art zu regieren behielt nun auch Kyrus und sein Nachfolger Kambyses bei; erst Darius sah ein, daſs ein groſses Reich auf diese Art unmöglich lange bestehen könne, er führte zuerst regelmäſsige Steuern und eine geordnete Verwaltung ein. Für das ganze Reich war dieſs nun gewiſs ein Fortschritt, aber die Perser als Stamm fühlten sich dadurch beeinträchtigt, und Herodot sagt uns ausdrücklich, daſs sie der Regierungsweise des Kyrus den Vorzug gaben. Es lag aber in der Natur der Dinge, daſs der Perserkönig, je mehr er gewohnt wurde, sich als Beherrscher eines groſsen Reiches und nicht bloſs als Häuptling der Perser zu betrachten, die Bedeutung seines Stammes geringer schätzte als andere Provinzen, da derselbe ihm nur wenig gab und immer von ihm zu erhalten erwartete. Uebrigens war die Stellung des Perserstammes auch bei der neuen Ordnung der Dinge noch eine sehr bevorzugte, dieser Stamm allein war steuerfrei, und die einträglichen Stellen der Satrapen und Heeranführer fielen natürlich vorzugsweise gebornen Persern zu. Noch mehr entfremdet wurden die späteren Achämenidenkönige ihrem Stammlande, als sie vorzugsweise in Susa und anderen auſserpersischen Städten wohnten. Es war dieſs nach meiner Ansicht ein Hauptgrund für den Verfall des Achämenidenreiches. Darius hatte die alte Lage der Dinge durch seine mehr centralisirende Verwaltung vollständig geändert. Sonst hatte der König seine Eroberungen vorzugsweise nicht allein durch den Stamm, sondern auch für seinen Stamm gemacht. Die neue Ordnung sorgte weniger für das Interesse des Stammes und entfremdete diesen dadurch, sie war aber auch nicht durchgreifend genug, um die Sympathieen der übrigen Völker zu gewinnen. Die Nachfolger des Darius hätten nicht stehen bleiben, sondern sein Werk fortsetzen sollen, die alte Stammverfassung muſste nach und nach gebrochen werden, jeder Einwohner durfte sich nur als ein Glied des groſsen Reiches fühlen. Statt dessen lieſs man die Stammesgliederung mit allen ihren Sonderinteressen bestehen und setzte nur eine drückende Verwaltung daneben. So kam es, daſs das Achämenidenreich, als eine ernste Erschütterung kam, so schnell zerfiel. Niemand war bei der Erhaltung des Ganzen betheiligt, jeder Stamm wünschte sich Glück, den lästigen Oberherrn mit einem

andern zu vertauschen, der schon darum weniger lästig erschien, weil sein Stammland weiter entfernt war.

Man hat sich oft darüber gewundert, dafs die für Persien so glorreiche Regierung der Achämeniden spurlos aus dem Gedächtnifs der Perser entschwunden, dafs auch nicht ein einziger Name übrig geblieben ist; denn selbst der einzige Name Dârâ, mit dem man den letzten Darius bezeichnet, verdankt seine Erhaltung nicht etwa dem Gedächtnifs des Volkes, sondern der griechischen Alexandersage, die den Persern vom Westen her zugekommen ist. Es ist jedoch die Sache sehr natürlich und der Grund aus dem Gesagten leicht ersichtlich. Die eroberten Provinzen nahmen sehr wenig Antheil an dem Ruhme der Achämeniden, denn diese waren ihnen als ihre Bedrücker verhafst, dem eigenen Stamm aber waren sie fremd geworden, weil ihr Schicksal nicht mehr mit dem seinigen innig verflochten war. Die Perser blieben von dem Untergange der Grofskönige unberührt, sie blieben in ihrem Lande nach wie vor unbeirrt, sie wählten wie früher ihre Häuptlinge zur Besorgung der Stammesangelegenheiten und gingen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach. So ist es bis heute geblieben, die Perser als Stamm haben nie wieder die Bedeutung erhalten, die sie in jenen Zeiten besessen hatten.

Obwohl es nur die ersten Achämeniden waren, welche ihrem Stammlande gröfsere Aufmerksamkeit schenkten, und obwohl jetzt schon Jahrtausende vergangen sind, seitdem sie regierten, so fehlt es doch noch heute nicht an Denkmalen, die von jener kurzen Periode des Glanzes zeugen. Sie liegen begreiflicherweise vorzüglich in jenen anmuthigen Thälern, in der Mitte der Persis, in denen allein Bildung und Luxus sich entfalten konnte. Als die älteste Stadt des Landes müssen wir Pasargadä betrachten. Die Stadt wurde nach Angabe der Alten von Kyrus gegründet, der dort seine Residenz aufschlug, seine Schätze verwahrte und den Ort zur Krönungsstätte der Achämenidenkönige erhob. Später erbaute er sich dort auch das Grab, in dem er wirklich begraben wurde. Als die Gegend, welche dem alten Pasargadä entspricht, gilt gewöhnlich das heutige Murghâb [1]). Das Thal von Murghâb

[1]) Vergl. meine Bearbeitung der altpersischen Keilinschriften p. 71 flg.

wird in seiner ganzen Länge von dem gleichnamigen Flusse durchströmt, dem Medus der Alten, der später den Namen Pulvar erhielt und den wir oben schon besprochen haben. Aufser diesem Flusse hat das Thal noch verschiedene Quellen. Canäle durchziehen es nach allen Richtungen, und der Ueberflufs an Wasser macht dasselbe fruchtbar und besonders reich an Weideland. Grofse künstliche Hügel finden sich dort, ähnlich denen von Ninive, die noch auf die günstige Gelegenheit harren, welche die Ruinen, die sie unzweifelhaft in ihrem Innern bergen, wieder an das Tageslicht bringen wird. Ein leeres Gebäude auf einem hohen Unterbau [1]), das in seinem Innern nur ein einziges jetzt leeres Zimmer enthält, geht ohne Zweifel in sehr alte Zeit zurück und entspricht ganz der Beschreibung, welche uns die Alten von dem Grabe des Kyrus geben. Das Gebäude trägt zwar keine Inschrift, aber nicht weit davon entfernt findet sich ein vereinzelter Marmorblock mit der Aufschrift: „Ich bin Kyrus, der Achämenide", und dieselbe Inschrift findet sich noch an mehreren Stellen des Thales. Sprechen nun auch alle die erwähnten Umstände dafür, dafs wir in Murghâb wirklich das alte Pasargadä zu suchen haben, so kann doch nicht geläugnet werden, dafs die Lage von Murghâb durchaus nicht zu den Angaben pafst, welche uns die Alten von der Lage Pasargadä's machen. Sie lassen Alexander den Grofsen bei seiner Rückkehr aus Indien zuerst nach Pasargadä, dann nach Persepolis gehen: wäre Alexander über Murghâb gegangen, so hätte er einen bedeutenden Umweg gemacht, denn Persepolis lag seinem Wege viel näher. Plinius setzt Pasargadä an die Ostgränze der Persis, Ptolemäus Persepolis östlich und westlich von Pasargadä, was alles auf Murghâb nicht pafst. Es fragt sich also, ob man nicht Pasargadä in der Gegend des heutigen Dârâbgerd zu suchen habe, wo sich freilich keine Ruinen mehr vorfinden. Die Frage wird kaum mit Sicherheit gelöst werden können, bis Nachgrabungen in Murghâb veranstaltet worden sind.

Folgt man entweder dem Laufe des Murghâbflusses durch

[1]) Bei der folgenden Beschreibung der persischen Alterthümer folge ich vorzugsweise Bode, Travels I, 92 (der auch eine kleine Uebersichtskarte gegeben hat) und Vaux, Nineveh and Persepolis p. 315 flg. 3. Ausg.

den Engpafs von Sivend, oder geht man auf dem gewöhnlichen Wege durch das Thal von Kamin weiter, so gelangt man in die Ebene, welche in ihrer ganzen Ausdehnung gewöhnlich die Ebene Merdascht genannt wird, aber mit Unrecht. Der Raum zwischen den Flüssen Pulvar und Kum Firûz, oder, wie die alten Geographen schreiben, zwischen dem Medus und Araxes, bildet den District Hafrek. Westlich davon, am rechten Ufer des Kum Firûz, liegt der District Râmgird; zwischen dem linken Ufer dieses Flusses und dem rechten des Moinflüfschens liegt der Bezirk Moin. Der Bezirk Merdascht aber erstreckt sich nur von den Ruinen der alten Stadt Istakhr an dem linken Ufer des Pulvar bis zu seiner Vereinigung mit dem Kum Firûz. Gegen Süden ist Merdascht von dem zuletzt genannten Flusse bis zu seiner Vereinigung mit dem ersteren begränzt, während von da eine Linie bis zur äufsersten Gränze des Rahmedberges gezogen die östliche Gränze bezeichnet. In diesen Districten liegen die berühmtesten Alterthümer der Achämenidenzeit, und zwar gelangt man, wenn man den oben angegebenen Weg verfolgt, zuerst zu den Husseinbergen (Hussein-koh), an welchen sich die berühmten Skulpturen von Nakschi Rustem finden. Diefs ist der Name eines senkrecht aufsteigenden Felsens, etwa 400 Fufs hoch, an dem obersten Theile desselben sind vier Gräber ausgehauen mit Skulpturen und Keilinschriften, die offenbar denen von Persepolis gleichaltrig sind. Es ist ungemein schwierig, zu diesen Gräbern emporzusteigen, da es keinen anderen Ausweg giebt, als sich mit Stricken dahin emporwinden zu lassen. Das erste dieser Gräber, an der Nordwestseite des Berges, ist noch das zugänglichste und daher von mehreren Reisenden (Ker Porter, Baron Bode u. A.) besucht worden. Die Länge dieses Grabes ist 34 Fufs, seine Höhe neun. Es finden sich darin drei gewölbte Nischen, die jetzt leer sind; jede derselben hat aber eine Aushöhlung, die wahrscheinlich zur Aufnahme eines Sarges bestimmt war. Das dritte Grab, wenn man von Nordwesten, oder das zweite, wenn man von Südosten anfängt zu zählen, ist das einzige, welches Keilinschriften enthält. Das Innere dieses Grabes ist weit ausgedehnter als das vorige, weder das Grab noch die Nischen sind gewölbt, jede Nische enthält drei Aushöhlungen, so dafs in den

drei Nischen neun Särge ihren Platz finden konnten. Man sieht also, dafs das Innere dieser Gräber nicht ganz gleich ist, wie man früher vermuthete; es ist sehr zu wünschen, dafs auch die beiden noch übrigen Gräber, welche schwerer zugänglich sind, noch untersucht würden; bis jetzt hat sie noch kein europäischer Fufs betreten. Die Skulpturen stellen die verschiedenen Völker dar, welche den Thron des Darius tragen.

Die berühmtesten Ruinen dieser Ebene sind jedoch die Ruinen der alten Königsburg zu Persepolis. Wir verzichten hier auf eine ausführliche Beschreibung dieser Ueberreste, theils weil sie uns zu weit führen würde, theils aber auch weil Persepolis schon oft genug beschrieben worden ist [1]) und beschränken uns auf das Nothwendigste. Die Burg von Persepolis war ein Terrassenbau, ähnlich den Terrassenbauten von Ninive und Babylon. Aber diese Terrasse war keine künstliche, wie man sie in jenen Ebenen bilden mufste, sondern der natürliche Vorsprung eines Berges, der nur durch Kunst für den Bau zurecht gemacht wurde. Der Berg bildet aber drei verschiedene, über einander emporsteigende Terrassen, zu der ersten und zur zweiten kommt man durch prachtvolle Treppen, beide von Xerxes herrührend. Den Glanzpunkt des Gebäudes bildet die prachtvolle Säulenhalle, die sich auf der zweiten Terrasse befindet. Ueber den Zweck dieser Halle sind die Archäologen nicht ganz einig, wahrscheinlich war es eine Audienzhalle. Leider geht dieser Theil der Ruinen mehr und mehr seinem Untergang entgegen. Bode fand im Jahre 1840 nur noch dreizehn Säulen stehend von den fünfundsiebenzig, die ursprünglich vorhanden waren. Pietro de la Valle fand im Jahre 1621 noch fünfundzwanzig Säulen aufrecht stehend, Mandelslo (1638) nur noch neunzehn, Niebuhr (1769) siebzehn, Ousely (1811) noch fünfzehn. Die Inschriften, welche sich in grofser Anzahl in den Ruinen vorfinden, belehren uns, dafs der Palast von Darius und Xerxes gebaut wurde, und zwar gehören die schönsten Bauwerke, wie die Eingangsportale, die grofse Treppe zur zweiten Terrasse, dem letzteren Herrscher an. Die Nachricht

[1]) Man vergl. den trefflichen Artikel: Persepolis von Lassen in Ersch und Gruber's Encyclopaedie.

der Alten, dafs schon Kyrus und Kambyses in Persepolis gebaut haben, beruht entweder auf einem Irrthum oder bezieht sich auf andere uns nicht erhaltene Bauwerke. Nur Artaxerxes III. hat dort noch einen kleinen unbedeutenden Bau ausgeführt. Ohne Zweifel war die Burg auch zur Wohnung der Achämeniden bestimmt, sie war der Hauptort der Provinz. Den meisten Reisenden ist aufgefallen, dafs das Thal, in welchem Persepolis liegt, von der Natur ganz vortrefflich geschützt ist und sich leicht und erfolgreich vertheidigen läfst. Wenn die Achämeniden verhältnifsmäfsig wenig dort wohnten, so mufs man daraus nicht schliefsen, dafs der Ort ihnen gleichgültig geworden sei; man mufs bedenken, dafs der Umgegend es oblag, den Hof zu erhalten, und man mit der kostspieligen Nähe desselben lieber fremde Provinzen beschwerte als das eigene Vaterland. Persepolis behielt seine Wichtigkeit, bis Alexander es zerstörte, mit ihm fiel das Reich der Perser, und wenn andere Provinzen dem Alexander noch Widerstand leisteten, so thaten sie diefs weniger dem Perserkönige zu Liebe als in ihrem eigenen Interesse. Im Osten der zweiten Terrasse der Burg, etwa 230 Schritte von ihr entfernt, liegt der Berg Rachmed. Die äufsere Bergwand desselben ist zur Façade geebnet. Dort sind drei Gräber ausgehauen; das dritte ist nicht fertig geworden. In ihrer Anlage sind diese Gräber denen von Nakschi-Rustem gleich, das zweite hat mehr durch die Zeit gelitten, das erste ist in jeder Hinsicht das bedeutendste. Beide Gräber liegen in der Mitte des Berges, etwa 300 Fufs über dem Boden, Thüren sind blind an dem Felsen ausgehauen, sie müssen früher von aufsen nicht zugänglich gewesen sein; jetzt sind Oeffnungen da, aber offenbar aus späterer Zeit. Der Sarg ist noch vorhanden, er ist von anderem Marmor gefertigt, als man ihn um Persepolis findet. Ueber das letzte Achämenidendenkmal, den sogenannten Harem des Dschamschéd, können wir uns kurz fassen. Es ist diefs eine Terrasse an dem Ufer des Pulvar, umher liegen viele zertrümmerte Bruchstücke, eine einzige Säule (zu Niebuhr's Zeit noch zwei) steht aufrecht und ist 20 Fufs hoch; von Thürmen sind noch die Grundmauern sichtbar. Es scheint, als ob hier ehemals ein grofser Palast gestanden habe.

Es ist etwas Gewöhnliches, in der Nähe von bedeutenden Denkmalen der Achämeniden ähnliche von den Sasaniden zu finden, und auch an den schönen Thälern der Persis sind sie nicht vorübergegangen. An dem Felsen von Nakschi-Rustem, unmittelbar unter den Achämenidengräbern, haben wir verschiedene Sculpturen aus der Zeit der Sasaniden. Zwei Figuren halten auf einem dieser Basreliefs einen Ring, die eine, ein Mann, erscheint in derselben Tracht, wie wir die Sasanidenkönige auf ihren Münzen abgebildet finden, es scheint der König zu sein. Die andere Figur, welche den Ring hebt, ist sehr verstümmelt, doch ist genug von ihr übrig, um zu sehen, dafs es eine Frau war. Nach einer Zeichnung, die Ker-Porter in Schirâz bei einem persischen Künstler sah und die gefertigt war, noch ehe das Basrelief verstümmelt worden, scheint noch ein Knabe darauf gezeichnet gewesen zu sein, der, in der Weise des Königs gekleidet, seine Hand an sein Schwert legt. Nur wenige Schritte von diesem Basrelief sieht man ein zweites: einen Kampf zweier Reiter; nach den Ueberresten zu schliefsen, war es sehr gut ausgeführt, ist aber jetzt jämmerlich verstümmelt. Das dritte Basrelief ist von besonderem Interesse durch die Deutung, die man ihm gegeben hat. Es besteht aus vier Figuren, die vornehmste sitzt zu Pferde und ist sicher der König; die Linke des Königs ist an dem Griffe seines Schwertes, mit der ausgestreckten Rechten hält er die gefalteten Hände einer Person, die in demüthiger Stellung vor ihm steht. Eine dritte Figur ist knieend dargestellt, gleichsam um Gnade bittend; die Kleidung derselben ist entschieden die eines römischen Kriegers. Hinter dem König endlich steht eine vierte Figur, welche die rechte Hand emporhebt, als ob sie Stillschweigen gebieten wolle. Die grofse Aehnlichkeit, welche der persische König mit der Gestalt Schâpûrs I. hat, wie wir sie auf den Münzen abgebildet finden, hat die Vermuthung hervorgerufen, dafs unter dem römischen Krieger der römische Kaiser Valerian zu verstehen sei, der bekanntlich während der Regierung Schâpûrs I. in persische Gefangenschaft gerieth und in ihr sein Leben endete. Diese Erklärung ist sehr sinnreich und nicht unwahrscheinlich, wir wüfsten nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen; doch thut man bei solchen Erklärungen immer

gut, nicht zu vergessen, dafs es eben doch blofse Vermuthungen sind. Die vierte Sculptur ist sehr verstümmelt, dagegen ist die fünfte wegen ihrer Trefflichkeit von den meisten Reisenden abgezeichnet worden. Zwei Reiter begegnen einander, der eine giebt, der andere empfängt den schon oben genannten Ring, der ein Symbol der Herrschaft gewesen zu sein scheint. Auf der Schulter des Mannes, der den Ring empfängt, steht eine Pehlevî-Inschrift, welche sagt, dafs diefs die Figur des Ardeschir Bâbegân, des Stifters der Sasanidendynastie, sei; es scheint demnach das Basrelief eine historische Bedeutung zu haben. Endlich das sechste Bild stellt uns den König in einer Nische stehend vor, er scheint eine Ansprache zu halten. Vor ihm steht eine Reihe von Personen, die aber nicht ganz zu sehen sind, weil sie durch eine Art von Schirm vom Könige getrennt werden. Es ist unmöglich zu sagen, auf welchen König diese Sculpturen sich beziehen und was sie bedeuten sollen. Nicht weit von diesen Basreliefs finden sich zwei grofse Feueraltäre, höchst wahrscheinlich auch aus der Sasanidenzeit.

Nahe bei den Ruinen von Persepolis findet man auch die Ruinen der alten Stadt Istakhr oder Stakhr, wie sie bei Moses von Chorene heifst. Stakhr kommt von dem alten Worte Çtakhra und bedeutet weiter nichts als die Starke, die Veste. Unter den Sasaniden spielte die Stadt eine bedeutende Rolle und verlor auch ihr Ansehen nicht vor dem siebenten Jahrhundert n. Chr.; als Schirâz gegründet wurde, da zerfiel die alte Stadt. In den alten persischen Sagen erscheint aber Istakhr schon in alten Zeiten als ein Herrschersitz, wahrscheinlich ist sie von der Stadt nicht verschieden, die zu der Burg von Persepolis gehörte. Der Reisende Bode behauptet sogar, dafs die Ueberreste ihm von demselben Alter zu sein schienen, wie Persepolis selbst. Nicht zu verwechseln mit der Stadt Istakhr ist der Berg dieses Namens, der in nordwestlicher Richtung von Persepolis liegt. Früher lag eine Burg auf demselben, doch hat man keine Ueberreste dort gefunden, welche in die Zeit vor dem Islam hinaufreichten. Die letzten Denkmale der Sasaniden, die wir in diesem Thale zu erwähnen haben, sind die von Nakschi Redscheb; sie liegen am Rachmedberge auf halbem Wege zwischen Nakschi Rustem und

der Burg von Persepolis. Diese Sculpturen sind ungemein verstümmelt, wie Chardin erzählt, auf Befehl des Schâh Abbas, der jeden Tag einige Zeit hindurch 60 Mann zu dem Zerstörungswerke verwandte, aus Aerger über die häufigen Besuche, welche europäische Reisende dem Thal abstatteten. So viel man noch erkennen kann, scheinen die drei Basreliefs aus verschiedener Zeit und von verschiedenem Werth gewesen zu sein: das erste stand in Ausführung hinter den früher beschriebenen Sculpturen zurück, das zweite aber denen von Nakschi Rustem gleich. Am wichtigsten ist das dritte, das einen König zu Pferde darstellt, der von neun Trabanten begleitet wird. Auf der Brust des Pferdes steht eine Pehlevî-Inschrift, welche de Sacy entziffert hat, nebenan eine gleichlautende griechische. Die Inschriften besagen, dafs es das Bild des Königs Schâpûr I. sei. Von demselben Könige findet sich auch eine zweisprachige Inschrift in einer Grotte, welche den Namen Schascharmu führt und nicht weit von dem Dorfe Hadschiâbâd entfernt ist.

Die übrigen Thäler der Persis sind nicht so reich an Ruinen wie die Ebene, welche wir so eben beschrieben haben, doch finden sich noch an einigen andern Orten Denkmale aus der Sasanidenzeit. Unter diesen nehmen die umfangreichen Sculpturen von Schâpûr, unweit der Stadt Kazerun, den ersten Rang ein. Es ist hier nicht der Ort, diese umfangreichen Denkmale, die sich auf einen Raum von sechs englischen Meilen vertheilen, ausführlich zu beschreiben, zumal da wir über sie auf Ritter's eben so klare als umständliche Beschreibung verweisen können. Es genüge also zu sagen, dafs man sechs verschiedene Basreliefs unterscheidet, die im Styl den oben beschriebenen von Nakschi-Rustem und Nakschi-Redscheb gleichen. Die Ausführung ist nicht überall gleich, sie scheinen der Zeit nach verschieden, auch mag die Beschaffenheit des Felsens eingewirkt haben. Weniger bekannt ist ein Bild des Königs Behrâm in einer kleinen Ebene, im District von Fahlian, welche nach ihm das Behrâmsthal genannt wird. Kämpfer und Bode sind die einzigen Reisenden, welche dieses Bild gesehen haben. Der König, mit einer Tiara auf dem Haupte und reichem gelockten Haar, sitzt mit seinem Gesicht dem Beschauer zugewendet. Zwei Personen zu seiner

Linken richten ihre Blicke auf den König, sie haben Bärte und scheinen Priester zu sein. Zur Rechten des Königs stehen zwei Personen, gleichfalls im Profil gezeichnet; sie haben keine Bärte und falten die Hände in bittender Stellung. Der Platz, wo dieses Denkmal sich findet, ist reizend gelegen, aber weder die Zeit noch die Bewohner haben dasselbe sonderlich geschont, auch ist die Ausführung viel schlechter als die der Denkmale an anderen Stellen. Bei der Stadt Bebehân finden sich Ruinen über einen ziemlich ausgedehnten Landstrich zerstreut, sie bestehen aus gebrannten Backsteinen; früher soll dort ein Stein mit einer Keilinschrift gefunden worden sein. Weiterhin, nahe an dem Flusse Kurdistân, finden sich andere Gebäude weit besser erhalten, aber wie es scheint aus der Zeit der Sasaniden. Ruinen von gewaltigen Brücken mögen noch aus derselben Zeit stammen.

Es bleibt uns nur noch ein einziges Denkmal zu erwähnen übrig, bei dem wir aber etwas länger verweilen, weil dasselbe ziemlich unbekannt und bis jetzt nur von einem einzigen europäischen Reisenden, dem Baron Bode, besucht worden ist. Dasselbe liegt ziemlich nördlich von Bebehân, in dem Thal, welches Teng-i-Salek, d. h. der Engpafs von Salek, genannt wird [1]). Die ganze Gegend ist von den räuberischen Bahmeï durchschwärmt, welche das Besuchen derselben ohne starke bewaffnete Escorte unmöglich machen. Man macht den Ausflug dahin von Taschun, einer kleinen verfallenen Stadt in der Nähe von Bebehân. „Wir zogen", sagt Bode, „in nordwestlicher Richtung, zur Rechten ungeheure Bergreihen, die von Südosten gegen Nordwesten streichen; eine andere Hügelreihe von geringerer Höhe blieb zur Linken. Der Weg wurde bald sehr uneben und die Umgegend öde und ganz von Vegetation entblöfst. Wir setzten durch mehrere ausgetrocknete Flufsbette und kamen nach einem beschwerlichen Marsch von drei Stunden an den Eingang des Teng-i-Salek. Wir traten in einen Engpafs ein, der zwischen zwei hohen Felsen, die über den Weg herein hingen, sich hindurch drängt. Während wir zwischen Steingeröll den steilen Pfad hinaufstiegen, kamen wir von Zeit zu Zeit auf Reste alten Pflasters, dessen

[1]) Bode l. c. I, 351 flg.

Steine so glatt polirt waren, dafs die Pferde mit Schwierigkeit vorwärts konnten. Der Pfad wurde bald weiter und wir befanden uns in einem Haine von Eichen und Cypressen; in diesem waren die alten Basreliefs.“ Ein grofser schwarzer Felsen mit gelben Streifen, 30—40 Fufs hoch und 80—90 Fufs im Umfang, steht ganz vereinzelt da und hat Inschriften und Basreliefs auf beiden Seiten. Das Basrelief auf der einen Seite stellt einen Altar vor, auf dem ein Kegel von der Gestalt eines Zuckerhutes steht; dieser Kegel ist mit einer Binde umwunden, welche mit einem Knoten zusammengebunden ist; nebenan steht ein Priester mit einer cylinderförmigen Mütze und buschigem Haar, kurzem Bart und einem Schnurrbart, der den unteren Theil des Gesichtes bedeckt. Die rechte Hand ist nach dem Altar ausgestreckt, die linke steckt im Busen. Zur Rechten des Priesters sind neun Personen, die vorderste derselben sitzt, die andern stehen aufrecht, aber sie sind so beschädigt, dafs man sie kaum erkennen kann. Noch weniger zu erkennen sind die Abbildungen von vier anderen Personen, die unter diesen am Felsen angebracht sind. An der äufsersten Rechten des Basreliefs steht ein Reiter, den ein auf seinen Vorderfüfsen stehendes wildes Thier angreift, es ist schwer zu entscheiden, ob diefs ein Bär, Löwe oder Eber ist. Unter dieser Figur steht eine sehr verwitterte Inschrift von fünf Linien, eine andere von gleicher Länge unter dem Altar. Auf der anderen Seite des Felsens sind vier Personen gezeichnet, die vornehmste scheint auf einem Lager zu liegen, das Gesicht ist leider nicht mehr zu erkennen. Zwei Figuren sitzen zu Füfsen des Lagers, jede mit einer Lanze in der Hand, eine hat ein Diadem auf dem Kopf, das aus sechs sich ausbreitenden Strahlen besteht. Hinter dem Lager steht die letzte Person auf den Zehen, aber so beschädigt, dafs sie weiter nicht zu erkennen ist. Unter dieser Figur sind noch schwache Ueberreste von drei anderen. Auch auf dieser Seite des Felsens findet sich eine Inschrift von fünf Linien. Dem eben beschriebenen Felsen gegenüber steht ein kleinerer Stein, ganz von Bäumen umgeben. Er trägt keine Inschrift, aber die Basreliefs sind weit besser erhalten als auf dem grofsen Stein. Sie zeigen uns einen Reiter im vollen Lauf mit einem Spiefs, den er in horizontaler Richtung hält.

Das Gesicht dieser Figur und das Vordertheil des Pferdes sind sehr beschädigt. Hinter dem Reiter stehen drei zwergartige Figuren: die eine scheint einen Stein werfen zu wollen, den sie mit beiden Händen über den Kopf hält; die zweite hält einen Bogen, die dritte liegt ausgestreckt zu den Füſsen der zweiten. Wie Bode versichert, ist die Ausführung dieser Basreliefs verschieden von denen zu Nakschi-Rustem u. s. w. Die Schrift scheint eine Abart der Pehlevi-Schrift zu sein.

Die Frage nach der Religion der alten Perser ist erst in den letzten Zeiten eine etwas verwickelte geworden. So gewiſs auch anerkannt werden muſs, daſs die Perser Indogermanen sind, so hat man doch gesucht, ihre Religion zu einer scythischen zu machen. Wir schöpfen unsere geringen Kenntnisse über die Religion des Perserstammes aus zwei verschiedenen Urkunden: aus den Keilinschriften und aus dem Bericht Herodots. Den letzteren, auf welchen man sich besonders für den scythischen Ursprung der persischen Religion zu stützen pflegt, lassen wir vorläufig ganz beiseite und betrachten nur die Züge, die sich aus den Inschriften entnehmen lassen. Hier ist nun ganz unzweifelhaft zu sehen, daſs die Religion der alten Perser zur Zeit des Darius, wenn auch nicht in allen Einzelnheiten, doch in ihren Grundzügen, mit der altbaktrischen übereinstimmt, deren Anschauungen im Avesta niedergelegt sind. Wir finden da den Auramazda als den Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, die übrigen Götter, Bagas genannt (vgl. das slavische *bog*), werden spärlich erwähnt und in den älteren Inschriften nicht namentlich angerufen. In den Inschriften des Darius werden die Clangötter noch besonders von den übrigen unterschieden. In den späteren Inschriften werden auſser dem Auramazda auch die Namen einiger anderer Götter genannt, es sind dieselben Namen, die im Avesta erscheinen: die Anâhita oder die Göttin des Wassers, die wir schon bei der Provinz Medien ausführlich besprochen haben, dann Mithra, die Gottheit des Lichtes. Streiten läſst sich jedoch darüber, ob die Perser auch den Gegensatz zwischen Licht und Finsterniſs, der gerade das charakteristische Kennzeichen der Religion Zoroasters ist, schon in der ganzen Strenge kannten und festhielten. Es ist dieser strenge Dualismus jedenfalls erst eine spätere Er-

scheinung, denn wenn auch die alten Indogermanen sich hauptsächlich zu dem Lichte wandten und die Finsternifs verabscheuten, so sind sie doch noch sehr weit von jener in aller Strenge durchgeführten Scheidung entfernt. In den Keilinschriften finden wir keine Spuren einer solchen Gegenübersetzung; der Name Ahrimans wird nirgends erwähnt, ebensowenig wie der seiner Dévs; an einer Stelle, wo Rawlinson sie finden wollte, sind die Buchstaben gewifs falsch ergänzt; dagegen sind einige untergeordnete böse Mächte des Avesta auch in den Keilinschriften vorhanden. Es ist in diesen von einer Göttin des Mifswachses die Rede (Duschiyâra), sammt ihren Heerschaaren. Im Avesta ist sie eine Pairika, welche das ganze Land verwüsten würde, wenn nicht andere, freundlich gesinnte Mächte ihren Einflufs hemmten. Man ersieht auch aus dem Avesta, dafs es vornehmlich die Trockenheit ist, welche das Uebel des Mifswachses verschuldet, und diefs ist bei einem Lande von der Natur der Persis wohl erklärlich. Die Keilinschriften betonen wie das Avesta die Schändlichkeit der Lüge und berühren damit ein Grundgesetz des Zoroastrischen Glaubens, der in der That ganz auf die Heiligkeit der Verträge gebaut ist. Man kann nach diesen Thatsachen mit Sicherheit annehmen, dafs zur Zeit des Darius und seiner Nachfolger die Religion des Perserstammes nicht viel von der des Avesta verschieden war.

Alle diese Umstände können Niemanden klarer sein als Rawlinson, der die Keilinschriften so genau kennt, wie nicht leicht ein Anderer. Rawlinson ist auch weit entfernt, die oben angeführten Thatsachen in Abrede zu stellen; er geht im Gegentheil noch weiter als wir, indem er sogar das dualistische System des Avesta in den Keilinschriften nachzuweisen sucht. Als Beweis für das Vorhandensein desselben gebraucht er eine verstümmelte und von ihm theilweise ergänzte Stelle der Inschrift von Behistun (Col. IV, 4), die nach ihm also übersetzt werden mufs: „Der Gott der Lüge schuf (böse Geister), damit diese bösen Geister die Nation betrügen möchten; dann brachte der Gott der Wahrheit diese bösen Geister in eine Abhängigkeit.“ Rawlinson's Ergänzung ist sprachlich unmöglich; statt *diva* müfste es wenigstens *daiva* heifsen, man sieht aber auch aus der scythischen Ueber-

setzung, dafs *dis*, sie, zu ergänzen und zu übersetzen ist: „Die Lüge hat sie zu Rebellen gemacht, dafs sie die Nation belogen. Darauf gab Auramazda sie in meine Hände.“ Einen Beweis für das Vorhandensein des dualistischen Systems in den Keilinschriften kann man aus dieser Stelle so wenig als aus einer andern führen. Rawlinson aber, an seine obige Uebersetzung anknüpfend, schliefst weiter: da wir in Herodots Erzählung keine Spur von Dualismus finden, sondern nur eine Verehrung der Elemente, dagegen in den Keilinschriften wieder keine Spur von Verehrung der Elemente, so können beide Berichte nicht vereinigt werden. Wir gestehen, dafs wir diesen Schlufs selbst dann zu rasch finden würden, wenn die obige Uebersetzung gerechtfertigt wäre. Es giebt uns ja Herodot keine ausführliche Darstellung der altpersischen Religion, sondern nur einige magere Notizen. Wie leicht ist es da möglich, dafs sein Berichterstatter ihm Nebendinge angab und Hauptsachen ausliefs! Dafs in den Systemen der Keilinschriften kein Elementar-Cultus seine Stelle gefunden habe, können wir auch nicht mit Sicherheit behaupten, denn die Keilinschriften enthalten ebensowenig ein System der altpersischen Religion wie Herodot, und erwähnen religiöse Dinge nur zufällig und nebenbei. Wir können daher eine solche gänzliche Trennung zwischen beiden Berichten nicht zugeben und werden suchen, dieselben auszugleichen, nachdem wir gesehen haben, wie Rawlinson weiter seine Hypothese entwickelt. Rawlinson behauptet, die von Herodot beschriebene Lehre sei die Lehre der Magier und diese beruhe auf scythischen Grundlagen; zu dieser letzteren Behauptung ist aber auch kein weiterer Grund vorhanden, als dafs die persische Religion, wie sie Herodot schildert, weder mit den indogermanischen noch mit den semitischen Aehnlichkeit habe und daher scythisch sein müsse. Dieser Grund ist nun viel zu allgemein, als dafs man damit irgend etwas erweisen oder auch abweisen könnte. Wir werden daher entschuldigt sein, wenn wir einen etwas verschiedenen Weg einschlagen [1]).

---

[1]) Man vergleiche jetzt die mit den meinigen ziemlich übereinstimmenden Resultate Windischmann's: Zoroastrische Studien p. 121 flg. und p. 272.

Wir müssen zuerst als unsere Ansicht wiederholen, daſs Herodot nicht einen vollständigen Abriſs der persischen Religion geben konnte oder wollte, sondern nur einige gelegentliche Bemerkungen. Wir dürfen darum seinen Bericht nicht als System mit den Keilinschriften vergleichen, wir müssen ferner erinnern, daſs auch das Avesta nahe verwandte Anschauungen enthält; es kann dasselbe mit vollkommener Sicherheit zur Vergleichung herbeigezogen werden. Sonne, Mond, Erde, Feuer und Wind sind wirklich Dinge, denen im Avesta Verehrung zu Theil wird, dem Firmament (Thwâsha im Avesta), wenigstens an einigen Stellen. Von den uns bekannten Göttern nennt er den Mithra mit Namen, aber er beschreibt ihn ganz falsch, und diese ungenügende Kenntniſs entschuldigt ihn, daſs er den obersten der persischen Götter, den Auramazda, nicht kannte. Möglich wäre es indessen, daſs man unter dem Jupiter den Auramazda zu verstehen hätte. Auch was Herodot von den Opfern der Perser sagt, hat seine entschiedene Richtigkeit. Blutige Opfer passen nicht zu dem Wesen des Parsismus, und noch heute wird von den geschlachteten Thieren bloſs der Kopf den Genien dargebracht, aus keinem anderen Grunde, als um die Seele der Thiere für die gute Schöpfung zu erhalten. So werden denn auch zur Zeit des Herodot die Perser die Opferthiere den Göttern bloſs geweiht haben, ohne sie förmlich als Opfer ihnen zu verbrennen.

Parthien und Hyrkanien.

Wenn man sich von der Hauptstadt des östlichen Mediens, von Ragha oder Rai aus gegen Osten wendet, so gelangt man in eine grofse Ebene, die an und für sich steinig ist und ihre Fruchtbarkeit nur der Bewässerung verdankt, die sie von den aus den nördlich gelegenen Bergen herabstürzenden Bächen empfängt. Nach einem starken Tagmarsche durch diese einförmige Ebene findet man dieselbe von einem quer über sie hinziehenden Bergvorsprung geschlossen, und dieser Vorsprung ist nur in dem sogenannten Sirdarapafs zu übersteigen. Es ist dieser eigentlich eine Folge von mehreren Pässen; die Wege sind beschwerlich, wiewohl die Berge nicht sehr hoch sind; man verirrt sich leicht in ihnen, wenn man nicht gute Führer hat. Die Oberfläche dieser Berge ist kahl und höchst seltsam zerrissen und durchfurcht; die so gebildeten Schluchten sind ein sehr bequemer Versteck für Räuberbanden; die Gegend gilt für unsicher, und die Karawanen pflegen eilfertig über sie hinzuziehen. Diefs sind die sogenannten kaspischen Thore der Alten, und es begreift sich leicht, dafs in einem geordneten Reiche die Pässe, die jetzt von den Räubern benützt werden, um durchziehende Reisende zu schrecken, wichtige Positionen abgaben für Heere, welche die friedlichen Bewohner des Landes zu beschützen hatten. Es befinden sich, nach dem Ausspruch kriegskundiger Officiere [1]), sehr gute Positionen zur Vertheidigung in diesen Bergen, und auch in neuerer Zeit sind hier wichtige Schlachten geschlagen worden. Ist man auf der Pafshöhe angekommen, so blickt man wieder in eine der vorhergehenden ähnliche Ebene, die im Winter ein bräunliches Aussehen hat, im Sommer aber, besonders zur Zeit der Schneeschmelze, von Gebirgsbächen reichlich bewässert wird. In besseren Zeiten war die Ebene diesseits und jenseits des

[1]) Truilhier bei Ritter VIII, 454.

Passes wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt, jetzt freilich bilden Dornbüsche den hauptsächlichsten Ertrag derselben. Im Norden der eben beschriebenen Ebene gewahrt man fortwährend die schneebedeckten Berge des Elburz, während im Süden die Ebene bald in Wüste übergeht. Von dem nördlich gelegenen Elburz zweigen sich aber bald Bergreihen ab, die sich mehr gegen Südosten wenden und, ohne sich zu besonderer Höhe zu erheben, auch ohne unter besonderen Namen zusammengefafst zu werden, ein gebirgiges Land mit vielen Thälern bilden, welche gegen Osten bei Herât in die Hochebenen ausmünden. In diesen Gebirgslanden gedeiht das Getreide und Obst zum Theil vorzüglich, es bietet reiche Gelegenheit, um Schafe und treffliche Pferde zu ziehen, daher ist es auch reich an Dörfern, und selbst bedeutende Städte haben sich an den Hauptstrafsen gebildet, welche das Land durchziehen. Aber im Norden wie im Süden der Berge erstrecken sich unabsehbare, wenngleich in ihren Verhältnissen verschiedene Wüsten. Die südliche, eine Fortsetzung der Wüste von Sedschestân, liegt 3000—4000 Fufs über der Meeresfläche und ist eine Salzsteppe, von einzelnen fruchtbaren Oasen durchschnitten. Die Wüsten im Norden der Berge liegen 2000 bis 3000 Fufs tiefer und sind Sandwüsten, die nur so weit urbar gemacht werden können, als die spärlichen Flüsse, die sich durch die dürren Felsklippen hindurchwinden, die Mittel zur Bewässerung darbieten.

Der Landstrich, den wir eben beschrieben haben, umfafst im allgemeinen das Land, welches die Alten Parthien nannten, denn im einzelnen ist es nicht immer möglich, die öfter wechselnden Gränzen des Landes mit erforderlicher Bestimmtheit anzugeben. Die alte Heimath der Parther beschränkte sich auf das Land östlich und südlich von den hyrkanischen und tapurischen Gebirgen; es gehörte dazu noch nicht das später hinzugerechnete Komisene, das jetzige Kumis, und Choarene, die eben beschriebene Ebene östlich von Rai, die noch das Schâhnâme als zu Rai gehörig ansieht. Im Norden bildeten wahrscheinlich die Berge und das Aufhören des fruchbaren Landes die Gränze, doch besteht noch im êrânischen Epos das Volksbewufstsein darauf, dafs der Oxus die Gränze zwischen Erân und Turân bilde, und nimmt

die öden Steppen im Norden von Parthien wenigstens als Jagdrevier in Anspruch. Dort tummeln sich die êrânischen Recken in Friedenszeiten, wenn der König von Turân zum Frieden und zum Einhalten der bezeichneten Gränze gezwungen ist. In der Hitze des Jagens überschreiten sie denn wohl auch hier und da das ihnen zukommende Gebiet und jagen in den turânischen Revieren, wodurch immerwährender Anlafs zu Händeln geboten wird. Im Südost gehörte gewifs auch ein Theil der Salzsteppe zu Parthien; wie viel? läfst sich nicht mehr bestimmen. Später, als die Macht und das Ansehen der Parther wuchs, fügten sie ihrem Stammlande noch weitere Gebiete hinzu (Strabo XI, p. 523). Im Westen wurden die eben erwähnten Gebiete Komisene und Choarene von Medien abgerissen, im Osten Nisäa hinzugefügt, wodurch nun Parthien an Aria gränzte. Städte waren in alter wie in neuerer Zeit nicht viele in Parthien, doch waren einige bedeutend. Sogar die Inschriften des Darius nennen deren zwei: Vispauzatis und Patigrabana, später war Hekatompylon — wohl das heutige Dâmeghân — wegen der Menge der Strafsen berühmt, welche sich von da abzweigten. Eine Stadt Sirok, die Ptolemäus nennt, ist wohl das heutige Serakhs, die Städte Gadar und Safri bringt man seit Renell gewöhnlich mit den neueren Plätzen Safari und Caendar in Verbindung. Die Stadt Snsia hat Droysen wohl mit Recht in dem neueren Tus wiedergefunden. Unbekannt ist die Stadt Asaak, die nur Isidor von Charax nennt, es war der Ort, von dem aus die parthischen Könige zuerst sich erhoben. Auch Nisapur scheint Anspruch auf ein hohes Alter zu haben, wenn auch vielleicht die Stadt unter den Sasaniden einer Erneuerung bedurfte. Trotz einzelner fruchtbarer Landstrecken galt doch die Provinz Parthien von jeher mit Recht für ein armes Land. Die alten persischen Könige verschonten diese Gegend mit ihrer kostspieligen Hofhaltung und eilten schnell durch sie hindurch. Bei aller Armuth und Oede mufste aber doch diese Provinz für jeden denkenden Erânier eine grofse Wichtigkeit haben wegen ihrer geographischen Lage. Durch sie hindurch ging der bequemste Weg für die räuberischen Stämme, welche stets die Steppen im Norden von Erân bewohnten; waren sie einmal durch Parthien vorgedrungen, so fanden sie auch leicht den Weg nach

Medien und Persien. So sehen wir schon in der Sage, wie der Turânier Afrâsiâb seine verheerenden Einfälle über Asterâbâd und Dameghan bis nach Rai ausdehnt. Parthien war somit das Bollwerk des érânischen Reiches gegen Norden; wurde diese Provinz schlecht vertheidigt, so geschah, was noch heute geschieht: die Turkmanen brachen herein, schleppten das Vieh und die Erträgnisse des Bodens hinweg und verkauften sogar die Bewohner als Sklaven. Diese schädlichen Einfälle abzuwehren, hatte für das Reich von Erân eine weit gröfsere Bedeutung, als es nach unseren, gröfstentheils fremden Geschichtschreibern entnommenen Berichten scheinen möchte. In den einheimischen Sagen nehmen diese Kämpfe mit dem Norden eine so hervorragende Stellung ein, dafs sie selten Gelegenheit finden, den Westen auch nur zu erwähnen.

Die Bevölkerung, welche diesen Landstrich besetzt halten sollte, mufste der Natur der Sache nach eine vorwiegend kriegerische sein. Die alte Frage nach der Abstammung dieser Bevölkerung, ob dieselbe zum érânischen oder zum skythischen Stamme gehörte, wiederholt sich auch hier, und zwar läfst sich die letztere Ansicht hier nicht so schlechthin ablehnend beantworten, wie in Medien und Persien [1]. Zuerst, dafs die Parther ihren Namen seit alter Zeit tragen, leidet keinen Zweifel, Herodot kennt bereits die Parther, die Keilinschriften des Darius eine Provinz Parthien. Nach Justinus Angabe ist der Name Parther skythisch und bedeutet in skythischer Sprache so viel als *exul*; nach Malalas ist das Wort persisch und bedeutet in persischer Sprache die Skythen. Keine dieser Angaben ist richtig, doch können sie uns auf die Wahrheit leiten. Nicht alle Skythen haben die Perser mit dem Namen Parther bezeichnet — sie hatten dafür, wie wir wissen, den Ausdruck Çaka — sondern nur die in das érânische Gebiet eingewanderten Parther; das Wort Parther war kein skythisches, sondern ein érânisches, und bedeutet in dieser letzteren Sprache einen Ueberläufer; wenigstens sträuben sich die Sprachgesetze nicht gegen eine solche Annahme, wie-

[1]) Cf. Lassen, Zeitschrift für die Kunde des Morgenl. VI, 538; cf. meine Huzvâreschgramm. p. 13. 14. und Pott, Zeitschr. der D. M. G. XIII, 411 flg.

wohl sich das Wort auch auf andere Art passend erklären liefse, wenn man die Angabe des Justin unberücksichtigt lassen wollte. Dafs die Parther späterer Zeit, nach Alexander, skythischen Ursprungs waren, läfst sich nicht bezweifeln, die Angaben der Alten, namentlich des Strabo, sind darüber ganz klar, sie sagen uns auch, dafs das Volk in Sprache und Sitte noch viel Skythisches bewahrt hatte. Ein Rückschlufs aus der Zeit nach Alexander auf die alte Zeit ist nun nicht ohne weiteres gestattet, da, wie wir sehen werden, in jener Zeit in den Steppen des Nordens ungewöhnliche Bewegung stattfand. Aber nach einer, freilich unverbürgten, Notiz hatten sich die Skythen schon zur Zeit des Sesostris nach Parthien übergesiedelt, was doch auf frühe Besetzung des Landes von fremden Volksstämmen zu deuten scheint. Andererseits bleibt es unbegreiflich, dafs die Perserkönige zur Zeit ihrer Blüthe so wichtige Stellungen ganz und gar Fremdlingen anvertraut haben sollten; haben doch noch so späte Herrscher, wie Schâh Abbas, um dieses Uebel zu verhindern, ganze kurdische Colonieen in diese Berge der Parther versetzt, damit sie gleichsam als éränische Schutzmauern dem Vordringen der Turkmanen widerstehen sollten [1]). Auch ist nicht zu übersehen, dafs die ganze éränische Heldensage gerade in diesen Gegenden spielt und der Gränzkampf mit Turân gewissermafsen ein Ehrenpunkt des ganzen éränischen Volkes ist. Wie wäre es da denkbar, dafs man dieses Land auf die Dauer Fremdlingen überlassen habe? Der Wahrheit am nächsten werden wir wohl kommen, wenn wir annehmen, dafs die Bevölkerung eine gemischte war. In unbewachten Augenblicken sind gewifs von jeher einzelne Stämme in die culturfähigen Ländereien Erâns vorgedrungen und haben sich dort festgesetzt. Es ist auch nicht abzusehen, warum solche skythische Stämme auf einem günstigen, ertragfähigen Boden nicht ebenso gut ihrer nomadischen Lebensart entsagen und zu einer Ackerbau treibenden Bevölkerung werden konnten, wie die Erânier. Immerhin aber wird man, um die späteren Verhältnisse zu erklären, daran festhalten müssen, dafs auch eine éränische Bevöl-

[1]) Auch Belutschen und Georgier findet man hier angesiedelt. Cf. N. de Khanikof, Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale p. 90. 93. Die Kurden schätzt er (a. a. O. p. 93) auf 40,000 Familien.

kerung im Lande wohnte, nnd dafs diese, was Bildung und Sitte betrifft, die mafsgebende war.

Die Bevölkerung, welche die Ebenen im Norden von Parthien bewohnte, war eine dem Stamme wie der Sitte nach von den Erâniern grundverschiedene. In den Sagen der letzteren, die natürlich den Ursprung des Menschengeschlechtes und aller Bildung anf ihr Stammland zurückführen, werden sie wie alle Menschen als von Erân ausgehend und darum auch ursprünglich mit den Eräniern verwandt dargestellt. Als Ferêdûn die Erde unter seine drei Söhne theilt, da fällt dem Selm (im Altbaktrischen Çairima, daher der Name der Sarmaten) der Westen, dem Tûr aber der Norden zu, ihm gehören die Turânier. Das feindliche Verhältnifs, in welchem die Nachkommen der beiden genannten Brüder mit dem dritten stehen, mufs ein frevelhafter Mord erklären, den sie an dem bevorzugten Bruder Eradsch, dem Erân selbst zugefallen ist, begehen. Hieraus entsteht für die Erânier die Nothwendigkeit der Blutrache, nnd diese ist der Grund, in dem die Feindseligkeiten bis auf den heutigen Tag wurzeln. In Wahrheit sind es aber die Sitten und Gewohnheiten der nördlichen Nachbarn, welche den Erâniern unbequem wurden nnd sie zum Widerstande reizten. Diese nördlichen Ebenen, ein ursprünglicher Meeresboden, waren wasserlos und zum Anbau ungeeignet, darum wurde dort anch nicht, wie in Erân, wenigstens ein Theil der Bevölkernng sefshaft, Krieg war ihre liebste Beschäftigung, sie lebten von der Jagd und vom Raube. Hatte der fleifsige Landmann in Erân seinen Acker bestellt und glaubte die Früchte seines Fleifses reifen zn sehen, so kamen, wenn die Gränzen nicht gut bewacht waren, plötzlich die Turkmanen und ernteten, was sie nicht gesäet hatten. Zuweilen aber, wenn sie von nachdrängenden Völkerschaften beengt wurden, suchten sie anch nicht blofs znm Ranbe nach Erân einzudringen, sondern in der Hoffnung, sich dort ein neues Vaterland gründen zu können. Aus diesem Grunde erklären sich alle die skythischen Einfälle in die fruchtbaren Gefilde Vorderasiens, von welchen die Geschichte berichtet, von jenem Einfall der Kimmerier an, dessen historischen Kern wir kaum mehr ans dem Nebel der Mythen zu erkennen vermögen. Es hat Erân besonders hart betroffen in jenem Einfalle unter Kyaxares, der den Turâniern

28 Jahre lang dienstbar wurde. Als die Achämeniden ihre Herrschaft bis in jene Gegenden ausgedehnt hatten, suchten sie sich dieselben dauernd zu unterwerfen. Wir finden, dafs schon Kyrus in dem Kriege gegen die Massageten fällt, diese wohnten am Jaxartes, er scheint mithin die jenseits und diesseits des Oxus hausenden Turânier schon unterworfen zu haben. Darius zählt sowohl Chorasmien als das Gebiet der Saken zu seinen Besitzungen, die Oberherrschaft gab den Achämeniden das Recht, bei ihren zahlreichen Kriegen die waffenfähige Mannschaft auch dieser Provinzen ihrem Heere einzuverleiben, und dadurch einen Theil der Gefahren, die von dieser Seite drohten, von den érânischen Provinzen abzuwenden. Kleinere Uebergriffe haben wohl zu allen Zeiten stattgefunden und sind wohl auch zum grofsen Theile ungeahndet geblieben.

Während der Dauer des Achämenidenreiches bot sich keine günstige Gelegenheit für die Turânier, einen Einfall in grofsartigem Mafsstabe auszuführen. Anders wurde die Sache, als nach Auflösung dieses Reiches Erân in einzelne Provinzen zerfiel, und eine allgemeine Verwirrung mehr und mehr überhand nahm. Aber auch die Vorgänge im Norden selbst drängten zu einem kräftigeren Vorgehen. Noch im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung safs ein Volk in dem heutigen Tangut, das den Namen Yue-tschi führte, also nordwestlich von China, am Ende der grofsen Mauer [1]). Die Sprache dieses Volkes gehörte wahrscheinlich zu den tibetanischen Sprachen. Um 162 v. Chr. zwangen die damals in den Steppen hausenden Hiong-nu die Yuetschi zur Auswanderung; ein Theil von ihnen wanderte südlich und liefs sich an den Quellen des Hoang-ho nieder, ein anderer — von den Chinesen die grofsen Yue-tschi genannt — wandte sich gegen Nordwesten. Diese grofsen Yue-tschi zogen nach der Dsungarei gegen den Balkhassee zu; in dem benachbarten Ili wohnte ein Volk Szu oder Sse, dieses mufste ihnen weichen und floh westlich in die Steppen am Ufer des Jaxartes. Noch ein anderes zahlreiches Volk, das gleichfalls in der Nähe von Tangut

[1]) Ich stütze mich bei dem Folgenden ganz auf das vortreffliche Werk von Vivien de St. Martin: Les Huns blancs ou Ephthalites des historiens Byzantins.

gewohnt hatte, die Usun, wurde ebenfalls von den Hiong-nu vertrieben und zwang nun die Yue-tschi, die den Sse abgejagten Wohnsitze wieder aufzugeben und gleichfalls gegen Westen zu ziehen. Der weitere Verlauf ihrer Wanderungen berührt mehr die Gegenden um Baktra und Kâbul, wir können sie also hier übergehen. Aus diesen Völkerbewegungen im Norden ist nun aber der Drang zu erklären, der die Steppenbevölkerung in den letzten Jahrhunderten v. Chr. Geburt erfafst und sie nach Süden treibt. Das stärkere Baktrien widerstand noch den ersten Anläufen, leichter war der Uebergang in Parthien. Hier machte Arsakes mit Hülfe der Parner, die ein Zweig der Daer waren, einen Einfall, bemächtigte sich der Provinz und gründete eine Dynastie. Da es aufser allem Zweifel ist, dafs die Daer ein turânisches Volk waren, so gilt dasselbe natürlich auch von den Parnern; weniger sicher ist es von Arsakes, der einen unzweifelhaft érânischen Namen führt. Wir sehen in späterer Zeit, unter den Sasaniden öfter, dafs sich érânische Prinzen auf turânisches Gebiet flüchten und mit einem turanischen Hülfsheere zurückkehren, um erobernd in ihr Vaterland einzufallen. Allein Strabo nennt auch den Arsakes ausdrücklich einen Skythen, und so werden wir auch annehmen müssen, dafs seine ursprüngliche Heimath nicht in Erân war. Das Loos, welches nun Parthien und später auch ganz Erân betraf, war also ganz dem ähnlich, welches dasselbe jetzt hat. Eine Dynastie aus fremdem Stamme hatte den Thron bestiegen, aber schon nach kurzem Bestehen mag wenig mehr von dem fremden Ursprunge zu bemerken gewesen sein, denn die neuen Herrscher bemühten sich, érânische Sitte anzunehmen, wie denn die Namen derselben fast ohne Ausnahme érânisch sind; schon der Stifter der Dynastie hat seinen skythischen Namen mit einem érânischen vertauscht, bald tauchten auch Sagen auf, welche die Arsaciden in ein Verwandtschaftsverhältnifs mit den gefallenen Achämeniden setzten. Die Anfänge der parthischen Macht waren unbedeutend, die Stadt Asaak, wo die Residenz der ersten Könige war, lag in der Provinz Astabene, ganz nahe an der Wüste. Der Gründer des Reiches scheint auch die neue Herrschaft nicht sehr lange genossen zu haben; unter den verworrenen Angaben der Alten ist die am wahrscheinlichsten,

welche ihm nur zwei Regierungsjahre beilegt. Auch der Anfang der Regierung der Partherkönige ist nicht leicht zu bestimmen, wahrscheinlich begann sie im Jahr 250 v. Chr. Eine längere Dauer hatte die Regierung seines Brnders und Nachfolgers Tiridates, der die parthische Herrschaft nicht nur in Parthien selbst befestigte, sondern auch auf das benachbarte Hyrkanien ausdehnte. Dieses Land mit seinen hohen Bergen und seinem ungesunden, ausländischen Heeren verderblichen Klima scheinen die Partherkönige sehr fest an sich gekettet zu haben und es bot ihnen in den Tagen der Gefahr oft eine sichere Zuflucht. Die beiden ersten Arsaciden genossen ihre Herrschaft ziemlich ungestört: dem dritten, Artabanus I., sollte dies Glück nicht zu Theil werden. Die Seleuciden hatten endlich einmal Zeit gefunden, ihre beständigen Kämpfe mit dem Westen zu unterbrechen und den Ereignissen im Osten ihres Reiches ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Antiochus III. hatte beschlossen, die rebellischen Unterthanen zur Anerkennung seiner Herrschaft zu bringen: das scheinbar räthselhafte Verfahren des Antiochus, daſs er die einzelnen Könige zwar zur Unterwerfung nöthigte, dann aber doch in ihren Besitzungen beliefs, erklärt sich meines Erachtens sehr einfach aus den staatlichen Verhältnissen. Es war dem Antiochus kaum sehr darum zu thun, neue Fürsten an die Stelle der früheren zu setzen, da er wohl wuſste, daſs diese sich nicht behaupten würden, sobald er abgezogen sei, wenn er sie nicht mit einem zahlreichen Heere zu unterstützen vermöchte. Eine dauernde Bezwingung dieser entlegenen Provinzen war nur dann möglich, wenn die Seleuciden fortwährend ihr Augenmerk auf sie richten und bei dem geringsten Zeichen der Empörung schnell mit einem Heere herbeirücken konnten, dazn war aber schon damals wenig Aussicht vorhanden. Der Zweck des Antiochns war daher wohl von Anfang an kein anderer als die Könige zur Anerkennung zu nöthigen; weislich liefs er sie dann in ihren Würden, wenn sie ihm die Huldigung geleistet hatten; wie sie sich ihrem Volke gegenüber behaupten konnten, das war ihre eigene Sorge. Der materielle Vortheil aber, den sich Antiochus von dieser Anerkennung versprechen durfte, war ein zweifacher: Tribut und Leistung von Kriegsdiensten. Artabanus suchte zuerst dem Antiochus zu widerstehen;

als dieser aber durch die Wüste nach seiner Hauptstadt Hekatompylon gezogen war, da hielt er sich auch in Hyrkanien nicht mehr sicher, dessen Klima wohl sein hauptsächlichstes Bollwerk war und suchte den Frieden. Wir kennen die Friedensbedingungen nicht näher, doch dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daſs Tribut eine Grundbedingung war; daſs vermöge dieses Vertrages die Parther den Seleuciden auch Kriegsdienste zu leisten hatten, sieht man daraus, daſs der König der Parther sofort den Auftrag erhielt, sich mit Antiochus zur Bezwingung des Königs von Baktrien zu verbinden. Nach der Rückkehr des Antiochus wird freilich der Gehorsam nach nicht sehr langer Zeit verweigert worden sein, da es eben so sehr dem Stolz als dem Interesse der parthischen Fürsten widersprach, sich einem fremden Gebieter unterzuordnen.

Während die Seleuciden durch die Vorgänge im Westen vollauf beschäftigt waren, hatte das parthische Reich hinlänglich Zeit sich im Osten zu befestigen. Es scheint namentlich Mithradates I., der sechste unter den parthischen Königen, gewesen zu sein, welcher am meisten dazu beitrug, die parthische Macht auszubreiten und zu befestigen. Die kurzen Nachrichten der Alten über diesen Fürsten sind spärlich und verworren, doch erlauben sie uns, zu sehen, daſs er seine Eroberungen zuerst westlich nach Medien ausdehnte. Er griff dann die Perser und Elymäer an, die unter eigenen Königen (d. h. Stammesoberhäuptern) standen, und nöthigte diese zur Anerkennung seiner Oberhoheit. Es ist nicht gewiſs, unter welchem der um diese Zeit rasch wechselnden Seleuciden diese Ausdehnung der parthischen Macht im Westen stattfand. Im Nordosten nahm er den Turâniern einige Provinzen ab, die diese dem baktrischen Königreich entrissen hatten. Bei seinen Unterthanen jedoch wuſste sich Mithradates nicht beliebt zu machen, und als daher Demetrius II. gegen den übermüthigen Partherkönig zu Felde zog, hatte er anfangs die Völker auf seiner Seite, namentlich die ihm so nahe wohnenden Perser und Elymäer. Er würde ohne Zweifel dem Partherkönige sehr gefährlich geworden sein, hätte er nicht den Völkern durch unkluge Bedrückungen gezeigt, daſs sie auch unter seiner Herrschaft kein besseres Loos erwarten dürften als bei den Parthern. Der Krieg

nahm daher bald eine ganz andere Wendung, als es anfangs den Anschein hatte: der Parther blieb Sieger und nahm seinen Gegner sogar gefangen. Das Reich des Mithradates reichte jetzt nordwärts bis zum Kaukasus und westlich bis zum Euphrat, er war also schon längst aus der bescheidenen Stellung eines blofsen Stammesoberhauptes herausgetreten und ein Nachfolger der Achämeniden in einem Weltreiche geworden. Die parthischen Münzen beweisen, dafs die Arsaciden diesen Wechsel ihrer Stellung sehr wohl zu beurtheilen wufsten; während sich die ersten blofs bescheiden als Könige bezeichnen, nehmen ihre Nachfolger bald den stolzeren Titel eines Grofskönigs oder eines Königs der Könige an. Der Schwerpunkt des parthischen Reiches lag nun nicht mehr in der Provinz Parthien, die Vertheidigung der Gränzprovinzen gegen Westen nahm eine immer gröfsere Macht in Anspruch, besonders als die schwachen Seleuciden durch die Römer verdrängt wurden. Die Provinz Parthien wird diesen Wechsel der Verhältnisse gewifs empfunden haben. Hekatompylon blieb nun nicht mehr die alleinige Residenz der parthischen Fürsten, die einen Theil des Jahres auch in Ragha, einen anderen in Babylon und später in Ktesiphon zubrachten. Immerhin aber blieb die Stellung der Provinz eine bevorzugte, die Könige betrachteten sie als ihr Stammland und zogen sich in Zeiten der Gefahr dahin zurück. Die Lage der übrigen Provinzen des Partherreiches scheint sich durch die neue Ordnung der Dinge nicht sonderlich geändert zu haben. Wir müssen wiederholt darauf hinweisen, dafs aus dem Umstande allein, dafs von dem einen oder dem anderen érânischen Stamme selbständige Könige erwähnt werden, man noch nicht schliefsen darf, derselbe sei den Parthern nicht unterthan gewesen. Die Parther dachten ebensowenig daran, als die Achämeniden, die inneren Verhältnisse der érânischen Stämme zu ändern.

Die Macht also, welche die Parther im Westen bedrohte, waren die Römer, und man mufs anerkennen, dafs sie den Kampf mit diesem mächtigen Volke nicht ohne Glück bestanden haben. Aber auch gegen den Norden und gegen den Osten hatten die Parther ihre Aufmerksamkeit zu richten, denn dort waren die Verhältnisse bald nach ihrem Auftreten verwickelter geworden,

als sie es jemals vorher waren. Wie bei den Achämeniden, so sind wir auch bei den Partherkönigen über die Verhältnisse im Westen am besten berichtet, weil unsere Quellen zumeist abendländische sind. Die späteren islamischen Geschichtschreiber haben zwar das Reich der Arsaciden nicht unerwähnt gelassen, wie sie diefs mit dem Reiche der Achämeniden thun, allein ihre Berichte sind so mangelhaft, ihre Königsreihen so abweichend von einander, dafs man leicht sieht, dafs selbst die ältesten unter ihnen sehr unzuverlässige Quellen vor sich gehabt haben [1]). Was sie an wirklichen Thatsachen berichten, ist so unbedeutend, dafs man sie, wie ich glaube, ohne wesentlichen Schaden für die Geschichte ganz bei Seite lassen darf. Nur die armenischen Schriftsteller und einige Münzen, die aus den östlichen érânischen Provinzen stammen, fügen dem Materiale, das uns die abendländischen Berichterstatter geben, einige neue Thatsachen hinzu. — Wir sehen aus den wenigen Berichten, die uns von dem Partherreiche geblieben sind, dafs sich dasselbe von den früheren orientalischen Reichen nicht wesentlich unterschied. Nur energische, kriegerische Herrscher konnten das ganze Reich in Gehorsam erhalten und die Elemente der Empörung beschwören, welche zu jeder Zeit reichlich vorhanden waren. Die unterworfenen Unterkönige trugen nach wie vor die Oberherrschaft des Oberkönigs mit Ungeduld und suchten sich entweder ganz zu befreien oder doch mit derjenigen unter den streitenden Parteien zu verbinden, welche ihnen die meisten Vortheile bot und die ungefährlichste schien. So sehen wir die Könige der Armenier und Meder, der Perser und Elymäer in den Kriegen zwischen den Parthern und den Römern bald auf der einen, bald auf der anderen Seite kämpfend. Wir sehen, wie sich einzelne unzufriedene Parteien Gegenkönige von Rom erbitten, um die in Parthien bestehende Ordnung der Dinge zu stürzen, wir sehen, wie schwache Kronprätendenten, die sich vom eigenen Volke nicht hinlänglich unterstützt wufsten, die Feinde des Reiches selbst herbeirufen, um ihre persönlichen Zwecke zu erreichen. Bei der auch unter den Parthern herr-

[1]) Vergl. jetzt A. v. Gutschmid: Ueber Quellen und Glaubwürdigkeit von Mirchond's Geschichte der aschkanischen Könige in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft XV, 670 flg.

schenden Vielweiberei fehlte es nicht an vielen Prinzen, welche alle die Krone zu erwerben trachteten; wir finden im Partherreiche dieselben Intriguen, dieselben Grausamkeiten, wie sie die neuere Geschichte des Orients in so grofser Zahl aufweist. Gerne fügten sich daher bei diesen Umständen die Partherkönige dem öfter von Rom aus an sie gestellten Verlangen, ihre Söhne als Geiseln dahin zu senden, sie entfernten mit ihnen eine Quelle der Unruhen. Wenn trotz aller dieser inneren Mifsstände die Römer dem parthischen Reiche gegenüber doch keine grofsen Erfolge erzielten, so lag diefs nach meiner Ansicht weniger daran, dafs Rom um diese Zeit selbst von Parteiungen zerrissen war, sondern mehr an der geographischen Gestaltung des Partherreiches, das durch seine Lage für die Römer gleichsam zur unbezwinglichen Feste wurde. Wo man sich auch nahen mochte, da war das Herz des Landes durch unwegsame Gebirge geschützt; furchtbare Pässe führten überall in das Innere des Landes, durch welche nur wenige Eroberer sich rühmen konnten, mit Glück gezogen zu sein, weil durch die Gunst der Natur Wenige sich gegen grofse Uebermacht erfolgreich vertheidigen konnten. Waren nun aber auch diese Aufsenwerke glücklich überschritten, so mufste man, um in das eigentliche Parthien zu kommen, dürre Salzwüsten durchwandern, in denen die Verproviantirung eines Heeres die gröfsten Schwierigkeiten hatte, oder man stand mitten im feindlichen Lande wieder vor schwierigen Pässen, die nur nach grofser Anstrengung zu übersteigen waren. Zogen sich dann die parthischen Könige in die Schluchten Mazenderâns zurück, so liefs sich ein gewisser Erfolg kaum voraussehen. Zu der Ueberzeugung, dafs es nicht rathsam sei, in diesen unwegsamen Landstrichen sehr weit vorzudringen, kamen die Römer sehr bald. Sie wurde weniger durch den unglücklichen Zug des Crassus hervorgerufen, denn dieser Feldherr hatte kaum das Reich der Parther betreten und war schon in den mesopotamischen Wüsten geschlagen worden. Listiger Verrath hatte den achtlosen Mann so ganz umgarnt und ihn absichtlich auf die gefährlichsten Irrwege geführt, so dafs sich aus dem Mifslingen seines Planes nicht auf die wirklichen Schwierigkeiten schliefsen liefs, die einem verständig geführten Feldzuge im Wege standen. Dagegen mufste

ein zweiter Zug, der von dem kriegskundigen M. Antonius geleitet wurde, alle Zweifel benehmen, sowohl was die Schwierigkeit des Terrains als auch die Unzuverlässigkeit der östlichen Bundesgenossen betrifft. Antonius drang scheinbar glücklich bis in die Gegend des heutigen Ardebîl vor, hatte aber von Glück zu sagen, dafs es ihm gelang, sich selbst und wenigstens einen Theil seines Heeres auf einem schleunigen Rückzuge, wahrscheinlich im Osten des Urumiasees, zu retten. Lange aber sträubten sich die Römer entschieden, den Euphrat als Gränze des Partherreiches anzuerkennen, und die Parther wiederum konnten nur vorübergehend gezwungen werden, den Tigris als Gränze gelten zu lassen. In Wahrheit vermochten aber weder die Parther noch die Römer das ausgedehnte und wüstenreiche Gebiet zwischen dem Euphrat und Tigris dauernd zu halten. Die meisten Kämpfe der Parther und der Römer drehten sich um Armenien, das zwischen beiden Grofsmächten in der Mitte liegend sich nicht beider erwehren konnte und daher nach den Umständen bald zu dem einen, bald zu dem andern sich hinneigte. Zuweilen gelangten die Römer auch an dem Euphrat hinziehend nach Ktesiphon, von allen diesen Zügen wurde aber der Kern des Partherreiches nicht berührt; es hätte dieser Kämpfe ungeachtet noch lange bestehen können, wenn die inneren Verhältnisse des Reiches diefs gestattet hätten.

Es wäre interessant, wenn wir einen ähnlichen Einblick in die Kämpfe der Parther im Norden und Osten erhalten könnten, wie über ihre Kriege mit dem römischen Reiche. Aber leider sind nach dieser Seite hin unsere Nachrichten noch weit spärlicher. Es läfst sich wohl denken, dafs die Stellung der Partherkönige auch nach dieser Seite hin eine sehr schwierige gewesen sein mufs, weil sie im Norden nicht blofs wandernde Räuberschaaren zu bekriegen hatten, wie ihre Vorfahren und Nachfolger; es hatten sich damals dort starke Reiche gebildet, die leicht gefährlich werden konnten. Hatte doch Euthydemus, der Beherrscher Baktriens, dem Antiochus die Nothwendigkeit des baktrischen Königreichs damit am besten dargethan, dafs er ihm bewies, dafs seine Aufgabe es sei, die nordischen Barbaren im Zaume zu halten; Baktrien hatte jedoch nur die eine Hälfte dieser Aufgabe

zu lösen, die andere war den Parthern zugefallen. Ob sich anfänglich auf Grund der nahen Verwandtschaft ein freundschaftliches Verhältnifs mit den nördlichen Völkern eine Zeitlang erhielt, wissen wir nicht mehr, keinenfalls hat es sehr lange gewährt. Dafs sich die Partherkönige bei ihren Unternehmungen turânischer Hülfsheere bedienten, war eine alte, schon von den Medern ererbte Sitte. So hatte Phraates II. die Turânier gegen den Seleuciden Antiochus VII. herbeigerufen, und wir sehen, dafs diese sich dann gegen ihren Miethsherrn kehren und aus Rache über den verweigerten Sold Parthien verwüsten. Der Sieg über den König der Parther war ihnen dadurch möglich gewesen, dafs die von ihm gebrauchten griechischen Truppen zum Feinde übergingen, und er scheint auch weitergreifende Folgen gehabt zu haben, als die blofse Verwüstung Parthiens. Die turânischen Stämme der Sakarauler und Tocharer fielen, die Schwäche des Partherreiches benützend, in Sogdiana und Baktrien ein und besetzten diese Provinzen dauernd, und bald verbreiteten sie sich auch nach Drangiana und Arachosien. Diefs geschah etwa in den Jahren 130—127 v. Chr. und seitdem hatten die Parther die Turânier nicht blofs im Norden, sondern auch im Osten. Unter Artabanus II., dem Nachfolger des Phraates II., finden wir die Turânier wieder in Parthien auf einem verwüstenden Einfalle, der König selbst fällt einige Jahre später in einem Kampf gegen die Tocharer. Glücklicher war der Sohn des zweiten Artabanus, Mithradates II., der wenigstens die Achtung vor dem parthischen Namen wieder herstellte, allein die Scythen vermochte auch er nicht zu bezwingen. Welche wechselvollen Schicksale jene Länder im Osten von Parthien damals gehabt haben müssen, sehen wir aus den Münzen derselben, die uns noch erhalten sind. Diese zeigen uns, dafs in Kâbul, Arachosien u. s. w. neben turânischen Herrschern auch parthische erscheinen [1]), zum Theil mit ganz unbekannten Namen, obwohl manche derselben es nicht verschmähen, den Titel eines Königs der Könige anzunehmen. Es mochte in der That in den damaligen verwirrten Zeiten auch einem Abenteurer möglich werden, sich vorübergehend ein be-

[1]) Cf. Lassen, Ind. Alterthumsk. II, 374 flg., 391 flg.

trächtliches Gebiet zu erwerben. Nach dem Tode des Mithradates II. scheinen die Turânier wieder bedeutend an Macht gewonnen zu haben, und einer der Kronprätendenten, Sinatrukes, flüchtete sich sogar zu den Turâniern und empfing von da die Königswürde. In späterer Zeit machten sich auch die Alanen durch ihre Einfälle in das parthische Gebiet bemerklich. Die Gränze des Alanengebietes war im Norden der Kaukasus, im Osten das kaspische Meer und der Araxes, im Süden und Westen, gegen Georgien und Armenien hin, war die Gränze niemals genau bestimmt. Sie gehörten zu dem iberischen Volksstamme.

Sind nun unsere Nachrichten über die politischen Vorgänge im Reiche der Parther schon überaus karg, so werden sie es noch mehr, wenn wir nach den Einflüssen fragen, welche die Regierung des Partherstammes auf die Cultur der érânischen Stämme gehabt hat. Und doch ist diese Lücke eine sehr empfindliche, nicht etwa, weil die Parther auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft bedeutendes geleistet haben, sondern vielmehr, weil unter ihrer Herrschaft die Verhältnisse grofse Erweiterungen des Gesichtskreises der Erânier herbeiführten, welche dann wieder den Aufschwung des érânischen Geistes verursachten, der am Ende der Partherherrschaft eingetreten. Von den eigenen culturhistorischen Leistungen der Parther ist wenig zu berichten; was sich von Alterthümern aus ihrer Zeit erhalten hat, besteht meist in Münzen, die aber blofse Nachbildungen der griechischen sind, wie sie auch griechische Umschriften tragen. Baudenkmale der Partherkönige finden sich gar nicht, man müfste denn alte Wachtthürme im westlichen Parthien ihnen zuschreiben, die aber das Volk heutzutage nur unbestimmt der Zeit vor dem Islam zutheilt. Aus der Abwesenheit eigenthümlicher Denkmale und dem griechischen Style der vorhandenen folgt nun, dafs die Parther sich mit Vorliebe dem griechischen Wesen zugewandt haben. Dafs diefs geschah, ist nicht auffallend, denn das Griechenthum war zu jener Zeit auch in den östlichen Provinzen Erâns weit verbreitet, selbst die ältere Hauptstadt des Partherreiches, Hekatompylon, soll nach Curtius' Angabe (Lib. VI, 2), ursprünglich eine Gründung der Griechen gewesen sein; Stephan von Byzanz führt sogar in Hyrkanien eine Stadt Eumeneia auf.

Als Antiochus der Grofse den Artabanus I. in der hyrkanischen Stadt Syrinx bedrängte, da wurden die dort wohnenden Griechen ihrer Habe beraubt und ermordet. In Medien wie in Baktrien und selbst in Turân gab es griechische Niederlassungen; es ist daher ein Hinneigen der Parther zu griechischem Wesen wohl erklärlich, nur dürfte sich dieses auf Aeufserlichkeiten beschränkt haben. Die griechische Bevölkerung, welche Alexander der Grofse in den von ihm im Osten gegründeten Städten ansiedelte, bestand ursprünglich zumeist aus Soldaten; der Zuzug, der ohne Zweifel aus Griechenland noch hinzukam, gehörte der gewerbtreibenden Classe an. Diese Einwohner haben sich kaum als die Vermittler griechischer Wissenschaft an die Orientalen betrachten können, sie wurden zunächst als nützliche, den Einheimischen überlegene Handwerker geachtet. Gegen alles, was von griechischer Wissenschaft so weit östlich vordrang, dürfte man sich zunächst ablehnend verhalten haben, nach und nach wurden auch die Zweige griechischer Wissenschaft geschätzt, welche sich am nächsten mit dem Leben berührten: Medicin, Mathematik nnd Astronomie, sie behielten auch später ihre Geltung im Orient. Griechische Philosophie konnte in diesen Gebieten kaum verständlich sein. Dagegen läfst sich nicht läugnen, dafs sich unter den Parthern der Buddhismus in diesen Gegenden schon geltend machte. Wir finden denselben im Jahre 80 v. Chr. in dem benachbarten Baktrien schon als eine Macht, wir wissen, dafs er sich auch nach Parthien und Hyrkanien verbreitete. Sein Aufblühen in den Provinzen Erâns verdankt der Buddhismus der Einwanderung der Indoscythen oder Turânier, von welcher wir oben gesprochen haben. Diese rohen Völker, die mit sehr dürftigen Begriffen von Religion in ihre neuen Wohnsitze einzogen, nahmen den Buddhismus, der ihren Sinnen schmeichelte, in sehr kurzer Zeit und in Masse an. Mit dem Buddhismus mufste selbstverständlich auch die Kenntnifs der indischen Sprache in jenen Gegenden sich verbreiten, aufser den religiösen Schriften mufsten auch andere in dieser Sprache gelesen werden, wäre es auch nur gewesen, um die Anschauungen der heiligen Bücher besser verstehen zu lernen. Aus einer Notiz bei einem glaubwürdigen muhammedanischen Schriftsteller erhellt nun auch in der That, dafs schon

in jener Zeit einige indische Werke ins Persische übersetzt wurden, darunter ein Werk, das man als die Grundlage zu der auch bei uns berühmten Märchensammlung der Tausend und einen Nacht ansehen mufs [1]). Märchen verbreiteten sich überhaupt gern im Gefolge des Buddhismus, weil er dieselben praktisch auszubeuten und seine moralischen Lehren an dieselben anzuknüpfen pflegte.

Neben diesen fremden Einflüssen jedoch, und zum Theil wohl auch im Gegensatz zu ihnen, mufs das éránische Wesen selbst in dieser Zeit einen neuen Aufschwung genommen haben, und zwar zunächst in religiöser Beziehung. Obwohl, wie wir gesehen haben, schon in dem alten Medien und Persien die Grundlage der Religion dieselbe war, wie wir sie im Avesta finden, so kann sie doch nicht ganz übereingestimmt haben; jeder der éránischen Stämme hatte seine eigenthümlichen Anschauungen, wenigstens ist unter dem, was uns von den Sitten und Gewohnheiten der alten Perser und Meder berichtet wird, gar manches, was den Lehren des Avesta widerstreiten würde. In der Zeit der Parther scheint nun die Umbildung der alten Stammesculte in eine mehr einheitliche Religion erfolgt zu sein. Viele Gründe sprechen dafür, dafs die Redaction des Avesta in diesen Zeiten erfolgt sei. Die Parsen selbst behaupten kein höheres Alter des Buches, sie lassen alle älteren Handschriften des Werkes verloren gehen, und den Text in der Zeit nach Alexander aus dem Gedächtnifs der Priester wieder herstellen, soweit diefs möglich war. Wahrscheinlich wurden in alter Zeit die Texte der heiligen Schriften sehr wenig geschrieben, und erst als eine Kurrentschrift sich ausgebildet hatte, fühlte man das Bedürfnifs eines geschriebenen Textes, und dann wurden die Bruchstücke gesammelt, die wir jetzt unter dem Namen des Avesta besitzen. Es sind diefs Bruchstücke von verschiedenem Alter und verschiedenem Werth, wie man bei einer so späten Redaction, die gewifs weder von kritischen noch von ästhetischen Rücksichten geleitet wurde, kaum anders erwarten kann. Die Gründe nun, welche mich veranlassen, die Redaction des Avesta gerade in die Zeit der Parther zu setzen, sind die fol-

[1]) Hamza v. Isfâhân p. 41 ed. Gottwaldt.

genden. Erstens verweist uns die oben erwähnte Ueberlieferung der Parsen, dafs das Buch in der Zeit nach Alexander niedergeschrieben worden sei, in die Zeit der Arsaciden oder der Sasaniden. Nun ist es aber eine ebensowohl von den westlichen wie von den östlichen Schriftstellern verbürgte Thatsache, dafs gleich mit den ersten Sasaniden ein Aufschwung der érânischen Religion erfolgte, und da ich mich nicht entschliefsen kann, der Angabe muhammedanischer Schriftsteller Glauben zu schenken, dafs Artaxerxes I. gleichsam wie durch ein Edict das Avesta und die ganze neuere Literatur ins Leben gerufen habe, so sehe ich mich zu der Annahme genöthigt, dafs die Form für die umgebildete Religion schon gefunden war, als der erste Sasanide den Thron bestieg. Die Annahme, dafs die Redaction des Avesta unter den Parthern gemacht sei, hat aber auch zweitens das für sich, dafs es sich auf diese Art am besten erklärt, wie gerade eine in Ost-Erân gemachte Redaction zur allgemeinen Geltung im érânischen Reich kommen konnte. Dafs aber das Avesta, so wie wir es besitzen, aus Ost-Erân stammt, verräth das ganze Colorit des Buches, und ist darum auch allgemein angenommen. Wäre es unter den Sasaniden redigirt worden, so würde die Arbeit wahrscheinlich den Priestern im Westen anvertraut worden sein, wie ja in der That die ganze spätere Literatur, die sicher der Zeit der Sasaniden angehört, nach West-Erân zu setzen ist. Es ist dann drittens noch zu beachten, dafs die Redaction auch anderer heiligen Bücher in diese Zeit zu setzen ist; nämlich die Schliefsung des alttestamentlichen Canons und die Niederschreibung der buddhistischen Religionsbücher. Was wir von der Einrichtung des Partherreichs wissen, spricht auch nicht gegen diese Ansicht. Wir wissen, dafs die Könige der Parther eine Rathsversammlung um sich hatten, in der auch den Magiern Sitz und Stimme eingeräumt war (Strabo XI, 9 fin.). Agathias sagt, dafs zwar der erste Sasanide die Magier zu früher ungekanntem Ansehen erhoben habe, doch sei diefs vorher schon ein grofses gewesen. Die érânische Religion war also unter den Partherkönigen keineswegs verachtet oder verfolgt.

Wie haben wir uns nun aber das Verhältnifs des Avesta zu den früheren Religionsansichten Erâns zu denken? Nach meiner

Ansicht — und von Ansichten kann doch hier nur die Rede sein — wurden im Avesta die einzelnen Stammesculte in der Art zusammengefafst, dafs die hauptsächlichsten Gottheiten aller Stämme darin ihren Platz fanden, die untergeordneten beseitigt oder doch in den Hintergrund gestellt wurden. Das Ganze aber wurde beherrscht von einem strengen Dualismus, der wenigstens in so consequenter Durchführung in der älteren Zeit nicht vorhanden gewesen sein dürfte. Man sieht es einzelnen Persönlicheiten der Sage noch an, dafs sie ursprünglich nicht für dieses System geschaffen waren, und dafs man sie nur aufnahm, weil man nicht wagen durfte, sie wegzulassen. Wie die Religionsschriften, so soll auch die ganze alte Literatur nach der orientalischen Sage durch den Zerstörungseifer Alexanders zu Grunde gegangen sein. Diese Sage erscheint wenig glaublich, Unduldsamkeit ist kein Zug von Alexanders Charakter, wir finden vielmehr, dafs er sich den Sitten des Orients anzubequemen trachtete. Die Sage lehrt uns nur, dafs der Zug Alexanders nicht blofs in den staatlichen Verhältnissen des Perserreiches eine Zerstörung zuwege brachte, sondern auch von einem gründlichen Umschwung der geistigen Interessen begleitet war. Eine neue Literaturperiode begann, und die Schriften der alten wurden, weil sie das Interesse verloren hatten, nicht mehr abgeschrieben und verschwanden daher bald gänzlich.

Noch ein Punkt ist es, über den wir nähere Auskunft schmerzlich vermissen, die Geschichte des Handels unter den Parthern. Der Handel hatte durch Alexanders Bemühungen einen ganz neuen Aufschwung genommen, und das Partherreich wie Parthien waren für denselben wichtig. Die geordneten Verhältnisse im Norden hatten es den Chinesen möglich gemacht, bedeutende Handelsbeziehungen zu eröffnen, die bis zum kaspischen Meere hin reichten, von diesen mufs auch das Partherreich berührt worden sein. Ein Theil des indischen Handels wird sogar durch Parthien selbst gegangen sein, da durch den angebauten Theil dieser Provinz einer der sichersten Karawanenwege führte. So ist also das Land und die Dynastie der Parther für das Verständnifs der éranischen Verhältnisse durchaus nicht unwichtig, und der Mangel an Berichten über sie eine empfindliche Lücke in der Geschichte.

An die Beschreibung Parthiens schliefsen wir das Wenige an.

was wir über die Provinz **Hyrkanien** zu sagen wissen. Hierzu finden wir eine Berechtigung nicht blos in der geographischen Lage des Landes, sondern auch darin, dafs schon Darius die Parther und Hyrkanier zusammen nennt [1]), sie scheinen also in Wechselwirkung gestanden zu haben. Der Name Hyrkanien ist entschieden alt und ächt éranisch, er liegt uns schon im Avesta vor in der Form *vehrkâna*, d. h. das Land, das mit den Wölfen in Verbindung steht, und dieser Name erklärt sich auch vollkommen aus der weiterhin zu beschreibenden Beschaffenheit des Landes. Darius nennt nur das Volk der Varkâna bei Gelegenheit eines gegen ihn erhobenen Aufstandes, nicht aber das Land. Es ist nun auffallend, dafs Darius bei den wiederholten Aufzählungen der Provinzen seines Reiches Hyrkanien niemals erwähnt, obwohl es kaum denkbar ist, dafs er diesen Landstrich nicht beherrscht haben sollte; ich glaube, dafs man damals Hyrkanien nicht als besondere Provinz betrachtete, sondern als mit Parthien verbunden ansah; darum mögen immerhin die Hyrkanier einen gesonderten Stamm für sich gebildet haben. Die Gränzen des Bezirkes Hyrkanien waren wohl nicht immer dieselben, sie waren im Norden der Sarnius und das kaspische Meer, im Süden Parthien, im Osten Margiana, im Westen Medien. Den Sarnius halte ich mit Wilson [2]) für den Attrek, als westlichen Gränzflufs nennt Ptolemäus den Charindes, den ich für den heutigen Kurrend halten möchte. Dieser, eines der vielen kleinen Flüfschen, welche vom Alburz zum kaspischen Meere strömen, kommt von den Nialabergen [3]) nnd ergiefst sich in den Golf von Asterâbâd. Noch heute bildet er die Gränze zwischen der Provinz Asterâbâd und Mazenderân. Man wird also etwa die heutige Provinz Asterâbâd und die Stromgebiete des Attrek und Gurgânflusses für das frü-

---

[1]) Inschrift v. Behistun II, 92 flg.

[2]) Ariana antiqua p. 142. Auf die schwierigen Fragen der alten Geographie können wir hier nicht näher eingehen. Nur das sei bemerkt, dafs nach der jetzigen genaueren Kenntnifs vom Stromlaufe des Tedschend (s. u.) die Annahme sehr unwahrscheinlich ist, dafs er der Ochus sein kann.

[3]) Vid. Aperçu géographique et statistique de la province d'Astarabad par le Baron C. Bode in den Denkschriften der russischen geographischen Gesellschaft I, 375 flg. der deutschen Ausgabe.

here Hyrkanien halten dürfen, und zwar sind die beiden genannten Ströme das Wichtigste. Von der Provinz Asteràbâd sind fast zwei Drittel Wald und nur ein Drittel ebenes Land. Die Hauptkette des Alburz, welche das Land gegen Süden von Chorâsân trennt, führt dort den Namen Schâh-koh (Königsberg), sie trägt ewigen Schnee sowohl auf den Spitzen als in den Schluchten an den Seiten. Bei der Ebene von Bostam wird sie niedriger und setzt sich dann in nordöstlicher Richtung fort, die drei höchsten Erhebungen dieser Fortsetzung sind während der Sommermonate frei von Schnee. Nur die äufserste Kette dieser Berge gegen die Ebene im Süden hin ist frei von Wald; sobald man diese überschritten hat, findet man zuerst Gebüsch, dann überall sehr schöne und dichte Wälder, die sich fortsetzen, bis man die Ebene erreicht [1]). Der schmale Streifen Landes zwischen den Bergen und dem Meere wechselt von $2\frac{1}{2}$—3 geographischen Meilen und besteht zum Theil in Wäldern, zum Theil aus Wiesen und Reisfeldern. An manchen Orten erstreckt sich der Wald bis an das Ufer des Sees. Der Frühling und Herbst ist in diesen Gegenden angenehm und gesund, auch der Winter ist mild, der Schnee bleibt niemals lange liegen. Dagegen ist der Sommer regnerisch und durch den Ueberflufs an Feuchtigkeit sowie durch die Ausdünstungen der Flüsse sehr ungesund, so dafs Jedermann, der es vermag, in dieser Zeit die Ebene verläfst und sich in die Gebirge zurückzieht. — Der Gurgân entspringt bei Gherme-tschesme [2]), nicht weit von Schâhâbâd und Simulghân, und mündet nach einem Laufe von etwa 28 geographischen Meilen bei Gumisch-tepe. Den Namen Gurgân trägt er von der Stadt, welche früher an seinen Ufern lag und bis ins Mittelalter hinein blühte, im Avesta heifst er Khnenta. Das Land an seinen Ufern ist lehmicht und das Flufsbette ziemlich tief eingegraben, er ist nicht aller Orten mit Sicherheit zu durchsetzen, selbst wenn seine Wasser niedrig sind. Vor seinem Einflufs in die See bildet er Sümpfe, früher flofs er unweit des Kara-su ins Meer, jetzt hat er seinen Lauf geändert und mündet etwas mehr nordwärts. Mehrere kleine

[1]) Bode l. c. p. 376.

[2]) Bode: Les Yamouds et les Goklans l. c. p. 401.

Flüsse auf dem linken und zwei auf dem rechten Ufer ergiefsen sich in den Gurgân. — Der Attrek hat seine Quelle in den Bergen nordöstlich von der Stadt Kutschan und behält bis Budschnurd eine nordwestliche Richtung, von da ab fliefst er ganz westlich und parallel mit dem Gurgân, seine Mündung ist etwa 6 geographische Meilen nordwärts von dem genannten Strome. Der gesammte Lauf des Attrek ist etwa 60 geographische Meilen lang. Dieser Strom ist viel reifsender und tiefer als der Gurgân, aber weniger breit. Von seiner linken Seite hat er einen Zuflufs (den Simulghan), von seiner rechten drei: Hartut, Tschinder und Sund. Die beiden letzteren vereinigen sich, nachdem sie schöne Thäler gebildet haben, die ihren Namen tragen, sie erhalten von da den Namen Tschott und fallen vereinigt in den Attrek. An den Quellen des Gurgân, sowie auch des Tschinder und Sund ist das Land gebirgig, die Berge sind zum Theil mit Wald, zum Theil mit hohem Grase bedeckt. So bald man aus den dichten Wäldern heraustritt, welche die Kämme des Alburz bedecken, erblickt man die Turkmanenebene vor sich, die sich gegen Norden soweit erstreckt, als das Auge reicht. Ueber schönes Weideland, auf dem sich das Gras oft zur Höhe von 8—10 Fufs erhebt, steigt man auf die Ebene herab. Diese ist zwischen den Bergen und dem Gurgânflusse etwa 3—4 Meilen breit und besteht aus schönen Wiesen, die von Baumgruppen unterbrochen werden, die Ufer des Flusses und seiner Zuflüsse sind mit Buchen bedeckt, die oft erstaunlich hoch emporwachsen. Jenseits des Gurgân hört die reiche Vegetation auf, man findet dort die Kräuter, die man auch auf den Steppen Erâns erblickt, nur wachsen sie hier reichlicher als dort. Diese Art der Vegetation setzt sich bis jenseits des Attrek fort, es sind Pflanzen, die besonders von den Schafen und Kamelen geliebt werden. Etwa 3 Meilen nördlich vom Attrek (in seinem unteren Laufe) beginnt die Wüste, die aber dort noch nicht so trostlos ist, als man sie sich gewöhnlich vorstellt, sie bietet Gras im Ueberflufs und selbst Brennholz, nur das Wasser fehlt dort zu manchen Zeiten und dann sind die Turkmanen genöthigt, Brunnen zu graben.

Es sei uns erlaubt, hier nochmals an die schon oben ausgesprochene Thatsache zu erinnern, dafs die érânischen Berichte

vom Avesta an wenigstens das Gebiet am Gurgânflufs als érânisches Land bestimmt bezeichnen und selbst die Wüste nordwärts bis zum Oxus für Erân in Anspruch nehmen. Mag dieser Standpunkt auch zu manchen Zeiten verrückt werden, so mufs doch immer darauf hingearbeitet werden, dafs er wieder eintritt. Dafs diese Anschauung einmal auf wirkliche Verhältnisse begründet war, beweisen uns noch jetzt die Alterthümer jener Gegend. Unter diesen müssen wir zuerst den Wall erwähnen, welcher jetzt bei den Anwohnern „Kizil-Allan" genannt wird [1]. Der Kizil-Allan findet sich auf der rechten Seite des Gurgân und beginnt bei dem Berge Puscht-i-Kemer, etwa 4 Meilen unterhalb der Quelle des Flusses, und läuft von da, zum Theil parallel mit dem Flusse, bis ans kaspische Meer und selbst, wie man sagt, ein Stück in dieses hinein. Gegenwärtig ist es kein Wall mehr, sondern eine auf einander folgende Reihe von Hügeln, die fast ganz mit Rasen bedeckt sind, aber eine von gebrannten Ziegeln gefertigte Mauer in ihrem Innern bergen. In dem Zwischenraume von 40—50 Schritten folgen sich viereckige Hügel in der Form von Redouten, von denen jeder einen Umfang von etwa 150 Schritten hat. Hinter dem Kizil-Allan sind ähnliche, aber weniger hohe Hügel, sie scheinen theils einer zweiten Mauer, theils einem Kanale anzugehören, der die Aufgabe hatte, die Stadt Gurgân mit Wasser zu versehen. Hier haben wir also die Reste von Befestigungen, welche die Erânier gegen ihre nördlichen Nachbarn aufgeführt hatten. Die Stadt Gurgân selbst aber lag auf dem linken Ufer des Gurgân. Noch heute bezeichnen Ruinenhügel ihre Lage, die mit hohem Gras, Binsen und Brombeerstauden bedeckt sind, und in denen Tiger und Leoparden ihren Aufenthalt finden. Ueber sie alle erhebt sich ein einzeln stehender Thurm, der den Namen Gumbed-i-Kâus (Thurm des Kâus) führt und von den Anwohnern der vorislamischen Zeit zugeschrieben wird. Er ist aus Backsteinen gebaut und gut erhalten, das Innere ist leer und hat oben nur eine einzige Oeffnung. Da sich kufische Inschriften an dem Thurme finden sollen, so könnte er vielleicht erst aus der Zeit der Chalifen sein.

[1]) Bode l. c. 405 flg.

Die alten éranischen Vertheidigungslinien liegen jetzt in Ruinen und die Folgen davon sind nicht ausgeblieben: die Turkmanen, die sie abhalten sollen, sind hereingedrungen und halten jetzt das Stromgebiet des Attrek und Gurgân besetzt. Zwei Völker, beide turkmanischer Herkunft, theilen sich in den Besitz: die Yamuds und die Goklan. Die letzteren bewohnen das Gurgânthal, früher waren sie zahlreicher und hatten auch die Nebenthäler des Sund und des Tschinder besetzt. Der Thurm des Kâus scheidet das Gebiet der Goklans von dem der Yamuds, doch so, dafs eine neutrale Strecke von etwa 2 Meilen zwischen beiden Stämmen leer gelassen ist, weil grofse Feindschaft zwischen ihnen besteht. Von dieser Gränze wohnen die Goklans östlich, die Yamuds westlich. Im Süden theilt eine Bergkette, die gegen Nordost läuft, ihr Land von den Besitzungen der Kurden in Budschnurd, im Norden ist die Gränze ziemlich unbestimmt. Die Goklans haben sehr günstig gelegene Besitzungen, die ihnen reiche Ernten geben; die Wälder und Berge sichern sie vor den Verfolgungen ihrer Feinde, der Yamuds und Tekes. Sie theilen sich in 9 Stämme (Yanghakh, Senkrik, Tscheker Begdeli, Kerrik, Boïnder, Kara Balkhan, Erkegli, Koï, Ai-Dervisch) und bestehen etwa aus 2500—3000 Familien; früher sollen es 12000 gewesen sein, verheerende Züge von Seiten der Perser und des Khans von Khiva haben ihre Zahl sehr vermindert. Da der Boden reichliche Ernten giebt, so treiben sie viel Landbau und beschäftigen sich auch mit Seidenzucht. — Die Yamuds haben als Gränzen den Thurm des Kâus im Osten, das kaspische Meer im Westen, den Gurgân im Süden und im Norden die Steppen, durch die sie von Khiva getrennt werden. Sie zerfallen in vier Hauptabtheilungen (Scheref, Tschuni, Kudschuktatar und Bairam-Schali), diese wieder in Unterabtheilungen. Nach ihren Beschäftigungen zerfallen sie in zwei Klassen: Tschomur und Tschorva; die ersteren sind die in der Gegend von Asterâbâd lebenden Yamuds, welche sich mehr dem Ackerbau und dem Handel widmen, die zweiten sind Nomaden und wohnen vorzüglich am Attrek. Ihr hauptsächlicher Reichthum besteht in Kamelen, Pferden und Schafheerden. Die genaue Zahl der Yamuds ist nicht anzugeben, frühere Berichte geben ihnen 20,000 Familien

(Ritter VIII, 407). In gewöhnlichen Zeiten können sie etwa 1200 Mann stellen, diese liefsen sich, wenn es die Noth erforderte, auf 6000—7000 Mann vermehren. Die Goklans können nur etwa 1000 Mann stellen; doch glaubt man, dafs diese es mit der dreifachen Anzahl ihrer turkmanischen Gegner aufnehmen können, denn sie sind besser bewaffnet und haben mehr Muth als diese. — Noch müssen wir zum Schlusse einer dritten Eintheilung gedenken, die bei diesen Stämmen existirt, nämlich nach der Reinheit des Blutes. Ik heifsen die von reinem Blute, Ghul die mit persischen oder kirghisischen Sklavinen erzeugten. Nach Ansicht der Yamuds und Goklans gehören die ihnen im Osten wohnenden Tekes durchweg zu den Ghuls, darum können natürlich auch keine Wechselheirathen zwischen ihnen stattfinden.

Die östlichen Provinzen Erâns.

I.

Je mehr wir uns den östlichen Gränzen des érânischen Reiches nähern, desto geringer werden die Einwirkungen westlicher Cultur auf dasselbe, aber desto reiner und unvermischter erscheint auch das eigene érânische Leben, wie es sich unter den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes entwickelt hat. Aus diesem Grunde sind die östlichen Provinzen des Reiches für jeden, der érânisches Leben erforschen will, von der gröſsten Wichtigkeit; leider aber steht unsere Kenntniſs von diesen Landestheilen gerade im umgekehrten Verhältniſs zu ihrer Bedeutung. Die wichtigsten Nachrichten, die wir über die westlichen Provinzen Erâns besitzen, erhalten wir aus den Schriften der Griechen, und diese sind aus leicht einzusehenden Gründen über die östlichen Provinzen weit weniger unterrichtet. Daher ist es nicht nur möglich, sondern selbst rathsam, diese Provinzen vereint zu betrachten. Wir verstehen darunter die im Osten und Nordosten der groſsen Wüste gelegenen Landschaften, welche die Alten mit Aria, Drangiana, Baktria und Sogdiana bezeichneten.

Zum Verständniſs der Ereignisse, deren Schauplatz die östlichen Provinzen Erâns waren, wird es sehr förderlich sein, wenn wir zuerst die geographische Stellung derselben etwas näher ins Auge fassen. Für sie ist der mittlere Theil des érânischen Hochlandes nicht ohne Bedeutung. Wir wissen, daſs dieser eine öde Wüste ist, welche zwar hie und da einzelne Oasen in sich birgt, und darum für Karawanen nicht geradezu ungangbar genannt werden kann, aber doch wegen ihrer Unfruchtbarkeit nur schwach bevölkert und für Räuberschaaren besonders günstig gelegen ist. Im Südwesten ist sie genau von dem übrigen Erân abgeschieden durch eine Bergreihe, die zwischen Kirman und Yezd läuft [1]), im

[1]) Cf. N. de Khanikof: Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale. Paris 1862. p. 207 flg.

Norden durch die Höhen, die vom Hindukusch sich gegen den Demavend ziehen, im Osten durch die Erhebungen, welche Afghânistân im Westen begränzen, im Süden durch die Berge von Balutschistân. Dieses ganze Trapez theilt sich in vier Terrassen, von denen immer eine niedriger ist als die andere. Die gröfste dieser Terrassen, die nordwestliche, umfafst den Theil der Wüste, der zwischen den Städten Kaschan, Kum, Dameghân, Turschiz und Tebes liegt, die zweite ist die Wüste Lût, sie liegt zwischen den Städten Nih, Bendân, Tebes, Yezd und Kirmân. Die dritte ist die von Sedschestân, die ihren tiefsten Punkt in dem Hâmunsee hat, von dem wir gleich reden werden. Endlich die letzte Terrasse, die kleinste von allen, liegt zwischen den Städten Khaf, Tun, Birdschaun, dem Dorfe Yezdûn und Herât.

Diese Wüste nun trennt den Westen vom Osten, und indem sie einen stetigen Verkehr zwischen den beiden Theilen des Reiches nur an ihrem Nordrande erlaubt, hat sie dieselben auf eine gesonderte Entwickelung angewiesen. So unwirthlich nun aber auch das Innere dieses wüsten Landstriches ist, den die Erânier Chorâsân, d. h. Osten, zu benennen pflegen, so wichtig ist er doch von jeher für das érânische Volk gewesen. Es ragt nämlich diese Plateauhöhe wie eine Burg in die Niederungen der Steppen am Oxus und Jaxartes hinein, und macht die Besitzer dieses Landstriches, namentlich wenn sie seine Aufsenwerke richtig zu besetzen wissen, zu natürlichen Herren, sowohl von Erân wie von Turân. Diese Bedeutung von Chorâsân ist von den grofsen Eroberern der neueren Zeit wie Timur und Nâdir-schâh richtig gewürdigt worden, und dafs man auch in älterer Zeit die Bedeutung dieser Wüste nicht unterschätzt habe, läfst sich mindestens sehr wahrscheinlich machen.

An diese Erhebung von Chorâsân schliefst sich nun die Berginsel an, welche heutzutage die Eimaks und Hazâras bewohnen. Sie ist keine Gebirgskette, sondern vielmehr eine ganze Berggruppe, die zwar geringe relative, aber eine bedeutende absolute Höhe hat. Die Alten nannten diesen Landstrich Paropanisus, die Neueren Ghuristân, d. h. Bergland, denn Gairi in den älteren und Ghar oder Ghur in den neueren Dialekten Erâns bedeutet einen Berg, wie Gora in den verwandten slavischen Sprachen. Die ge-

schützten Thäler dieses Berglandes sind voll Quellen und dichten Waldes, sie tragen Fruchtbäume, sind aber wegen ihrer Klippenwände oft sehr unzugänglich. Die gebirgigen Theile sind aber rauh und unergiebig, die Bewohner leiden nicht selten Hungersnoth, wenn der Winter zu früh beginnt oder zu spät endet. Die Einwohner gelten für roh und räuberisch, ihr Land wird selten besucht und ihr Bildungsgrad ist darum nur gering. An die eben beschriebene Berginsel schliefst sich die Plateauhöhe von Ghazna an, die besonders im Mittelalter als der Stammsitz des berühmten Reiches der Ghazneviden einen weithin reichenden Ruf erlangte. Südlich von Ghazna finden wir die tiefer gelegene, und darum fruchtbarere und mildere Hochebene, auf welcher Kandahar liegt. Aus diesen eben beschriebenen Erhebungen des mittleren Erâns entspringt nun eine Anzahl Flüsse, die ihre Wasser theils gegen Norden, theils gegen Süden wenden, und die Träger der Cultur in der sonst wasserlosen und darum unfruchtbaren Hochebene sind. Einer der bedeutendsten derselben ist der Hirmend oder Hilmend, der Etymander der Alten. Sein Ursprung ist in dem oben erwähnten Ghuristân, am Fufs des Kohi Bâbâ, nur 5 geographische Meilen von der Stadt Kâbul entfernt. Nach einem Laufe von etwa 50 geographischen Meilen ergiefst er sich in den Zarehsee. An den Flufs Hilmend selbst tritt die Wüste oft bis auf eine halbe Stunde heran, doch finden sich an einzelnen Stellen auch Oasen von grofser Fruchtbarkeit; da wo der Strom in die Ebene eintritt, ist er gewöhnlich brusttief und kann das ganze Jahr hindurch ohne grofse Gefahr überschritten werden. Nur zur Zeit der Schneeschmelze nimmt seine Wassermasse bedeutend zu, dann ist es auch gefährlich, ihn zu passiren. In den höher gelegenen Gegenden, welche dieser Flufs durchzieht, sind seine Ufer mit wilden Mandel-, Feigen- und Wallnufsbäumen bewaldet, auch Platanen wachsen in seiner Nähe, in den tiefer gelegenen Orten zieht man mit Hülfe seines Wassers Maulbeerbäume und die meisten europäischen Obstsorten. In den Niederungen gedeihen auch Reis und Weizen an seinen Ufern, von dem Ort Bost an ist er schon für Barken schiffbar. Das Land an seinen Ufern bleibt fruchtbar bis in die Nähe seiner Mündung in den See, wo er dann in einem tief liegenden Bette dahin fliefst,

das er sich im alten Meeresboden gegraben hat. Wie der Hilmend selbst, so verbreiten auch die anderen Flüsse in ihrer Nähe Fruchtbarkeit in der sonst öden Wüste. Unter den Zuflüssen des Hilmend auf seinem linken Ufer ist der Arghendâb der bedeutendste, der gleichfalls in den Bergen der Hazâras entspringt, etwa 80 englische Meilen nordöstlich von Kandahar, und bei Ghirischk in den Hilmend fällt. Er ist ein kleiner Fluſs im Winter, aber tief nnd reiſsend, wenn der Schnee geschmolzen ist [1]). Mit ihm vereinigt sich der Ternek, der aus einer Bergkette unweit Makkar entspringt [2]), sich dann westlich dem Arghendâb zuwendet. Südlich von Kandahar nimmt er den Arghesân auf, einen reiſsenden Fluſs, der aber gewöhnlich nur 2—3 Tage tief bleibt und sein Bett einen groſsen Theil des Jahres trocken läſst. Zwei andere Nebenflüsse des Ternek: der Shorandâm und Dori sind ohne Bedeutung [3]). Von der rechten Seite ist der Hauptzufluſs des Hilmend der Khashrud, der bei Sakir im Süden von Herât entspringt und nach einem Laufe von 150 englischen Meilen in den Hilmend fällt. Neben dem Hilmend ist der Fluſs von Farrah der bedeutendste der Ströme, die sich in den Zareh ergieſsen. Er soll gewöhnlich sehr seicht sein, zur Zeit der Schneeschmelze ist er weit tiefer und erinnert an den Kur bei Tiflis [4]). Ueber das Wasserbecken, in welches der Farrah-rûd und der Hilmend münden, haben wir erst neuerdings genauere Nachrichten erhalten [5]). Dieser, die Aria palus der Alten, heiſst jetzt Hâmun, früher Zareh [6]).

[1]) Elphinstone, Account of the Kingdom of Cabool. p. 116. Ich citire nach der Ausgabe in 4[to] von 1815, die mir allein zugänglich ist.

[2]) Journal of the As. Society of Bengal XIII, 354.

[3]) Elphinstone l. c.

[4]) Khanikof, Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale. (Paris 1862.) p. 153.

[5]) Khanikof l. c. p. 67. 156.

[6]) Dies ist der alte Name, den sowohl Yaqut (cf. Barbier de Meynard Dictionnaire p. 86) als Firdosi (p. 178 ed. Mac.) gebraucht. Es ist das altb. *zarayô* oder *zrayô* nnd ganz damit identisch, während das westerânische dafür *daraya* setzt. An diesen See gehören auch die Zaraka oder Zaranka der Inschriften, die Zarangen der Alten (cf. Herod. VII, 67. III, 93. 117. Arrian An. III, 25, 8. VI, 17, 3.). Die Hauptstadt hieſs ebenso und ist unter dem Namen Zarendsch noch dem Yaqut bekannt (cf. Barbier de Meynard l. c. p. 284. 300.) als 80 Far-

Wenn man, von Norden kommend, diesen See zuerst sieht, so gleicht er einer grofsen Lagune. Er breitet sich auf fast ebenem Boden aus, sein Wasser ist darum der Verdunstung sehr ausgesetzt, daher wechseln auch die Ufer des Sees beständig und es ist nicht möglich, dieselben genau anzugeben. Das Wasser ist süfs und morastig. Der Harûd, der mit seinem Nebenflusse, dem Adrescant, von den Bergen östlich von Herât kommt, theilt sich eine kleine Strecke vor seiner Einmündung in 15 Theile und bildet ein wirkliches Delta, das mit Tamarisken, Pappeln und Weiden bewachsen ist. In geringer Entfernung von dem Harûd mündet auch der Farrah-rûd, zwischen den Mündungen beider Ströme bildet das Uferland eine Reihe von Terrassen, die von Regenwasser durchfurcht und mit salzigen Pflanzen bedeckt sind, welche treffliche Weide für Kamele und Hammel abgeben. — Alle die kleinen Gewässer, welche nördlich von Ghwashta, südlich von Ghazna und östlich von Makkar fliefsen, fallen nicht mehr in den Zareh, sondern in den Âbistâde-See. Dies ist ein dem Zareh ähnliches Wasserbecken, nur viel kleiner, in trocknen Zeiten hat es blofs 3—4 englische Meilen im Umfange, wenn es angeschwollen ist, das Doppelte [1]). — Wohin der Einflufs der Ströme nicht reicht, da ist Wüste, und diese Wüste wird vom Hilmend in 2 Theile getheilt, an ihrem nördlichen Eingang liegt Herât, an ihrem östlichen Ausgang Kandahar, die Wüste von Sedschestân umfafst etwa 50 geographische Meilen und besteht theils aus hartem Kiesboden, theils aus beweglichem Flugsand.

Dieselben Hochebenen, welche die genannten Ströme nach Süden entsenden, lassen einen anderen Theil ihrer Quellen in die Wüstenstriche ablaufen, welche die osterânischen Hochebenen gegen Norden umlagern. Der Erfolg ist auch hier derselbe: das Land wird fruchtbar und für die Cultur zugänglich, soweit der Einflufs jener Ströme reicht. Die nach Norden zu abfliefsenden Ströme sind zwar ihrer Wassermasse nach gering, erreichen auch weder einen anderen Flufs, noch sonst ein gröfseres Wasserbecken,

---

sangs südlich von Herât liegend. Der Name Drangae, den Strabo und Ptolemäus brauchen, ist die westérânische Form.

[1]) Elphinstone l. c. p. 118. 121.

sondern verschwinden allmählich im Sande. Gleichwohl haben sie für die Cultur des östlichen Erân keine geringere Bedeutung als die nach Süden abfliefsenden Ströme. Der Haré-rûd fliefst von den Höhen von Ghuristân herunter, er ist ein nicht unbedeutender Strom, dessen Wasser in viele Kanäle zertheilt und zur Bewässerung der Felder gebraucht wird; an ihm liegt die Stadt Haré oder Herât, wie ihr neuerer Name lautet. Wenn moslemische Autoritäten (cf. Barbier de Meynard, Dictionnaire p. 593) die Stadt von Alexander dem Macedonier erbaut sein lassen, so ist dies ein Irrthum, sie ist weit älter; die Schönheit der umgebenden Gegend und die günstige Lage für den Handel nach den verschiedensten Richtungen hin hat schon frühe eine Ansiedelung an jener Stelle entstehen lassen. Sowohl der Avesta als die Keilinschriften kennen sie unter dem Namen Haraiva, auch die alte Religion scheint sich dort ziemlich lange erhalten zu haben, noch in später Zeit wird ein Feuertempel dort erwähnt. — Von Herât aus fliefst der Haré-rûd nördlich, behält aber seinen Namen nur noch bis zu einer Brücke, Puli-Khatun (Brücke der Königin) genannt, dort vereinigt er sich mit dem kleinen Flüfschen, das von Meschhed her kommt; nach der Vereinigung führt der Fluſs den Namen Tedschend (cf. N. de Khanikof, Mémoire p. 54). An seinen Ufern liegt die Stadt Serakhs, welche schon Firdosi als eine alte Stadt kennt und die wir oben in dem Sirok des Ptolemäus vermuthet haben. Auch diese Stadt ist alt, sie soll nach den Einen von Alexander dem Grofsen, nach Andern von Kai-Kâus gebaut worden sein. Die empfindlichste Schattenseite der Gegend ist der Wassermangel, denn der Tedschendfluſs ist das einzige Wasser, das sie besitzt; dieser scheint schon dort nicht mehr kräftig zu sein, wie er denn weiter nordwärts gänzlich im Sande versiegt. Neuere Reisende rühmen den Reichthum und Gewerbfleiſs der Stadt, deren Einwohner sich namentlich durch die Verfertigung golddurchwirkter Schleier auszeichnen sollen. Wie der Haréfluſs, so entspringt auch der Murghâb der Berginsel der Eimaks und Hazâras, und zwar, wie orientalische Geographen berichten, unfern der Stadt Bamiân. An ihm sind zwei Städte aufgeblüht, die beide unter dem Namen Merv bekannt geworden sind. Die untere Stadt Merv, gewöhn-

lich Merv-rûd genannt, liegt nicht weit von den Bergen entfernt und scheint die jüngere der beiden Städte zu sein. Ihre Umgegend ist nicht unfruchtbar, doch erzeugen die versumpfenden Gewässer in ihrer Nähe im Sommer Malaria und machen den Aufenthalt daselbst höchst ungesund. Weit berühmter ist das obere Merv, hart am Rande der Wüste. Es ist eine sehr alte Stadt, die Orientalen lassen sie bereits von dem Könige Tahmûras gegründet werden; es ist wohl die Stadt, die in den Keilinschriften und im Avesta vorkommt und als Alexandria Margiana in der Geschichte Alexanders eine Rolle spielt. Die Umgegend der Stadt ist wegen ihrer üppigen Fruchtbarkeit berühmt; das Getreide gedeiht dort zu einer seltenen Vollkommenheit und die Melonen erheben sich zu vorzüglicher Güte, weſswegen es auch im Mittelalter als ein besonderer Handelszweig von Merv gerühmt wird, diese Melonen zu zerschneiden und getrocknet auszuführen. In jenen wasserarmen Gegenden, wo namentlich gutes Trinkwasser eine Seltenheit ist, gehört die Melone zu den gröſsten Segnungen. Ein groſses Uebel für die Stadt Merv war die Nähe der Turkmanenwüste; den Verheerungen der räuberischen Bewohner derselben war sie von jeher in einem hohen Grade ausgesetzt, im Alterthume war daher auch das ganze Gebiet mit Mauern umgeben. Weiter östlich von Merv liegt die nicht weniger alte Stadt Balkh, welche, ebenso wie Merv, von Tahmûras erbaut sein soll. Sie liegt 1800—2000 Fuſs hoch am Eingange der groſsen Ebene, die sich nordwärts zum Oxus und westwärts an das kaspische Meer fortsetzt. Der Fluſs von Balkh heiſst Dehas und entspringt im Hindu-kusch. Einige Stunden südwärts von Balkh tritt er in die Ebene, nachdem er sich durch verschiedene Bergklüfte hindurch gedrängt hat. Sobald er in die Ebene eingetreten ist, wird er alsbald in verschiedene Canäle zertheilt, und sie sind der Grund, warum der Fluſs den Oxus nicht erreicht, obwohl er noch weithin, nachdem er als Fluſs bereits verschwunden ist, mit seinem Wasser den Boden tränkt und dadurch den Turkmanen nützlich wird. Jetzt liegt Balkh in Ruinen, aber die weitläufigen Ueberreste der Stadt, die einen Umkreis von nicht weniger als acht Stunden ausfüllen, sowie die verfallenen Wasserwerke bezeugen, daſs früher eine weit

gröfsere Anzahl von Menschen in jener Gegend lebte, als jetzt der Fall ist. Die Ungleichheit des Bodens der Stadt, die von den Ruinen herrührt, hat früher zu dem Irrthum Veranlassung gegeben, als läge die Stadt in den Bergen, während sie in der That vollkommen in der Ebene liegt. Das Klima ist jetzt sehr ungesund, doch ist die Verschlechterung desselben nur durch die Versumpfung der zahlreichen Canäle verursacht, welche die Stadt umgeben. Reichthum an Obst und Getreide zeichnet die Stadt auch heute noch aus, in früheren Zeiten kam dazu auch noch ein reges Leben der Industrie und Blüthe des Handels.

Nicht aber blofs die Gebiete der Flüsse, welche vom Paropanisus und Hindu-kusch nordwärts strömen, bewässern érânisches Gebiet, auch die fruchtbarsten Theile des Stromgebietes des Oxus sind ursprünglich érânisch. Dieser Flufs kommt aus den mächtigen Bergen des Belur-tagh, der nordöstlich unter dem Namen Mus-tagh oder Eisgebirge nach dem Thianschan hin sich verzweigt, mit dem Südende aber mit dem Dsung-ling, dem Westende des Kuenlungebirges und dem Ostende des Hindu-kusch zusammenhängt. An diesem Verbindungspunkte der ostasiatischen Gebirgssysteme liegt die Hochebene Pamer, die Terrasse der Welt, wie die Orientalen sie nennen [1]). Ihre ungefähre Höhe über dem Meere beträgt 15,600 Fufs, von ihr entströmt der Oxus aus dem Gebirgssee Sirikol. Dieser schöne See bildet die Form eines Halbmondes und ist etwa vierzehn englische Meilen lang und eine englische Meile breit. An drei Seiten wird er von Hügeln überragt, die sich etwa 500 Fufs über seine Wasserfläche erheben, gegen Süden hin aber erheben sich Berge von 3500 Fufs Höhe, also 19,000 Fufs über der Meeresfläche. Diese sind mit immerwährendem Schnee bedeckt, von ihnen erhält der See den Hauptzuflufs an Wasser. Aus dem östlichen Ufer dieses Sees fliefst der Oxus, der nach einem Laufe von etwa 1000 (engl.) Meilen ins Meer fällt. Von seiner Quelle aus fliefst er noch eine Zeit lang zwischen Bergen hin und nimmt auf seiner rechten Seite zwei, auf seiner linken drei bedeutende Zuflüsse auf; die

[1]) Cf. Wood, Journey to the source of the river Oxus p. 354 flg.

ersteren sind der Hissar und der Kuh-kalpak, die letzteren der Flufs von Badakhschan, der Ak-serai und der Khulm. Etwas weiter unten tritt der Oxus aus den Bergen heraus und fliefst gegen Nordwesten dem Aralsee zu. Sein Weg geht nun bis zur Mündung durch lauter Ebenen, denn die Shikh-zelil-tau Berge, die in Khiva an ihn herantreten, sind zu unbedeutend, um Erwähnung zu verdienen. Der Oxus bildet eine sehr mächtige Wasserstrafse, denn sein Weg führt etwa 800 (engl.) Meilen durch bevölkerte, fruchtbare Gegenden. Da auch der Jaxartes in den Aralsee einmündet, so ist vermittelst dieses mächtigen Stromes eine Verbindung mit den Hauptmärkten Central-Asiens ermöglicht. Zu dem Flufsgebiete des Oxus müssen auch die zwei Flüsse des Khanats Bochàra gezählt werden [1]: der Zerafschan und der Abi-Schehri Sebz, obwohl sie gegenwärtig den Hauptstrom nicht mehr erreichen. Der erste derselben, der auch der Sogdflufs genannt wird (der Polytimetus der Alten), steht zwar dem Oxus an Wassermenge etwas nach, ist aber immer ein wichtiger Strom wegen der Fruchtbarkeit seiner reich bevölkerten Ufer. Seine Hauptquellen liegen in den Kara-tau-Bergen und empfangen reichen Zuflufs aus dem ewigen Schnee dieser Bergkette. Der Flufs ist zuerst zwischen die Felsen eines sehr engen Thales eingegränzt und die Schnelligkeit seines Laufes dadurch sehr vermehrt. Obwohl das Thal von Pendschkend an sich erweitert, so bleibt doch der Strom so reifsend, dafs bis Samarkand kein Boot oder Flofs über ihn fahren kann. Von Samarkand an wird der Flufs zur Bewässerung der Felder benützt. Die Landschaft bleibt ziemlich dieselbe bis Katta-Kurghan; von diesem Punkte an treten die Hügel zurück und der Zerafschan erhält das Ansehen eines Steppenflusses. Doch auch in seinem unteren Laufe weicht die Fruchtbarkeit nicht von seinen Ufern und man kann sagen, dafs er in einem ununterbrochenen Garten fliefse. Obwohl nicht schiffbar, dient der Strom doch dazu, das Holz, das in den Bergen bei Samarkand wächst, bis Bokhàra zu schaffen. Früher scheint sein Wasserstand gröfser gewesen zu sein, der Grund

[1]) Ich entnehme die folgenden Notizen dem Werke Khanikofs: Bochara, its Amis and its people.

der Abnahme mufs in den vielen Canälen liegen, die von ihm ausgehen und deren es nicht weniger als hundert giebt, darunter sehr bedeutende. Den Oxus erreicht der Strom nicht, sondern endigt in den See Dengis, wohl die *Oxiana palus* (Ὠξιανὴ λίμνη) des Ptolemäus. Der zweite Flufs von Bokhâra ist weit unbedeutender. Der Flufs von Schehri Sebz entspringt in den Bergen desselben Namens und läuft, nachdem er die Berge verlassen hat, in südöstlicher Richtung bis zur Stadt Kharschi, deren Felder er bewässert und darauf verschwindet. Sein trockenes Bett, das sich gegen Norden wendet, ist noch eine Strecke weit sichtbar, es ist nur im Frühlinge voll Wasser und soll dann sehr fischreich sein. Auch diese Stromgebiete waren voll von érânischen Niederlassungen, von denen die des alten Sogd oder Marakanda (unstreitig das heutige Samarkand) die berühmteste ist. Bekanntlich war Alexander der Grofse besonders in diesem Lande eifrig, neue Ansiedelungen zu begründen, doch ist es jetzt unmöglich, die Stätten dieser neuen Gründungen Alexanders noch nachzuweisen [1]).

Mit dem Oxus und seinen Nebenflüssen endigte aber in alter Zeit das érânische Gebiet auch noch nicht, sondern erstreckte sich über diesen hinaus bis zum Jaxartes. Das Gebiet dieses Flusses war indefs für Ansiedelungen nicht mehr so geeignet, wie das der früher beschriebenen Ströme. An ihn hat sich nämlich der Flugsand der Wüste ganz nahe hinangedrängt, weil sein Wassergebiet ohne alle schützenden Berge ist. Keiner der zahlreichen Ströme, welcher vom Nordabhang der weifsen Berge und vom Nordabhang von Uratippa zum Jaxartes hinabfliefsen, vermag seinen Lauf zu entwickeln, die Wüste verschlingt ihr Wasser und der Jaxartes erhält unterhalb Ferghâna keinen weiteren Zuflufs. Hier hörte also der culturfähige Boden auf und mit ihm die érânische Ansiedelung. Wir wissen jedoch, dafs hier im Norden von Sogdiana seit alter Zeit sieben Festungen gegründet waren, welche die Aufgabe hatten, das Land gegen die Einfälle der nördlichen Barbaren zu schützen. Von einer gesegneten érânischen

---

[1]) Man vergl. hierüber die treffliche Abhandlung von Droysen: Alexander des Grofsen Züge durch Turân, im Rhein. Museum für Philologie Bd. II, 81 ff.

Niederlassung hoch oben im Norden haben wir auch von anderer Seite Kunde, wir werden unten wieder auf sie zurückkommen.

Wir haben also hier im östlichen Erân theils Hochebenen, theils tiefer gelegene Landstriche, deren gemeinsamen Charakter es bezeichnet, daſs sie wasserlos und daher nur da fruchtbar sind, wo die von den Bergen herabflieſsenden Ströme die Gelegenheit bieten, den natürlichen Mangel zu ersetzen. Ehe wir aber nun den Einfluſs betrachten, den diese Naturverhältnisse auf den Charakter der osterânischen Bevölkerung geäuſsert haben, wird es nicht unnütz sein, auch noch näher zu zeigen, daſs wirklich alle die von uns beschriebenen Gebiete érânisches Land sind; denn nach einem flüchtigen Blick auf die heutige Karte könnte es scheinen, als hätten wir das érânische Gebiet viel zu weit ausgedehnt, und namentlich von Turâniern besetzte Lande den Erâniern zugewiesen. Es läſst sich indeſs leicht zeigen, daſs alle die besprochenen Gebiete wirklich zum alten Erân gehörten. Nehmen wir zuerst die Keilinschriften des Darius zur Hand, so finden wir, daſs er alle diese osterânischen Stromgebiete zu seinen Besitzungen zählte. Wir finden da Uvarazmi oder Chorasmien am Oxus, Margu oder Merv, Harauvatis oder Arachosien, das Land an den Nebenflüssen des Hilmend auf seiner rechten Seite, Haraiva oder das Gebiet von Herât, Zaraka oder Drangiana, das Gebiet des Zarehsees, Bakhtris oder Balkh, Çuguda oder Sogd, und ganz gegen Norden erst die Çakas oder die Scythen. Nun kann man allerdings einwenden, daſs dies Gebiet zum groſsen Theile erobertes Land gewesen sei, und darum nicht durchaus érânisches Gebiet gewesen sein müsse, wie denn in der That in den Inschriften auch andere, gewiſs nicht-érânische Provinzen, erwähnt werden. Es ist darum von Wichtigkeit, zu zeigen, daſs ganz dieselben Namen auch im Avesta als Segenslande vorkommen, und in diesem Buche, als einem Religionsbuche der osterânischen Stämme, sind gewiſs keine andersgläubigen Stämme mitgezählt worden; im Alterthume aber schlieſst die Gemeinsamkeit der Religion auch die Gemeinsamkeit der Abstammung ein. Dort finden wir nun Harâva oder Herât, Mouru oder Merv, Bakhdhi oder Balkh, Haraqaiti oder Arachosien, das Gebiet des Hätumat oder Hilmend, im Norden auch Çughdha oder Sogd, und gelegentlich erwähnt auch Qairizao oder Chorasmien.

Auch das spätere Schâhnâme betrachtet zwar den Oxus als die Gränze zwischen Erân und Turân, aber es zählt nicht die fruchtbaren Landstriche im Osten zu dem letzten Reiche, Balkh und Sogd sind auch dort érânisch. Die érânischen Sagen und das Avesta geben uns noch Nachricht über eine im Norden liegende érânische Ansiedelung, die wir nicht ganz in das Reich der Fabeln verweisen dürfen. Das Avesta und die Parsen nennen einen Ort Kangha oder Kandiz, der bei Neueren auch Gangdiz heifst. Nach der Sage ist diefs ein Ort im Nordosten, nicht sehr weit von dem Meer China's entfernt, und besteht aus einem Schlosse, das auf einem hohen, unbezwinglichen Berge erbaut ist, und in welchem wenige Männer einer grofsen Armee die Spitze bieten können. Unter dem Schutze dieses Schlosses breitet sich eine Stadt in lieblicher, fruchtbarer Gegend aus, die an Früchten und Thieren Ueberflufs darbietet. Von allen Seiten ist dieser anmuthige Ort durch furchtbare Wüsten geschützt. Als Begründer dieses irdischen Paradieses gilt Siâvakhsch, der unglückliche Sohn des fabelhaften Kai-Kâus, der aus Verdrufs über seinen von einer ränkevollen Frau bethörten Vater zu dem Könige von Turân entfloh und dort, nachdem er eine Zeitlang hochgeehrt gelebt hatte, zuletzt ermordet wurde. Dafs diese Erzählung nicht ganz aus der Luft gegriffen sei, sieht man daran, dafs auch die Chinesen von einem fruchtbaren und handeltreibenden Orte Kang-kiu erzählen, mit dem sie in gelegentlicher Verbindung standen. Ritter hat (Asien Bd. VII, p. 657 flg.) diese Nachrichten zusammengestellt, und Kang-kiu, wie vor ihm Abel Rémusat und Klaproth, für die Stadt Samarkand gehalten, dagegen hat aber Vivien de St. Martin [1]) richtig gezeigt, dafs unter Kang-kiu nicht Sogdiana zu verstehen sei, sondern ein Land im Norden des Jaxartes, und dafs erst später die Bezeichnung auch auf das Land zwischen dem Jaxartes und dem Oxus ausgedehnt wurde, weil der König von Kang-kiu dieses Land unterworfen hatte. Der Strom, der im Avesta Ragha genannt wird, scheint kein anderer als der Jaxartes zu sein, er erscheint aber dort als ein sehr ferner, nur wenig bekannter Flufs, so dafs es ziemlich sicher erscheint, dafs die

[1]) Les Huns blancs p. 39 not.

Erânier seit alter Zeit bis zu diesem Flusse vorgedrungen waren, aber sich dort nicht recht festzusetzen vermocht haben.

Diese Vertheilung des Länderbesitzes, wie wir sie eben kennen gelernt haben, zeigt auf das deutlichste den Unterschied zwischen den Erâniern und ihren nördlichen Nachbarn. Letztere behielten sich am liebsten die Steppen und das ungebundene Leben in ihnen, wogegen die Erânier jeden Strich Landes für sich in Besitz nahmen, der urbar und zum Ackerbau tauglich gemacht werden konnte. Die Völkervertheilung beweist diesen Satz noch heutigen Tages, und wir werden am besten mit den jetzigen Völkerverhältnissen beginnen, um so allmählich in die mehr verwickelten Verhältnisse der früheren Zeit hinaufzusteigen, bei welchen die Rücksicht auf die Züge der Nachbarn oft unvermeidlich sein wird. Wie im Westen die Kurden, so finden wir im Osten die Afghânen über weite Landstrecken. Es beginnt das Land der Afghânen im Osten mit dem Indus und erstreckt sich südlich nach Sevestân, während dagegen im Nordwesten die Wüste von Chorâsân eine nicht ganz sichere Gränze bildet. Es umfaſst also ihr Land das alte Zabulistân, von welchem Kâbul nur eine Unterabtheilung bildet, dann theilweise die Berginsel Ghuristân, das Land von Kandahar und selbst einen Theil Indiens; die berühmten und früher blühenden Städte wie Kâbul, Herât, Balkh, Ghazna und Kandahar gehören sämmtlich zu den Besitzungen der Afghânen. Daſs sie aber dieses Gebiet nicht schon im Alterthume inne hatten und namentlich gegen Osten erst in den letzten Jahrhunderten bedeutend fortgeschritten sind, läſst sich leicht zeigen. Die Berichte, welche die Afghânen selbst über ihre Abstammung geben, haben lange dazu gedient, die Europäer zu verwirren und ihre wahre Heimath verkennen zu lassen. Nach ihren eigenen Berichten [1]) stammen sie nämlich von niemand anders als von Talut, d. i. Saul, dem ersten Könige der Juden. Der Sohn Sauls war Armiya (Jeremia), der Sohn Armiyas aber hieſs Afghana und war unter Suleimân oder Salomo Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen dieses Königs. Suleimân unternahm selbst einen Zug nach dem heutigen Afghanistân, wo er auf dem Berge Takht-i-

[1]) Cf. Raverty, Grammar of the Pukhto language p. 10 flg.

Suleimân sitzend die entzückende Aussicht genofs, wobei ihn seine Truppen mit ihrem Befehlshaber natürlich begleiteten. Die beiden Districte Kaseghar und Ruda gab bei dieser Gelegenheit Suleimân seinem Oberbefehlshaber zu Lehen und zog dann selbst wieder in sein Land zurück; Afghana aber widmete seine Zeit der Vertilgung der Ungläubigen und starb zuletzt, in der Nähe seines Herrn. Seine Söhne aber fuhren fort in Afghanistân zu wohnen und mehrten sich von Geschlecht zu Geschlecht, indem sie sich mit den Töchtern des Landes verheiratheten. Sie erlernten durch diese Berührung mit den Eingebornen die afghânische Sprache und vergafsen zuletzt ihre eigene. Doch die Verbindung mit dem Mutterlande und der geoffenbarten Religion hielten sie aufrecht, und als der Prophet Muhammed in Arabien auftrat, da erhielt ein damals lebender Nachkomme Afghanas: Abdur-Raschid bin Kais Allaik, der die Afghanen beherrschte, alsbald Kunde von diesem Ereignisse und beeilte sich, eine Wallfahrt nach Mekka anzutreten, um dort in die wahre Religion eingeweiht zu werden. Wegen der grofsen Tapferkeit, durch die er sich in jener Zeit hervorthat, erhielt er vom Propheten den Namen Patan, was Schiffsmast bedeuten soll, daher nennen sich die Afghânen auch Patanen. Von seinen drei Söhnen stammen sämmtliche Stämme der Afghânen ab.

Dieser ganzen Legende steht die Unächtheit deutlich genug auf der Stirne geschrieben. Es bedarf kaum des Beweises, dafs dieselbe von einem fanatischen Volke auf das Unkritischste zusammengesetzt wurde, um seine Abstammung in Zusammenhang mit dem Propheten zu bringen. Nichts desto weniger hat man die Erzählung eine Zeitlang sehr beachtenswerth gefunden und geglaubt, dafs man vielleicht in den Afghânen Ueberreste der zehn Stämme Israels vor sich habe. Dieser Glaube mufste indefs bald schwinden, nachdem man mit der Sprache sowie mit den Sitten und Gebräuchen der Afghânen näher bekannt geworden war. Die Sprache erwies sich sicher als eine érânische mit bestimmten Eigenthümlichkeiten, die man osterânische nennen kann. Sie hat in neuerer Zeit durch den Verkehr mit Indien neuere indische Wörter aufgenommen, durch die Religion auch arabische. Da ferner die Gebildeten auch Persisch lesen, so finden sich auch per-

sische Wörter darin. Alle diese fremden Bestandtheile stören indeſs den Grundcharakter der Sprache nicht, die sich in zwei Zweige, den westlichen und den östlichen Dialekt zertheilt. Was man von hebräischen und chaldäischen Wörtern in derselben zu finden meinte, gehört in das Reich der Einbildungen, und wenn der neueste Grammatiker der afghanischen Sprache, Raverty, noch die alte Ansicht von der semitischen Abstammung festhalten will, so kann man die bündigste Widerlegung aus seinem eigenen Buche entnehmen.

Es ist bereits gesagt worden, daſs es sich beweisen läſst, daſs die Afghânen erst sehr spät gegen Osten vorgedrungen sind. Wie Lassen bereits nachgewiesen hat[1]), stimmen die älteren Nachrichten der Geschichtsschreiber Alexanders mit denen des Ptolemäus und den chinesischen Pilgern, die vom 5ten bis 7ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Indien wallfahrteten, darin vollkommen überein, daſs die Sprachgränze zwischen Erân und Indien bei Lamghan, östlich von der Stadt Kâbul anzusetzen sei. Noch zur Zeit des griechisch-baktrischen Königreiches war in Kâbul indische Schrift und indische Sprache im Gebrauch, und auch die Araber bei ihren ersten Eroberungen in jenen Gegenden stieſsen noch überall auf iudische Bevölkerung. Dieser Zustand ändert sich erst durch die Raubzüge des Mahmud von Ghazna nach Indien. In den verworrenen Zeiten, welche auf die ersten dieser Raubzüge folgten, dann unter dem Schutz der afghânischen Dynastieen, welche bald in Indien gegründet wurden, gelang es der afghânischen Bevölkerung gegen Osten vorzudringen und das Land in Besitz zu nehmen. Die alte indische Bevölkerung wurde zum Theil ausgerottet, zum Theil bekehrte sie sich zum Islam und diente den Afghânen, der Rest zog sich in die unzugänglichen Thäler des Hindu-kusch zurück und bewahrte dort seine ursprüngliche Sprache und Sitte. Was aber in den ebenen Theilen des Landes wohnte, verlor mit der Selbständigkeit auch bald die ursprünglichen Sitten. Das Vordringen der Afghânen nach Kâbul läſst sich erst seit etwa 1300 n. Chr. nachweisen,

---

[1]) Vergl. Lassen, Zur Geschichte der griechischen und indoscythischen Könige, p. 139 flg., und Indische Alterthumskunde I, 421 flg.

ihre eigentliche Heimath scheint das Bergland im Osten von Herât zu sein und von dort lassen auch die einheimischen Berichte das Volk vor dem 12ten Jahrhundert nicht heraustreten. Die ältere Geschichte der Afghânen wird uns wohl immer dunkel bleiben, ihre eigenen Berichte reichen nicht sehr hoch hinauf, und der Name Afghâne kommt in älterer Zeit nicht vor, sondern scheint überhaupt dem Volke nur von Auswärtigen gegeben, und vielleicht ein Schimpfname zu sein. Sie selbst nennen sich nicht Afghânen, sondern Puschtu, oder im anderen Dialekte Puchtu. Diefs hat Lassen veranlafst, in ihnen die Paktyer der Alten zu vermuthen, die schon Herodot kennt, über deren Wohnsitze aber die Berichte der Alten nicht sehr klar sind. Wie dem auch sei, es leidet keinen Zweifel, dafs die Afghânen ein alter érânischer Stamm sind, der aber nicht erst durch Mischung entstanden ist, wenn wir auch seine Geschichte nicht bis in die älteste Zeit zurückverfolgen können. Die Afghânen sind ein kräftiges Geschlecht mit starken Knochen und Muskeln, langen Gesichtern und starkem Bartwuchs. Die westlichen Stämme unterscheiden sich von den östlichen durch ihre Farbe, die ersteren sind hell, die letzteren aber olivengelb. Was schon lange die Aufmerksamkeit auf sie lenkte und sie am besten als einen érânischen Stamm bezeugte, ist ihre Stammverfassung, die sie in seltener Reinheit bewahrt haben, wie denn die Geschiedenheit ihres Gebietes, das in viele von einander durch hohe Berge getrennte Thäler zerfällt, die Erhaltung der Stammverfassung aufserordentlich begünstigen mufste. An der Spitze des ganzen Volkes steht ein König [1]), der aber in die inneren Angelegenheiten der Stämme sich nicht mischen darf, sondern höchstens die Geschäfte seines eigenen Stammes leitet und im Uebrigen sich mit dem Heerdienste und einer Abgabe begnügt; ja viele der Stämme verstehen sich nicht einmal hiezu, wenn der König nicht die Macht hat, sie nöthigenfalls zu zwingen. Die Afghânen führen alle ihre Stämme auf ihren angeblich zu Muhammeds Zeit lebenden Stammvater Abdur-Raschid zurück, von welchem oben schon die Rede gewesen ist.

[1]) Vergl. Wilken: Ueber die Verfassung, den Ursprung und die Geschichte der Afghânen in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1818—1819, p. 244 flg.

Dieser hatte drei Söhne, welche Sari, Ghari und Tabri genannt werden. Sari oder Sarband ist der Stammvater einer grofsen Abtheilung, welche die Sarbans genannt wird, sie zerfallen wieder in 16 Stämme, und auch die 12 Familien werden zu den Sarbans gerechnet, welche nach Ansicht der Afghânen heilig sind, weil sie von heiligen Männern abstammen. Eine andere Abtheilung, die Gharghascht genannt wird, führt uns auf Ghari, den zweiten Sohn, zurück, sie bestehen aus 10 Stämmen. Von Tabri stammen die Tabrins, es sind diefs blos 6 Stämme. In diesen 32 Stämmen sind alle Afghânen inbegriffen, die für rein afghânisches Blut gelten. Jeder Stamm zerfällt wieder in eine Menge von Unterabtheilungen, deren Zahl durch zufällige Umstände bedingt ist. Diese Abtheilungen theilen sich fortwährend wieder in Unterabtheilungen, so dafs endlich die letzten nur 10—12 Familien enthalten. Jede dieser Unterabtheilungen, sammt allen anderen, die mit ihr auf gleicher Linie stehen, ist der nächst höheren untergeordnet. Die Zahl dieser Unterabtheilungen wird wesentlich durch die Zahl der herrschenden Familien bedingt. An der Spitze jedes Stammes steht ein Oberhaupt, das den Namen Chân führt; an der Spitze der nächst niederen Abtheilung, einer Genossenschaft, steht ein Malik; an der Spitze eines Clans ein Muschir; über die kleinsten Abtheilungen endlich sind die Spin-Zehras oder Weifsbärte gesetzt. Offenbar sind diefs die Aeltesten der Familien. Da die Afghânen die Freiheit sehr lieben, so haben sie dafür gesorgt, dafs die Macht dieser Vorsteher nicht zu sehr wachse; sie haben daher die Ausführung der Beschlüsse dieser Oberhäupter von der Genehmigung der Volksversammlung abhängig gemacht. Diese Versammlung führt den Namen Dschirgha. Die Versammlung, die den Weifsbärten beigegeben ist, besteht aus den einzelnen Häuptern der Familien, die ihnen untergeordnet sind, die des Muschir aus den einzelnen Weifsbärten, die des Malik aus den einzelnen Muschirs, endlich die des Châns aus den einzelnen Maliks. Diesen Volksversammlungen ist eigentlich die höchste Gewalt eingeräumt, auf ihre Ladung mufs jedermann erscheinen; man kann auch, um sich Recht zu verschaffen, sich an die Dschirgha wenden, doch thun diefs nur die Schwachen, denn bei den Afghânen gilt das Faustrecht, und wer sich selbst helfen

kann, bringt keine Klage an. Die Sitte ist aber darin bei den verschiedenen Stämmen abweichend, dafs bei einigen die Volksversammlung sofort einschreitet, wenn es ruchbar wird, dafs eine Beleidigung stattgefunden hat, bei anderen aber erst auf Aufforderung, noch bei anderen endlich, wenn beide Parteien erklärt haben, der Entscheidung sich unterwerfen zu wollen. Die Dschirgha hat auch das Recht, bestimmte Bufsen für begangene Verbrechen aufzulegen. Der Mord eines Afghânen wird gebüfst mit 12 Frauen, von denen 6 mit einer gewissen Ausstattung versehen sein müssen, das Ausbrechen eines Zahnes mit 3 Frauen, eine Wunde auf dem Vorderkopf mit einer. Kann jemand die Bufse, die ihn trifft, nicht bezahlen, so kann er sich in den meisten Fällen dadurch retten, dafs er, ehe noch die Angelegenheit vor der Volksversammlung verhandelt worden ist, in Begleitung besonders geachteter Personen sich in das Haus des Beleidigten begiebt und um Verzeihung bittet. Diese Verzeihung zu verweigern, steht dem Beleidigten nicht frei, und wenn er sie nicht gewähren will, so bleibt ihm nichts übrig, als sich so lange verborgen zu halten, bis die Bittenden abgezogen sind. Diese Stammverfassung ist eines der entschiedensten Zeugnisse für den ächt éránischen Ursprung der Afghânen. Wir haben eine ganz ähnliche auch schon bei den Kurden getroffen, und es ist gewifs, dafs sie schon im Alterthum vorhanden war. Sowohl das Avesta als die Griechen erwähnen sie in ganz ähnlicher Form, und auch in den altpersischen Inschriften läfst sie sich nachweisen.

Die Afghânen beschäftigen sich am liebsten und vorzugsweise mit den Waffen, manche von ihnen treiben jedoch auch Feldbau, und sie betrachten sich als die rechtmäfsigen Herren des Landes, das sie bewohnen. Doch nehmen sie dieses nicht allein ein, sondern neben ihnen noch andere, minder bedeutende Völkerklassen. Unter diesen nennen wir zuerst die Schutzverwandten, die weder Antheil an dem Landbesitz haben, noch in der Volksversammlung erscheinen können, in letzterer werden sie jedoch vertreten durch ihre Schutzherren, die sie unter den Afghânen sich zu wählen haben. Jeder Afghâne hält es für seine heiligste Pflicht, einen solchen Schutzverwandten gegen jede Beleidigung aufs kräftigste zu vertreten. Es sind auch diese im Schutzverbande stehenden

Untergebenen nicht bloſs Fremde, sondern oftmals auch Afghânen, die aus irgend einem Grunde ihren Stamm verlassen und an einen anderen sich angeschlossen haben. Diese stehen begreiflicher Weise in höherer Achtung als die übrigen Schutzverwandten. Ein groſser Theil der Bevölkerung des afghânischen Ländergebietes ist aber auch geradezu unterjocht und baut das Land zum Nutzen seiner Herren. Hier finden sich nun wieder verschiedene Rangstufen. Es giebt welche, die als Pächter das ihnen überlassene Gut bauen und jährlich einen Theil des Ertrages oder eine bestimmte Summe Geldes ablassen müssen. Andere sind geradezu Hörige. Zwischen diesen beiden stehen noch andere, welche Busgur heiſsen, und die Elphinstone mit den Meiern in Frankreich verglichen hat.

Einer der wichtigsten Bestandtheile der osterânischen Bevölkerung sind aber die sogenannten Tadschiks. Diese finden sich nicht in dem Gebiete der Afghânen allein, sondern sind in allen östlichen Provinzen zerstreut und bilden die ackerbauende und unterworfene Bevölkerung. Sie gelten auch in Bokhara, dem ehemaligen Sogdiana, für die ursprüngliche Bevölkerung, die das Land seit undenklichen Zeiten besitzt, die von den Arabern aber unterworfen und mit Gewalt zum Islam bekehrt worden ist. Die Zahl der Tadschiks in Bokhara ist jetzt nicht sehr groſs, die meisten wohnen in der Stadt Bokhara selbst, in anderen Städten sind sie seltener, doch kommen sie westlich auch bis Khiva vor, und dort zwar in so starker Zahl, daſs sie Muraview im Jahre 1820 auf nicht weniger als 100,000 schätzte. Sie zeichnen sich aus durch ihre groſse Unterwürfigkeit und durch ihre durchaus friedlichen Beschäftigungen. Sie gelten als feige, geizig und treulos, Laster, die bei ihrer unterdrückten Stellung begreiflich genug sind. Sie finden sich ferner, und wiederum in groſser Anzahl, in Badakhschan, im Norden des Hindu-kusch, und werden als ein schöner Menschenschlag von kaukasischer Race bezeichnet. Hinsichtlich des Namens Tadschik kann man wohl so viel mit Sicherheit behaupten, daſs derselbe ursprünglich einen Araber bezeichnet, und zwar scheint dieser Name, nach seiner Form zu schlieſsen, aus der Zeit der Sasaniden zu stammen. Auf diese Bedeutung weist auch die Ueberlieferung der Tadschiks hin, die ziemlich allgemein

verbreitet ist [1]). Sie wollen theilweise aus Arabien, zum Theil aber aus der Umgegend von Bagdad stammen. Diese Ueberlieferung erklärt zwar den Namen, reicht aber nicht hin zur Erklärung des Daseins der Tadschiks. Ihre Zahl ist zu grofs, als dafs wir sie etwa aus den Auswanderungen der Manichäer erklären können, die in den Zeiten der Sasaniden in die Gegenden des Oxus übersiedelten, selbst wenn man auch die später, bei der Eroberung durch die Chalifen, ins Land gekommenen Araber hinzurechnen wollte. Auch sprechen sie durchgängig persisch und nicht arabisch, Afghânen und Usbeken nennen sie darum auch Parsivan, d. i. Perser. Auch in Segestân bilden die Tadschiks die ackerbauende Bevölkerung, ebenso in der Gegend von Herât. Ein anderer Name derselben ist auch Deggan oder Dihgan, das ist Landbauer. Dieser letztere Name bezeichnet, meines Erachtens, das Wesen und den Ursprung der Tadschiks am besten. Es ist die alte ansässige Bevölkerung Ostérâns und bildete einen Theil der érânischen Stämme, welche von Anfang an jene Lande bewohnten. Der andere Theil, die Krieger, fiel natürlich zum grofsen Theile in dem Kampf gegen die andringenden feindlichen Stämme und Horden, oder sie wurden gefangen und in die Sklaverei geführt. Die Bauern hingegen blieben im Lande sitzen und unterwarfen sich den Siegern, von denen sie dann gering geschätzt wurden, wie diefs bei kriegerischen Völkern natürlich ist und wie wir diefs in den Verhältnissen der Kurden zu ihren Bauern gesehen haben. Es liegt auch in der Natur der Sache, dafs diese Ackerbauer immer der gebildetere Theil der Bevölkerung sind, und so geht aus ihrer Mitte am natürlichsten der Stand der Handwerker und der Kaufleute hervor, wenn die Verhältnisse der Entwickelung dieser Stände günstig sind. Zu den Tadschiks kommen in der Umgegend von Herât noch die Zuris, welche aus Sedschestân ausgewandert sein sollen. Sie sind Ackerbauer und sprechen, wie die Tadschiks, ein sehr reines, aber mit eigenthümlichen, alten Ausdrücken gemischtes Persisch.

Neben dieser érânischen Bevölkerung findet sich nun in den

[1]) Cf. J. Wood: Personal narrative of a journey to the source of the river Oxus p. 296.

Ländern Ostérâns eine starke Beimischung fremden Ursprungs. Es sind das Eindringlinge, zum tatarischen Stamme gehörend, die von Norden aus in Erân festen Fufs gefafst haben. Das allmähliche Vordringen dieser nördlichen Völker ist eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte Ostérâns, vor der Hand ist es uns nur darum zu thun, den gegenwärtigen Bestand festzusetzen. Das Eindringen dieser Horden läfst sich am ganzen Nordrande nachweisen, und wie sehr sie sich geltend zu machen wufsten, sieht man daraus, dafs sie eine Familie aus ihrer Mitte auf den érânischen Königsthron gesetzt haben. Am meisten sind diese Schaaren wohl in Aderbeidschan eingedrungen, wo sie die persische Sprache ganz zurückgedrängt haben. Auch in Talisch und Mazenderân sind sie eingedrungen und haben sich jetzt auch tiefer in das Land verbreitet, doch sind sie da im Ganzen von keiner Bedeutung. Aber eben in den von uns behandelten Flufsgebieten, welche in die Wüste auslaufen, haben sich jetzt turânische Stämme angesiedelt und mithin einen entschiedenen Fortschritt nach Erân gemacht. Um Serakhs wohnen die Salar, etwa 2000 an der Zahl, in der Gegend von Merv die Saruk, nicht weniger als 20,000, am Tedschendflusse die Teke (etwa 40,000) und weiterhin am Oxus die Sakar (etwa 2000). Den Erâniern gegenüber zeichnet alle diese Stämme ihre geringe Liebe zum fefshaften Leben aus; sie lieben das Wandern und nicht weniger das Plündern, namentlich den Menschenraub, durch diese üblen Gewohnheiten sind sie eine Geifsel für Erân. Noch tiefer nach Erân sind die Hazâras und Eimaks eingedrungen, welche die ganze Gebirgsgegend von Kâbul bis Herât bewohnen. Die ersteren bewohnen den östlichen Theil und sind dem Ansehen nach ganz tatarisch, nach Wood's Versicherung noch mehr durch die Häfslichkeiten der tatarischen Race ausgezeichnet als ihre nördlichen Stammesgenossen, die Usbeken, sie gleichen sehr den Kirghisen, die auf der Hochebene Pamer ihren Aufenthalt nehmen. Die Hazâras belaufen sich nach einer freilich oberflächlichen Schätzung auf etwa 156,000 Seelen. Sie theilen sich in Stämme, können aber ihre Unabhängigkeit nicht in allen Fällen aufrecht erhalten. Ueber ihre Herkunft haben wir neuerdings authen-

tische Nachrichten erhalten [1]). Sie sind ursprünglich Usbeken und gehören eigentlich dem Stamme Berlas an, der noch heute bei Schehri-Sebz südöstlich von Bokhara wohnt. Als Tamerlan im Jahre 799 der Hedschra seinen Sohn Schâh-rokh als Gouverneur nach Chorâsân sandte, schickte er mit ihm 1000 Familien nach Herât, damit er sichere, der Dynastie ergebene Diener um sich habe; daher stammt auch ihr Name Hazâra, d. i. Tausend. In ihrem neuen Vaterlande vergafsen sie sehr bald ihre Muttersprache und sprechen nunmehr ein ganz reines Persisch; da sie aber immer nur unter sich heirathen, so haben sie ihre mongolischen Physiognomieen behalten. Auf diese Art löst sich sehr einfach dieses ethnographische Räthsel. — Was die Aimaks betrifft, so zerfallen sie in vier Stämme [2]): die Kiptschak (100,000 Familien), die Dschemschidis (12,000 Familien), die Teimunis (60,000 Familien) und die Firuzkuhis (10—12,000 Familien). Die Dschemschidis wollen in früherer Zeit aus Sedschestân ausgewandert und mit den Zuris verwandt sein. Ihre Zelte sind verschieden von denen der Afghânen und Beludschen und mehr denen der Kurden ähnlich, sie machen sie aus Binsengeflecht, das sie mit Wolle umgeben, nicht aus dem groben Tuche (Palâs), aus dem die der übrigen Stämme bestehen. Auch sie sprechen reines Persisch, unterscheiden sich aber in ihrem Aussehen sehr wenig vortheilhaft von den anderen östlichen Persern; ihre Nasen sind aufgestülpt, die Lippen dick und der Mund grofs. Ueber die Eimaks sind wir weit weniger genau unterrichtet, doch gehören sie zu derselben Race. Sie sind alle roh und räuberisch, sie leiden aber in ihrer armen Gegend auch oft Mangel. Weiter im Osten, im alten Sogdiana, sind nun die Usbeken der hervorragende Theil der Bevölkerung, nicht sowohl wegen ihrer Zahl als wegen der Bande, die sie unter einander verbinden [3]). Auch sie zerfallen in zahlreiche Stämme nebst ihren Unterabtheilungen; der älteste unter allen der in Bokhara ansässigen Stämme sind

---

[1]) Cf. Khanikof, Mémoire p. 112.

[2]) Khanikof l. c. p. 138.

[3]) Cf. Khanikof, Bochara, its Amir and its people p. 73 flg.

die Manghit; das Aeufsere der Usbeken erinnert sofort an die Mongolen, doch haben sie gröfsere Augen und sind etwas schöner. Die Farbe ihrer Haare wechselt zwischen Roth und Dunkelbraun, ihre Kleidung ist sehr einfach. Manche von ihnen führen ein vollkommen sefshaftes Leben, andere treiben zwar Ackerbau, leben aber noch in Zelten, noch andere endlich sind durchaus Nomaden. Die sefshaften Usbeken gleichen in ihren Sitten sehr den Tadschiks, sind aber weniger manierlich als diese. Die wandernden Usbeken leben in Zelten von Filz, die sie inwendig mit Teppichen u. s. w. verzieren. Ihre Lebensart ist sehr einförmig, ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, die Geschäfte im Hause besorgt die Frau allein. Die Einwanderung dieser Usbeken ist aber von verhältnifsmäfsig jungem Datum, denn erst im 10. Jahrhundert n. Chr. gelang es ihnen, die Herrschaft über Sogdiana den damals erschlafften Arabern zu entreifsen. Doch war damals ihre Besitzergreifung nicht von langer Dauer, denn im 12. Jahrhundert überschwemmte Tschingis-chan mit seinen mongolischen Horden ganz Sogdiana und trieb die Usbeken in die Wüsten im Westen des Jaxartes. Allein diese gaben ihre Ansprüche so leicht nicht auf, sie näherten sich dem Lande wieder und machten Einfälle in das Gebiet der Nachkommen des Tschingis-chan. Im 14. Jahrhundert trieb sie Timur von Neuem in die Wüste, aber nach seinem Tode unternahmen sie auch von Neuem ihre Einfälle und sind seit dem 16. Jahrhundert die Herren von Transoxiana geworden, das sie bis auf diesen Tag besitzen. Der gröfste Theil des enterbten Volkes begleitete seinen damaligen Anführer, den Sultan Bâber, nach Indien und half ihm dort das Reich der Grofsmogule begründen, ein kleiner Theil zog sich über den Oxus zurück, und ihre Nachkommen sind noch heute in jener Gegend; die Usbeken haben ihre Herrschaft auch auf jene Theile ausgedehnt. An den nördlichen Gränzen dieser ostérânischen Länder sind endlich noch die Kirghisen zu nennen, welche auch im Norden von Badakhschan und auf der Hochebene Pamer sich zeigen. Ihre Lebensart ist von der der Kirghisen auf russischem Gebiete nicht verschieden. Hieraus ist ersichtlich, wie jung das Eindringen der heutigen turânischen Bevölkerung in die ostérânischen Provinzen ist, und dafs ihr Dasein durchaus

nicht gegen den früheren rein érânischen Charakter jener Gegenden spricht.

II.

Wir glauben nachgewiesen zu haben, dafs die turânische Bevölkerung, welche gegenwärtig den Nordrand von Erân unsicher macht, erst in verhältnifsmäfsig neuer Zeit dort eingedrungen ist. Jetzt durchschwärmen Turânier den ganzen Nordrand, durchschwärmen selbst Chorâsân und haben die ursprüngliche érânische Bevölkerung in die Städte zurückgedrängt. Nischapur, Tus, Serakhs, Merv sind jetzt sprachliche Oasen in den von türkischen Nomaden besetzten Ländereien. Dafs dieses Verhältnifs früher ein anderes war, haben wir durch den Nachweis darzuthun gesucht, dafs das Avesta bis nach Sogd hinauf nur gesegnete Orte, welche der Schöpfung Ormazds angehören, erwähnt, und solche Orte können nur érânische sein. Wir besitzen aber auch über die Sprache dieser Gegenden noch andere unwiderlegliche Zeugnisse aus älterer Zeit. So sagt uns Strabo (XV, 2, 8) ausdrücklich, dafs die Meder, Baktrer und Sogdianer bis auf Kleinigkeiten dieselbe Sprache sprechen; an einer anderen Stelle wird diefs auch von den Karamaniern erzählt. Einer Beimischung fremder Elemente wird weder an jener Stelle, noch sonst wo gedacht. Zu demselben Resultate führen Untersuchungen über die Sprachen des Avesta. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs die beiden Dialekte, in denen dieses Buch abgefafst ist, dem östlichen Erân angehören; es ist ziemlich allgemein angenommen, dafs derjenige Dialekt, in welchem die meisten Bruchstücke abgefafst sind, der Umgegend von Baktra angehören möge — man hat ihn daher den altbaktrischen genannt. Nicht ohne Grund hat man auch vermuthet, dafs der zweite Dialekt, der etwas härter und alterthümlicher ist und in dem uns nur einige Lieder erhalten sind, in den Thälern Sogdiana's seine Heimath gehabt haben möge. Dafs nun dieses Volk ein sehr lebenskräftiges und widerstandsfähiges war, davon giebt, wie ich glaube, die Geschichte desselben einen genügenden Beweis. Wenn man die Vereinzelung der Stämme und die schwachen Regierungen auf der einen Seite und

das zu manchen Zeiten gewaltige Drängen der turânischen Horden auf der anderen Seite bedenkt, da wird man es nicht wunderbar finden, dafs die Erânier Einiges von ihrem früheren Gebiete eingebüfst, wohl aber, dafs sie nicht mehr verloren haben. Selbst heute noch würde wohl eine starke, einheitliche Regierung, welche auf die érânische Nationalität gebührende Rücksicht nähme, diese fremden Stämme theils vertreiben, theils mit den Erâniern verschmelzen können, ohne dafs die Nationalität der letzteren darunter leiden würde, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des nördlichen Aderbeidschan. Ein Ueberblick über die Geschichte dieser Provinzen, soweit wir dieselbe verfolgen können, wird diese Behauptung beweisen.

Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dafs während der Herrschaft der Achämeniden die ostérânischen Völker stark genug waren, entweder das Eindringen turânischer Völkerschaften gänzlich zu verhindern, oder doch die Eindringlinge sich dienstbar zu machen. Die Kraft des ganzen Reiches stand ihnen wenigstens unter den bedeutenderen Herrschern zur Seite; wir wissen, dafs sowohl Kyrus als Darius lange Kriege gegen jene nördlichen Völker führten. Dafür scheinen sich auch die Völkerstämme Ostérâns im Ganzen viel treuer bewährt zu haben, als die Stämme des Westens. Selbst in der grofsen Inschrift des Darius ist nur wenig von ihnen die Rede. Wir finden aber die vier oben (cf. p. 128) genannten Provinzen schon alle in den Inschriften des Darius, auch die Drangianer (Zaraka oder Zaranka); dadurch wird die Behauptung Späterer wiederlegt (cf. Arrian Anab. 3, 21. Strabo XI, p. 516), als sei Drangiana früher keine Provinz gewesen. Zwar wird die Empörung eines gewissen Frâda gemeldet, der sich in Margiana zum König aufwerfen wollte, aber dieser Aufstand wurde bald und, wie es scheint, ohne sonderliche Mühe gedämpft. Ein Aufstand in Arachosien, der auch noch erwähnt wird, war gar nicht selbständig unternommen, sondern nur die Fortsetzung eines verunglückten Aufstandes in der Persis. Die Empörungen, welche in der Persis, Susiana, Medien, Babylon und Armenien gemeldet werden, sind viel zahlreicher und auch ernsthafter. So wird auch unter den Achämeniden der späteren Zeit keine nennenswerthe Empörung der östlichen Provinzen angeführt, als die unter dem

Satrapen Artabanus zur Zeit des Artaxerxes I., und hierbei würde erst noch zu ermitteln sein, wie weit das ostérânische Volk selbst betheiligt war, und wie weit der Satrape den Krieg mit Miethstruppen führen konnte. Aus dieser spärlichen Erwähnung von Aufständen im Osten des Achämenidenreiches folgt freilich noch nicht geradezu, dafs es dort überhaupt keine gab; es lagen eben, wie bereits gesagt, jene Verhältnisse den griechischen Berichterstattern ferne und schienen ihnen wohl auch unwichtig. Doch darf nicht übersehen werden, dafs auch die ostérânische Sage die Treue der Vasallen im Osten auf das nachdrücklichste betont. Rustem, der gewaltigste Held dieser Sage, ist in Sedschestân zu Hause und ist an Kraft und Tapferkeit den meisten Grofskönigen weit überlegen, als deren Hort er in allen Gefahren gilt. Obwohl von diesen oft hart angelassen und zuweilen selbst rücksichtslos behandelt, bleibt er ihnen doch unerschütterlich treu. Es läfst sich diese Treue auch daher erklären, dafs die persischen Grofskönige ihren Vasallen im Osten mehr freie Hand liefsen, als denen in den ihnen näher liegenden westlichen Provinzen. Schon zu Kyrus Zeit erhielten die Ariaspen, ein Stamm, der im südlichen Drangiana wohnte, den Namen „Wohlthäter" (*Hverezyaghô, Οροσάγγαι* cf. Herod. VIII, 85), weil sie ihn, bei seinem Zuge durch die Karamanische Wüste, vom Hungertode gerettet hatten (Arrian An. 3, 27. Curt. 7, 3. 1.). Näher treten uns die Provinzen des Ostens, namentlich Baktrien und Sogdiana, durch den Zug Alexanders des Grofsen. Aber wir sind doch über die Verhältnisse jener Zeit zu wenig unterrichtet, um den Stand der Dinge klar überschauen zu können. Zu den beiden von jeher in Erân wirkenden Factoren, deren Interesse oft ein entgegengesetztes war, den einzelnen Stämmen und dem Grofskönige, kam nun ein dritter, die Satrapen. Der Wunsch der Mehrzahl der Stämme war: unter ihren eigenen Häuptlingen und in ihrem eigenen Gebiete frei und ungehindert schalten zu können, ohne irgendwie von aufsenher Befehle zu empfangen. Das Interesse des Grofskönigs und der Satrapen ging ursprünglich zusammen. Der Grofskönig wünschte seine Herrschaft möglichst weit ausgedehnt zu sehen, von möglichst vielen Stämmen Huldigung und Steuern zu erhalten. Je mehr Völker ihm unterthan waren, desto mehr Sa-

trapieen hatte er zu vergeben, und diese erhielten in gröfster Anzahl die Genossen seines Stammes; daher waren geborene Perser als Satrapen durch die ganze Monarchie zerstreut. Die Stellung eines Satrapen war aber eine so mächtige, dafs sie viele derselben reizte, noch einen Schritt vorwärts zu gehen und auch den letzten Rest der Abhängigkeit noch abzuschütteln. Daher waren die Perserkönige fast immer im Kampfe mit ihren Satrapen, die doch der Natur der Sache nach ihre treuesten Diener hätten sein sollen. Das Benehmen der Satrapen, wie der Völkerstämme, den Ereignissen im Kampfe der Perser und Macedonier gegenüber, wird wahrscheinlich anfangs ein blofs zuwartendes gewesen sein; man hegte geheime Hoffnungen und wollte zusehen, ob der Gang der Dinge ihre Erfüllung gestatten werde. Nachdem aber der letzte Achämenide Schlacht um Schlacht verloren, nachdem er selbst aus seinem Heimathlande vertrieben war, da stellten sich die Sachen wieder anders. Die Völkerstämme mochten hoffen, sich freier und unabhängiger zu befinden, wenn sie den entfernter wohnenden Macedoniern, als wenn sie den Persern gehorchten. Die Satrapen aber mufsten sich zumeist sagen, dafs sie sich auf die Länge kaum in ihren Provinzen halten würden, wenn sie sich nicht auf ihren Stamm, die Perser, stützen konnten. Die Satrapen sind also wohl geneigt gewesen, die Sache der Achämeniden zu stützen; man konnte aber natürlich zweifelhaft sein, auf welche Weise diefs am besten geschehen könnte. Eine Partei am Hofe des fliehenden Darius scheint der Ansicht gewesen zu sein, der Hauptgrund der Niederlagen sei die Person des Königs, und ein Thronwechsel könne der sinkenden Sache am besten aufhelfen. An der Spitze dieser Partei stand Bessus, der Mörder des Darius. Er wollte offenbar als Nachfolger des Darius gelten und die Gesammtmonarchie aufrecht erhalten, darum nahm er nach seiner Thronbesteigung den Namen Artaxerxes an. Bessus war ein Perser von Geburt, ein naher Verwandter des von ihm ermordeten Königs. Es zeigte sich indefs bald, dafs auch die geschickteste Hand nicht im Stande war, das verlorene Reich zu retten. Die Achämeniden hatten es unterlassen, die Völker durch ein engeres Band mit sich und ihrem Stammland zu verbinden; bei den wiederholten Niederlagen und Rückzügen wurden die einzelnen

Stämme immer geneigter, die günstige Gelegenheit zu ergreifen und das verhafste Joch abzuschütteln. Alexanders wohlberechnete Politik, alle die Satrapen in ihrem District zu belassen, welche sich ihm freiwillig unterwarfen, bewog viele, zu ihm überzugehen. Aus allen diesen Gründen war die Hülfe, welche Bessus in Ostérân fand, nicht sehr energisch, und auf die Hülfe dieser Stämme mufste doch hauptsächlich gerechnet werden, denn die Persis war erschöpft und noch dazu von feindlichen Truppen besetzt. Als nun vollends Alexander dem fliehenden Bessus nach Ostérân nachsetzte, da überwog das Stammesinteresse völlig, und Spitamenes, der Fürst von Sogdiana, fand es für gut, ihn an Alexander auszuliefern. Alexander liefs den Bessus vollkommen nach persischer Art richten, es traf ihn dieselbe Strafe, welche das érânische Herkommen für die Hochverräther festgesetzt hatte und die wir auch den Darius über seine Feinde verhängen sehen. Es wurden ihm Nase und Ohren abgeschnitten und er darauf nach Ekbatana zur Hinrichtung abgeführt. Auch dieser letzte Punkt ist nicht unklar: da die Sitte wollte, dafs der Hochverräther in der Hauptstadt der Provinz hingerichtet werden sollte, wo er seine Empörung begonnen hatte, so wurde er nach Medien geführt, weil dort seine bösen Gesinnungen zuerst hervorgetreten waren. Während nun aber Spitamenes so bereitwillig den Mörder des Darius ausgeliefert und sich selbst unterworfen hatte, sehen wir ihn wider Erwarten in den zunächst folgenden Jahren an der Spitze eines äufserst hartnäckigen Kampfes gegen seinen bereits anerkannten Oberherrn. Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruches scheint mir leicht. Die Ostérânier und Spitamenes mit ihnen hatten ohne Zweifel gehofft, der macedonische Oberherr werde sich mit ihrer Unterwerfung begnügen und dann so bald als möglich in sein entferntes Vaterland zurückkehren. Es war klar, dafs Alexander, wenn er nur einmal zurückgekehrt war, nicht wegen jeder Kleinigkeit einen neuen Kriegszug in diese entfernten Länder unternehmen konnte, und so durfte man hoffen, unter der neuen Herrschaft unabhängiger zu sein, als unter der alten. Nun verzögerte sich schon die Abreise Alexanders ungewöhnlich lange, noch unangenehmer aber mufste es die ostérânischen Fürsten überraschen, dafs Alexander überall im Osten Städte gründete und griechische

Colonieen ansiedelte, kurz, es offenbar darauf absah, eine dauernde Verbindung zwischen den einzelnen Landestheilen herzustellen. Solch eine Maſsregel war bisher unerhört gewesen, und es war dem sogdianischen Häuptlinge von seinem Standpunkt aus nicht zu verargen, wenn er sich mit allen Kräften dagegen sträubte. Daſs Spitamenes von seinen Unterthanen kräftig unterstützt wurde, ist nicht wunderbar, denn die Interessen derselben waren groſsentheils dio nämlichen. Der Aufstand blieb, zum Glück für Alexander, auf Sogdiana beschränkt; in den übrigen ostérânischen Provinzen wird zwar die Lust nicht gemangelt haben, dem Beispiel zu folgen, aber es kamen immer nur vereinzelte Ausbrüche vor, deren Alexander leicht wieder Herr wurde, wie sich denn überhaupt der Mangel an einmüthigem Handeln der éränischen Stämme recht deutlich zeigt. Nach schweren Kämpfen bewältigte Alexander anch den Aufstand in Sogdiana und gründete gerade dort zahlreiche Colonieen. Welch einen nachhaltigen Einfluſs diese Colonieen ausgeübt haben würden, wäre es Alexandern vergönnt gewesen, während eines langen Lebens seine Pläne, die er kaum ins Werk gesetzt hatte, dauernd zn verfolgen, kann man am besten daraus schlieſsen, daſs selbst so entfernte Colonieen wie die ostérânischen, welche doch wohl am frühesten dem Mutterlande entfremdet wurden, Jahrhunderte lang dauernd in die Geschicke Ostérâns eingreifen konnten.

Obwohl das mächtige Reich der Parther schon sehr bald nach Alexanders Tode und in der nächsten Nähe Ostérâns entstand, so scheinen doch die Ereignisse des Westens und Nordens zu allon Zeiten die Aufmerksamkeit der parthischen Herrscher so überwiegend gefesselt zu haben, daſs die östlichen Stämme groſsentheils auf sich angewiesen bliebon. Die acht oder, nach Anderen, zehn Städte, welche Alexander in Baktrien und Sogdiana gegründet hatte, bildeten dort die äuſserste Vormauer des Hellenismus gegen Erânier und Turânier. Die Macht und der nationale Geist der Erânier waren durch Alexanders Siege auf lange gebrochen, und selbst hier im fernen Osten waren die griechischen Colonisten die unbestrittenen politischen Herrscher. Als das Reich Alexanders unter seine Feldherren vertheilt wurde, da fielen anfangs diese Provinzen dem Seleucidenreiche zu, aber noch

vor dem Abfalle der Parther benutzten die Satrapen Ostérâns die günstige Gelegenheit, ihr Verhältnifs zu den Seleuciden zu lösen und eigene Reiche zu begründen. Von diesen hatte das baktrische Königreich die längste Dauer. Seine Geschichte ist vielleicht nie von Griechen beschrieben worden; die gelegentliche Aufmerksamkeit, welche die Geschichtschreiber der Parther diesen Angelegenheiten widmeten, kommt uns nicht mehr zu gute, weil diese Schriftsteller bis auf wenige Notizen verloren sind. Durch die Entdeckung von Münzen dieser ostérânischen Könige, welche sich noch in grofser Anzahl in jenen Ländern finden, die sie beherrscht haben, ist es nichtsdestoweniger gelungen, wenn auch nicht eine Geschichte des baktrisch-griechischen Königreichs, doch wenigstens einen Abrifs derselben herzustellen. Es ist diefs einer der schönsten Triumphe, welche die Numismatik in unseren Tagen errungen hat, ein schlagendes Beispiel, wie bedeutendes oft durch die richtige Benutzung kleiner Mittel erreicht werden kann. Der griechische Satrap, der zuerst den Seleuciden den Gehorsam aufkündigte, hiefs Diodotus [1]). Das Jahr seines Abfalles läfst sich nicht mehr mit Bestimmtheit angeben, doch mufs er vor dem Jahre 250 v. Chr. stattgefunden haben, denn in diesem Jahre empörten sich die Parther. Diodotus soll seine Macht so vergröfsert haben, dafs Arsakes, der Stifter der Partherdynastie, sich vor ihm flüchten mufste. Ueberhaupt scheint er den Parthern nicht günstig gewesen zu sein, denn gegen sie verbündete er sich sogar mit Seleukus Kallinikus, als dieser seinen Zug in das obere Asien unternahm. Als aber Diodotus um diese Zeit starb, da änderte sein Sohn, der gleichfalls den Namen Diodotus führte, seine Politik und verbündete sich mit den Parthern. Er wird also wohl auch die Früchte des Sieges getheilt haben, den die Parther über den Seleukus errangen. In den nächsten Zeiten scheint das griechisch-baktrische Reich bei den Nachkommen des Diodotus geblieben zu sein, wenn auch nicht unbestritten und ungetheilt. Es tauchen nämlich auch Münzen auf, die aus numismatischen Gründen in diese Zeit gesetzt werden müssen, und die

[1]) Cf. Wilson, Ariana antiqna p. 215 flg. Lassen, Ind. Alterthumskunde II, 277 flg.

uns nur Griechen als Herren in diesen Gegenden nennen. Hieraus erhellt, dafs diese einzelne Theile des baktrischen Königreiches an sich gerissen haben mufsten, in denen sie mehr oder weniger unabhängig schalteten. Aber zur Zeit, als Antiochus der Grofse seinen Feldzug nach Ostérân unternahm, finden wir den Euthydemus auf dem baktrischen Throne, von dem wir wissen, dafs er vorher Satrap einer anderen östlichen Provinz, wahrscheinlich Sogdiana's, gewesen war. Offenbar hatte derselbe den Nachkommen des Diodotus die Provinz Baktrien abgenommen, wie er diefs auch gegen den Antiochus zu seiner Entschuldigung geradezu aussprach, dafs er ja nicht den Seleuciden Baktrien entrisson habe, sondern nur den Nachkommen dos Empörers, nachdem es schon längst abgefallen gewesen. Als Antiochus seinen berühmten Zug antrat, mufs sich Euthydemus im Besitze seiner Macht ziemlich sicher gefühlt haben, denn im Vertrauen auf diese und die Tapferkeit der Parther, welche den ersten Anprall auszuhalten hatten, leistete er offenen Widerstand. Selbst nachdem sich die Gegenwehr der Parther nicht nur fruchtlos erwiesen, sondern diese sogar zu einem Bündnisse mit Antiochus sich entschlossen hatten, glaubte Euthydemus immer noch mächtig genug zu sein, um sein Schicksal dem Kriegsglück anvertrauen zu können, und erst nachdem sein Heer den Uebergang über den Flufs von Herât nicht hindern konnte, entschlofs er sich durch Unterhandlungen das Schlimmste zu verhüten. Diese Unterhandlungen leitete sein noch junger Sohn Demetrius, und führte sie mit grofser Geschicklichkeit zu einem günstigen Ende; sie lassen uns einen Blick in die Verhältnisse Ostérâns in jener Zeit thun. Euthydemus wünschte in seiner Herrschaft belassen zu werden, und darum suchte er dem Antiochus die Wichtigkeit seiner Stellung für die Interessen der Seleuciden möglichst anschaulich zu machen. Zu dem Ende wies er auf die Wichtigkeit Baktriens hin als einer Vormauer gegen die plünderungssüchtigen Barbaren des Nordens, welche ohne Zweifel, wie er richtig bemerkte, in Erân einfallen und alles in die Barbarei zurückwerfen würden, wenn sie nicht in Baktrien einen starken Widerstand fänden. Da Antiochus durch die Verhältnisse gezwungen war, seine Angelegenheiten in diesen fernen Gegenden bald zu ordnen, so begnügte

er sich mit der Unterwerfung des Euthydemus und beliefs ihn in der Herrschaft. Baktrien war um diese Zeit so ausgedehnt, dafs es in mehrere Satrapieen getheilt war; als solche werden Sogdiana und die turânische Provinz erwähnt. Dem Euthydemus folgte sein Sohn Demetrius, über dessen Regierung die allzu kargen Quellen uns in kaum zu lösende Widersprüche verwickeln. Er scheint nämlich ein mächtiger König gewesen zu sein, der seine Macht sogar bis nach Indien ausdehnte. Auf der anderen Seite scheint es aber auch wieder, dafs er das Reich an einen anderen griechischen Emporkömmling, den Eukratides, verlor. Wie dem auch sei und wie man sich auch die Vorgänge dieser Zeit im Einzelnen denken mag — so viel steht fest, dafs Eukratides der Nachfolger des Demetrius in Baktrien war. Er scheint sich die Herrschaft nur nach langen Kämpfen errungen und nicht sehr lange besessen zu haben. Nach seinem Tode zerfiel, wie es scheint, das ausgebreitete Reich in mehrere Theile. Wenigstens wird man zu dieser Annahme gedrängt, um die Menge von Königsnamen zu erklären, welche auf Münzen vorkommen, die alle so ziemlich in dieselbe Zeit gesetzt werden müssen, wie diefs die Prägung erweist.

Dieselben Münzen, denen wir den gröfsten Theil der Aufklärungen über die politischen Verhältnisse des griechisch-baktrischen Reiches verdanken, geben uns auch einige Fingerzeige über die innere Geschichte des Reiches. Es scheint, dafs in der ersten Zeit die hellenischen und érânischen Elemente sich ziemlich schroff sonderten. Die Münzen der ersten griechisch-baktrischen Könige sind rein griechisch, sowohl was die Embleme als auch was die Sprache der Legenden betrifft; sie gehören zu den schönsten griechischen Münzdenkmalen. So bleibt so ziemlich der Zustand der Dinge bis auf Eukratides. Auf den Münzen dieses Königs finden wir aber nicht mehr die griechischen Legenden allein, es erscheinen daneben auch solche in orientalischer Sprache und Schrift. Es scheinen auch die ersten Könige, welche diesen Gebrauch einführten, nur ungern der Nothwendigkeit nachgegeben zu haben, denn es zeigt sich die einheimische Schrift zuerst nur auf Kupfermünzen, und nur allmählich dehnt sich die Anwendung auch auf andere Münzsorten aus. Nicht minder auffallend und wichtig ist

es auch, daſs diese einheimischen Münzlegenden nicht in einer êrânischen, sondern in einer indischen Sprache und Schrift abgefaſst sind. Die Sprachgränze des indischen und êrânischen Volkes ist allerdings nicht sehr weit von Baktrien entfernt, und die meisten baktrischen Könige mögen auch von Indern bewohnte Gebiete besessen haben. Allein daraus läſst sich dieser Gebrauch deſswegen nicht genügend erklären, weil wir auch parthische Münzen mit derselben indischen Sprache und Schrift besitzen. Die Sache scheint also nicht sowohl in politischen als in culturhistorischen Verhältnissen ihre Erklärung zu finden, auf welche wir später zu sprechen kommen. Als den Zerstörer des griechisch-baktrischen Reiches dürfen wir wohl den parthischen König Mithradates I. ansehen. Von ihm wird bezeugt, daſs er seine Herrschaft bis zum indischen Kaukasus ausgedehnt hatte, folglich umfaſste dieselbe auch Baktrien. Die andere Angabe, daſs Baktrien durch die Scythen gefallen sei, ist wohl ungenau ausgedrückt, denn es ist gewiſs, daſs unter der Regierung des Mithradates es den Scythen noch nicht gelungen war, gegen Süden vorzudringen.

Das Ereigniſs jedoch, welches schon Euthydemus gefürchtet hatte, lieſs nicht mehr lange auf sich warten. Dreizehn Jahre nachdem das baktrische Königreich von den Parthern besetzt worden war, fiel dasselbe bereits in die Hand der Scythen. Wir dürfen nämlich die parthische Eroberung etwa in das Jahr 139 v. Chr. Geburt setzen. In den Jahren 128 und 127 aber erschienen plötzlich Schwärme von turânischen Völkern am Jaxartes, den sie überschritten, um sich nach Sogdiana zu ergieſsen, und im Jahr 126 v. Chr. war das ganze baktrische Königreich von ihnen überschwemmt. Die westlichen Geschichtschreiber wissen von diesem folgenschweren Ereigniſs wenig zu erzählen, einige Zeilen bei Strabo und Justin sind alles, was uns davon übrig geblieben ist. Um so erfreulicher ist es aber, daſs die Nachrichten der Chinesen uns diese Lücke in unseren Kenntnissen ergänzen helfen. Im 3ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, so erzählen sie, wohnte im Nordosten von China ein groſses Volk, das sich Yuei-tschi oder auch Yue-tschi nannte, und dessen Name selbst zuweilen Yue-ti ausgesprochen wird. Dieses Volk wohnte

schon lange daselbst und scheint aus dem Westen oder Südwesten gekommen zu sein, denn die Sprache desselben scheint der tibetanischen nahe gestanden zu haben. Am Anfange des 2ten Jahrhunderts v. Chr. waren die Hiung-nu das mächtigste Volk in der Hochebene nördlich von China. Die Hiung-nu griffen die Yuetschi an und vertrieben sie aus ihren Wohnsitzen; ein Theil derselben zog südlich in die Gegend der Quellen des Hoangho, der gröſsere Theil aber wandte sich gegen Nordosten; die nach Süden ziehende Abtheilung erhielt bei den Chinesen den Namen der kleinen Yue-tschi, die nach Nordosten ziehende dagegen hieſsen die groſsen Yue-tschi. Diese letzteren kamen nun nach der heutigen Dsungarei, wo sie auf ein Volk stieſsen, welches Szu oder Sze genannt wird, sie warfen sich auf dasselbe und zwangen es, nach dem benachbarten Ili auszuwandern, während sie dessen frühere Wohnsitze einnahmen. Allein die Ruhe war hiermit noch nicht hergestellt. Ein anderes Volk, die Hieu-siun oder, wie sie später genannt werden, die Usun, kam bald nach ihnen, gleichfalls von den Hiung-nu vertrieben, in jener Gegend an und zwang sie, ihm das Feld zu räumen. Diese Wanderungen fallen in die Jahre 160—128 v. Chr., und sie waren der Grund, daſs die Yue-tschi sammt den Sze plötzlich über den Jaxartes setzten und in Sogdiana und Baktrien ihre Wohnsitze nahmen. Bald verbreiteten sie sich auch nach Arachosien und Drangiana; von ihnen erhielten jene Gegenden den Namen Sakastene, woraus das moderne Sedschestân oder Seïstân entstanden ist. Auch gegen Osten bis nach Indien hinein verbreiteten sich diese turânischen Völker, doch gehört dieser Theil ihrer Geschichte nicht hieher. Es waren diese nördlichen Völker vollkommen roh und ungebildet, dafür nahmen sie aber auch die Bildung, welche die unterworfene Bevölkerung ihres neuen Vaterlandes besaſs, völlig an. Wir haben Münzen von vielen dieser turânischen Könige, anfangs noch in griechischer Sprache und Schrift, aber mit vielen Barbarismen untermischt; bald aber erscheint eine eigenthümliche Sprache in griechischer Schrift. Die Namen dieser Könige, wie Mayes, Azes, Azilises u. s. w. sind für uns leider nur leere Klänge, da wir keine weiteren Nachrichten über sie besitzen. Die Ordnung, in der sie einander folgen, sowie die Ausdehnung des

Reiches, das sie besessen haben, lassen sich natürlich nur vermuthungsweise bestimmen; wir können uns hier nur an das Allgemeinste halten. Es scheint sicher, dafs die scythische Herrschaft sich im Osten am längsten hielt, und dafs sie des westlichen Theils ihrer Eroberungen bald durch die aufstrebenden Parther wieder beraubt wurde. Wir finden gleichzeitig mit scythischen auch parthische Herrscher mit nicht unbedeutenden Gebieten, diese müssen daher bald Arachosien und Drangiana wieder erobert haben, nnd wird mithin das scythische Reich längere Zeit auf Baktrien beschränkt gewesen sein. So wichtig nun auoh der Einflufs dieser griechischen und scythischen Ansiedlung für die osteránischen Länder in culturhistorischer Beziehung gewesen ist, so hat er doch auf die politische Gestaltung des Landes dauernd nicht eingewirkt. Die Masse dieser eingewanderten Griechen nnd Scythen ist mit dem einheimischen Volke verschmolzen, ohne Spuren ihres Daseins zu hinterlassen. Daran mag nun zum Theil die Schuld tragen, dafs diese griechischen und scythischen Colonisten den Eråniern gegenüber in der Minderzahl waren, zum Theil werden auch andere Verhältnisse diese Verschmelzung befördert haben. Bei der strengen Stammverfassung, welche die kriegerischen, in den gebirgigen Theilen des Landes wohnenden Stämme bei sich eingeführt hatten, war eine Verschmelzung mit diesen gewifs äufserst erschwert. Der Theil der Einwanderer, der sich dem Kriegerstande widmete, wird gewifs bei den unaufhörlichen Fehden sich rasch erschöpft haben, wenn er nicht immerwährenden Zuzug aus seiner Heimath erhielt. Der andere Theil der eingewanderten Bevölkerung, der sich den friedlichen Beschäftigungen, den Handwerken und dem Ackerbaue ergab, wird seine Wohnsitze zumeist in den Städten oder doch in der Nähe derselben und zwar in den ebenen Theilen des Landes gesucht haben. In solchen Gegenden waren wohl die Stammesverhältnisse sehr erschlafft oder ganz verschwunden, und hier mufste eine Verschmelzung mit der Bevölkerung in wenigen Menschenaltern vor sich gehen. So verschwinden denn Griechen und Scythen bald wieder aus der Geschichte Osteråns. Die letzteren mögen noch unter den Sasaniden einige Bedeutung gehabt haben, so lange die Hephthaliten oder weifsen Hunnen im Norden Eråns ein mächti-

ges Reich bildeten, denn es ist erwiesen, daſs diese zu den Yuetschi gehörten. Mit diesem Reiche schwinden auch die letzten Spuren des scythischen Einfalles aus der Geschichte. Das Andenken an den Zug Alexanders und seine Niederlassungen hat sich wenigstens in soweit erhalten, daſs noch heute die Fürsten der Tadschiks in Badakhschan und Wakhan ihren Ursprung auf Alexander zurückzuführen suchen.

Aus dem Gesagten geht nun hervor, daſs die Ostérânier in politischer Beziehung eine zwar nicht unwichtige, aber im Allgemeinen nicht so hervorragende Rolle spielten als die westlichen Provinzen. Ihre Hauptaufgabe war es, die Gränzen Erâns gegen die Barbaren des Nordens zu schützen, und diese Aufgabe war ebenso wichtig und kaum minder schwierig als die Vertheidigung des Reiches gegen die Völker des Westens. Mit Recht aber hat Herr v. Khanikof [1]) die hohe Bedeutung hervorgehoben, welche namentlich Sedschestân in der politischen Geschichte Erâns spielt. Man kann mit Recht sagen, daſs der érânische Patriotismus dort seinen Sitz hat. Zu allen Zeiten suchen die érânischen Herrscher, wenn sie ihre Sachen im Westen schon verloren geben muſsten, hier im patriotischen Osten einen neuen Stützpunkt zu gewinnen, so der letzte Darius und später auch Jesdedschirt, der letzte Sasanide. Auch die érânische Sage läſst den Yima, nachdem er dem bösen Dahâk weichen muſste, gen Osten fliehen und dort noch hundert Jahre in der Verborgenheit leben. Der Adel Sedschestâns, die Kaïaniden, leiten sich noch heute von Yima und einer Königstochter von Sabulistân ab, und ihre vermeintlichen fabelhaften Vorfahren, wie Çâm, Zâl und Rostem, waren nicht blos durch ihre Tapferkeit, sondern auch durch ihre Abstammung die nächsten nach dem Könige. — Wie die nationalen Regierungen hier im Osten ihre letzte Zuflucht fanden, so pflegten auch die neuen nationalen Erhebungen von hier auszugehen. So schon die Bewegung, welche die Sasaniden auf den Thron Erâns erhob, später, als die Herrschaft der Chalifen zu wanken begann, waren es hier die Soffariden, welche zuerst das nationale Banner wieder entfalteten. Bis in die neueste Zeit stehen die Einwohner

[1]) Mémoire p. 158.

dieses Landes unter der Herrschaft eines ihrer Adeligen, der Kaïaniden; es war Sitte, dafs sich immer bei dem Abgange eines Häuptlings der Aelteste des Stammes an den königlichen Hof begab, um seine Huldigung darzubringen, von da kehrte er gewöhnlich mit einem Ehrenkleide oder einem goldenen Harnische beschenkt zurück. Die Bedeutung des westlichen Erân steht aber ungemein zurück gegen den Osten, wenn man die culturhistorischen Verhältnisse betrachtet, und es scheint nach den freilich sehr geringen Hülfsmitteln, die wir zur Entscheidung der Frage besitzen, dafs der Osten der Gesetzgeber des Westens gewesen sei. So ist es wenigstens bestimmt in der Zeit der Sasaniden, denn es kann keinem Zweifel unterworfen sein, dafs das Avesta von dieser Zeit an in ganz Erân mafsgebend war, bis seine Lehren durch den Islam verdrängt wurden. Man kann es für bewiesen ansehen, dafs das Avesta in Ostérân entstanden ist; wenngleich die bestimmte Tradition der Parsen den Geburtsort ihres Religionsstifters nach dem Westen versetzt, so lassen sie ihn doch nach Baktra wandern und am Hofe eines dortigen Königs seine Lehre verkünden. Das Avesta kennt nicht ganz Erân, der westlichste Punkt, der erwähnt wird, ist Ragha oder Rai; von so ruhmreichen Stämmen, wie die Meder und die Perser, ist gar nie die Rede; dagegen ist das Buch mit den bedeutenderen Ortschaften des Ostens ganz vertraut und nennt sie alle von Sedschestân an bis nach Sogdiana hinauf. Baktrien, Sogdiana und Margiana gelten für die orthodoxesten Gegenden. Die Seen Frazdânva und Kańçu sollen beide in Sedschestân liegen [1]), in dem letzten ist der Samen Zarathustras aufbewahrt, aus dem künftighin Çaoshyańç, der Retter der Welt und Bewirker der Auferstehung, hervorgehen wird. Es wäre nun zu viel behauptet, wenn man annehmen wollte, alle im Avesta vorgetragenen Lehren seien nur von Ostérân ausgegangen, und wir haben schon früher auf einige Gottheiten hingewiesen, die im Westen schon bald hoch verehrt waren und deren Stellung dort eine bevorzugtere war, als sie im

[1]) Cf. Bundehesch c. 13, 22. Die Notizen dieses Buches sind nicht ganz klar. Am liebsten würde ich Kańçu für den Hâmunsee halten, da er nach Yt. 19, 66 mit dem Haetumat verbunden ist. Nach dem Bundehesch ist aber das Wasser des Kańçu salzig, was beim Hâmun nicht der Fall ist.

Avesta ist. Liest man die Keilinschriften oder auch die Berichte der Alten über die persische Religion unter den Achämeniden, so findet man der Anklänge an das Avesta so viele, dafs man leicht sieht, die religiösen Zustände können damals nicht viel von denen verschieden gewesen sein, welche das Avesta vorschreibt. Gleichwohl giebt es einige wenige Punkte, die gegen eine völlige Gleichheit sprechen und die man, wie ich glaube, nicht übersehen darf. Die Inschriften des Darius unterscheiden deutlich Clangötter von den allgemein verehrten Gottheiten, und auch die Alten erwähnen den Unterschied zwischen väterlichen und königlichen Göttern. Dieser Unterschied kann aber kaum ein anderer gewesen sein, als dafs die allgemein verehrten Gottheiten als die Beschützer des ganzen érânischen Volkes, dagegen die Clangötter als besondere Beschützer des persischen Stammes oder vielleicht selbst nur der königlichen Familie gedacht wurden. Es ist kaum denkbar, dafs nur der Clan der Achämeniden seine besonderen Gottheiten gehabt haben solle; wir werden mit Zuversicht annehmen dürfen, dafs jeder bedeutendere Stamm, jede bedeutendere Familie durch ganz Erân neben den Landesgottheiten ihre besonderen Schutzgottheiten werden gehabt haben. Eine solche Unterscheidung tritt aber im Avesta nirgends hervor, alle Gottheiten wollen von allen verehrt werden. Weiter wird uns von den westérânischen Stämmen mit Bestimmtheit berichtet, dafs sie ihre Todten begruben, und nur die Leichen der Magier den Hunden vorgeworfen wurden, während das Avesta den letzteren Gebrauch gleichmäfsig auf alle Gläubigen ausdehnt. Die Griechen berichten von Menschenopfern, von grausamen Strafen, welche die Perserkönige verhängten, in einer Weise, wie sie den Vorschriften des Avesta geradezu zuwider laufen. Rechnen wir hierzu noch, dafs das Avesta nicht einmal in dem kleinen Gebiete, welches es erwähnt, lauter Gläubige kennt, so wird der Zweifel mindestens berechtigt sein, ob in so alter Zeit das ostérânische Religionsbuch schon allgemein anerkannt war. Aus der Art und Weise, wie die Ketzereien im Avesta beschrieben werden, läfst sich vermuthen, dafs dieselben weniger in der Götterlehre, als in den Sitten und Gebräuchen gelegen waren. An mehreren Stellen wird gesagt, dafs auch die Andersgläubigen die érâni-

schen Gottheiten verehren, wenn auch natürlich diese ihr Opfer nicht günstig aufnehmen. Dagegen werden Gebräuche, wie Todtenbegrabung, Todtenverbrennung u. s. w. als die hauptsächlichsten Abweichungen erwähnt.

Wir wollen hier die Gründe nicht wiederholen, welche für die Annahme sprechen, daſs die Redaction des Avesta in die Zeit der Partherherrschaft zu setzen sei, da wir dieselben schon früher ausführlich mitgetheilt haben. Es legt aber ein günstiges Zeugniſs für den Bildungsgrad Ostérâns ab, daſs es eine solche Religion, wie die des Avesta ist, annehmen, zum Theil selbst hervorbringen konnte. Wenn Onesikrit, einer der Begleiter Alexanders, die groſse Rohheit der Völker Baktriens und Sogdianas hervorhebt, so können wir diese Schilderung höchstens für die wenig fruchtbaren Theile dieser Länder als richtig zugeben, nicht aber für den angebauten und sogar mit Städten versehenen. Ein gewisser Grad von Bildung muſs in Orten wie Baktra schon sehr bald geherrscht haben, wenn es auch wohl übertrieben ist, dort Gelehrtenschulen und förmliche gelehrte Erziehung vorauszusetzen. Die Religion des Avesta gehört ohne Widerrede zu den consequentesten und durchdachtesten des ganzen Alterthums. In ihr tritt uns ein strenger Dualismus entgegen, eine Scheidung zwischen Licht und Finsterniſs, zwischen Gut und Böse. Alles, was da ist, muſs sich auf eines dieser beiden Principien zurückführen lassen, und dieser Dualismus wird nun bis ins Einzelnste durchgeführt. In den Keilinschriften tritt uns diese strenge Scheidung noch nicht in deutlichen Spuren entgegen, es ist jedoch miſslich, aus dem bloſsen Stillschweigen zu schlieſsen, daſs dieser Gegensatz noch nicht vorhanden gewesen sei, da unsere Hülfsquellen für jene alte Zeit so äuſserst spärlich sind, und dazu noch das Vorhandensein desselben einige Jahrhunderte später von den Griechen bezeugt wird. Daſs dieser starre Gegensatz in der Religion durch die Natur des Landes, dem sie angehörte, hervorgerufen war, ist schon oftmals und nicht ohne Grund behauptet worden. Dicht neben den fruchtbarsten und lieblichsten Gegenden, welche alles, was der einfache Mensch zu seinem Behagen bedurfte, in Menge hervorbrachten, lagen rauhe und unwirthbare Wüsten, aus denen Hitze und glühender Sand in die fruchtbaren Gefilde ge-

trieben wurden, oder auch, wenn die Winde vom Norden sich erhoben, brachten sie verheerende Stürme und eine Menge von Schnee, der die Saaten vernichtete. Es lag nahe, in diesen Gegensätzen das Walten jener feindlich entgegengesetzten Mächte zu erkennen. Aber nicht blofs die Gegensätze der Landstriche, auch die der Völkerstämme spiegeln sich in der religiösen Auffassung des Avesta wieder. Die durch Sprache und Sitte verbundenen, zum sefshaften Leben geneigten Erânier fanden, dafs der unstäte, stets zum Rauben und Plündern geneigte Turânier von ganz anderm Schlage sei, als sie selbst, und dafs er sich nie mit ihnen verschmelzen könne. Da nun die lästigen turânischen Räuberschwärme aus denselben nördlichen Gegenden hervorkamen, welche auch die kalten, verderblichen Sturmwinde und den Flugsand der Wüste entsendeten, so sah man die Bevölkerung nicht minder als das Land im Norden selbst für ein Besitzthum des bösen Geistes an. Nur eines kleinen Schrittes bedurfte es und die Zustände der irdischen Welt waren auch auf die geistige übertragen. Wie die sichtbaren Anhänger Ahrimans die frommen Erânier umschwärmen und sich jede Schwäche, jede Sorglosigkeit derselben zu Nutze machen, so ist ihre Seele nicht minder von lauernden Schaaren böser Geister bewacht, die jede Gelegenheit ergreifen, die Seele vom Wege des Guten abzuziehen und in ihre Gewalt zu bringen. Die beiden feindlichen Principien, Ormazd und Ahriman, sind als zwei feindliche Könige gedacht, die sich um die Oberherrschaft streiten, die guten wie die bösen Wesen in der irdischen und überirdischen Welt bilden ihre Heere. Obwohl die Stärke beider Principien am Anfang der Dinge als vollkommen gleich gedacht ist, so ist es doch nach erânischem Glauben schon jetzt entschieden, dafs die Sache Ahrimans eine verlorene ist und dafs er zuletzt unterliegen mufs; es gebietet daher den Erâniern nicht blofs die Pflicht, sondern auch die Klugheit, ihrem rechtmäfsigen Schöpfer und Oberherrn in seinem Kampfe beizustehen. Die überirdische Welt, Himmel und Hölle, stehen natürlich in einem ganz ähnlichen Gegensatze wie Erânier und Turânier auf der Erde. Gute und böse Genien bekriegen sich fortwährend und suchen sich gegenseitig zu hindern; ein grofser Theil ihrer Sorgfalt ist der Erde und ihren Bewohnern gewidmet. Mit Recht

haben sich die Bekenner des Avesta von jeher gegen den Vorwurf der Vielgötterei gewahrt. Sie verehren und verehrten auch früher keine Bilder, und ihr oberster Gott, Ormazd, ist durch eine weite Kluft auch von den vollkommensten Genien geschieden, denn diese sind alle seine Geschöpfe, und er hat nur darum die einen mit mehr, die andern mit weniger Vollkommenheit ausgerüstet, weil sie gerade so, wie sie sind, am besten für seine Zwecke paſsten. Nur die Schöpfung Ormazds ist ein Werk freien Entschlusses und selbständiger Thätigkeit, die Gegenschöpfung Ahrimans ist weiter nichts als eine Nachahmung, eine Opposition und setzt die gute Schöpfung voraus. Wo immer Ormazd etwas Gutes geschaffen hat, da setzt Ahriman sofort das Gegenstück daneben, deſswegen entsprechen sich auch gute und böse Schöpfung vollkommen. Ormazds Geschöpfe bleiben immer ihm untergeordnet und dienstbar, und zwar gerade die vollkommensten unter ihnen am meisten, und da nun das böse Princip, Ahriman, mehr ein Gegenstand des Abscheues als der Verehrung ist, auch an Macht dem Ormazd nicht mehr gleichstehend gedacht wird, so kann man mit Fug behaupten, daſs Ormazd der alleinige Gott im Avesta sei.

Die Lehre des Avesta aber, welche am meisten Aufsehen erregt hat, ist die Lehre von der Auferstehung des Fleisches und das damit verbundene letzte Gericht. Man hat früher diese Lehre dem Avesta absprechen wollen, weil sich allerdings ausführliche Schilderungen dieser Vorgänge nur in späteren Schriften, nicht in diesem Buche selbst finden [1]). Es sind indeſs jetzt alte Texte bekannt, welche geradezu die Lehre von der Auferstehung erwähnen; in vielen anderen wird sie, wenn auch nicht erwähnt, doch vorausgesetzt. Wir besitzen zudem ein Zeugniſs für das Vorhandensein dieser Lehre bei Theopompus, durch welches dieselbe bis in die Zeit Alexanders des Groſsen zurückgeführt wird. Sie kann auch in der That dem Avesta nicht gefehlt haben, weil sie gleichsam den Schluſsstein zu dem ganzen consequent angelegten Gebäude hinzufügt. Mit der Auferstehung der Todten ist zugleich der groſse Kampf verbunden, in welchem die beiden Principien

[1]) Cf. jetzt Windischmann: Zoroastrische Studien p. 231 flg.

offen mit einander streiten, und in welchem das böse Princip vollkommen unterliegen wird. Die Welt wird um diese Zeit verbrennen, denn sie ist nicht mehr nöthig, Ormazd hat sie nur darum geschaffen, um mit ihrer Hülfe den Kampf gegen Ahriman zu einem gedeihlichen Ende zu führen. Es ist auch natürlich, dafs von dem, was Ormazd geschaffen hat, nichts verloren gehen darf, sondern dafs alles ihm Angehörende am Ende der Tage, von allen Schlacken gereinigt, zu ihm zurückkehrt und dann in ursprünglicher Vollkommenheit dasteht, während alles Schlechte gänzlich vernichtet ist. Die ungemeine Folgerichtigkeit in dem ganzen System des Avesta begünstigt die Meinung, dafs die érânische Religion weniger als andere Religionen des Alterthumes eine Schöpfung des Volkes sei, dem sie angehört, sondern vielmehr ihre Ausbildung dem Genie eines einzelnen Geistes verdanke. Für diese Ansicht läfst sich nun die Ueberlieferung des Volkes selbst anführen, die seit alter Zeit einen Propheten Zoroaster oder Zarathustra verehrt, der die heiligen Schriften, so wie sie sind, durch Offenbarung Ormazds empfangen und den Menschen mitgetheilt haben soll. Es scheint auch wirklich, dafs dieser merkwürdige Mann einmal existirt habe, aber in sehr alter Zeit, und die Nachrichten über ihn sind darum auch so widersprechend, dafs man mit unseren Hülfsmitteln unmöglich mehr entscheiden kann, welchen Antheil er an der Gestaltung der érânischen Religion hatte. Nach dem Avesta scheint Airyanavaedscha als seine Heimath angenommen werden zu müssen, spätere érânische Berichte schwanken zwischen Ragha und der Gegend des Urumia-Sees. Ungeachtet seines Ursprungs in Westérân, wird doch die Entwicklung seiner Religion nach Ostérân gesetzt. Zoroaster soll nämlich aus seinem Vaterlande ausgewandert und nach Baktrien gekommen sein, wo er bei dem damaligen König Vistâçpa gastliche Aufnahme und Schutz fand. Alles was über das Leben dieses Religionsstifters von seinen Anhängern erzählt wird, ist legendenhaft und unhistorisch. Zu beachten ist, dafs die Sage das Geschlecht des Zoroasters auf das der alten érânischen Könige aus der Sagenzeit zurückführt.

Noch in einer anderen Hinsicht hat sich Ostérân um das érânische Volk verdient gemacht: durch seine treue Bewahrung

der alten Sagen. Wohl mögen dieselben einst noch viel zahlreicher gewesen sein, aber auch das uns noch Erhaltene ist nicht unbedeutend, und es läfst sich leicht beweisen, dafs die Sagen treu bewahrt wurden, trotzdem, dafs sie erst sehr spät aufgeschrieben worden sind. In der älteren Zeit, unter den Achämeniden und den Parthern, mögen sie blofs dem Gedächtnisse anvertraut gewesen sein, aber schon unter den Sasaniden sammelte man sie und fügte sie in die Königsbücher ein, welche die Thaten der Sasaniden erzählen sollten, wohl, weil man sie für die alte Geschichte des Landes ansah. Nach dem Sturz der Sasaniden, in der Blüthe des Chalifenreiches, wurden diese Sagen mit mifsgünstigen Augen von den arabischen Herrschern angesehen, allein weder das Volk liefs sich dieselben nehmen, noch gingen auch die alten Königsbücher selbst verloren, sie wurden sogar ins Arabische übersetzt. Als das Chalifenreich erschlaffte, da entstanden gerade in Osterân wieder die ersten und mächtigsten Dynastieen, von Einheimischen gegründet, die sich auf das érânische Nationalbewufstsein stützten. Diese brachten auch die alten Sagen des Landes wieder zu Ehren, und einer der mächtigsten derselben, Mahmud von Ghazna, übertrug die dichterische Bearbeitung derselben dem Firdôsi, welcher sie in seinem unsterblichen Schâhnâme (d. i. Königsbuch) zusammenfügte. Nur in dieser späten Bearbeitung kennen wir sie; für uns sind die alten Königsbücher, bis auf wenige kurze Auszüge bei muhammedanischen Schriftstellern, verloren. Für die Treue der Erhaltung bürgt uns aber das Avesta, welches dieselben Sagen zumeist kennt und auf sie anspielt, aber sie nicht ausführlich erzählt. Es ist bemerkenswerth, dafs diese Sagen, welche doch wohl schon damals, als Firdôsi sein grofses Gedicht schrieb, ebenso wie heute für den Sagenschatz des gesammten érânischen Volkes angesehen wurden, so gut als gar nichts enthalten, was dem Westen angehörte, und doch wissen wir, dafs es auch im Westen solche Sagen gab, denn Herodot erzählt uns, dafs die Geschichte des Kyrus in fabelhafter Weise ausgeschmückt wurde, und auch andere Spuren westérânischer Sagen lassen sich nachweisen. Es scheint aber, dafs der Westen ebensowenig bemüht war, die ihm eigenthümlichen Sagen zu bewahren, als die Geschichte seiner Herrscherfamilien.

Was nun aber die osterânischen Sagen betrifft, so bieten sie äufserlich den Anschein einer geordneten Geschichtserzählung. Es sind Berichte über die Thaten der alten Könige, die in chronologischer Ordnung aufeinander folgen, wenn auch mit ins Unmögliche verlängerter Regierungsdauer. Man glaube aber ja nicht, dafs dies etwa neuere Zuthaten seien; sowohl die Reihenfolge als auch die meisten Zahlen sind von Alters her bezeugt, ebenso die Vertheilung in zwei Dynastieen: die Péschdâdier und die Kaiânier. Bei genauer Besichtigung bemerkt man jedoch, dafs diese Sagen in mehrere Theile zerfallen, die Sagen von den Péschdâdiern spielen meist in der Umgegend des Berges Demavend, ja die Residenz derselben wird sogar geradezu nach Taberistân versetzt. Die Könige aus der Dynastie der Kaiânier werden aber in der Persis wohnend gedacht, mit Ausnahme der beiden letzten, des Lohrâsp und seines Sohnes Gustâsp oder Vistâsp, die in Baktra wohnen. Mit Gustasp schliefst eigentlich diese alte Sagengeschichte und beweist damit ihren früheren genauen Zusammenhang mit der alten Religion. Unter Gustâsp nämlich erscheint Zoroaster, und er bildet auch insofern einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte, als nach dem Glauben der Anhänger des Avesta durch seine Verkündigung des Gesetzes die bösen Geister gezwungen wurden, sich zu flüchten, und hinfort es nicht mehr wagen können, in sichtbarer Gestalt auf der Erde umher zu gehen und die Menschen zu bedrängen. Da es somit keine Unholde mehr gab, so brauchte man selbstverständlich auch keine mit übernatürlichen Kräften ausgerüsteten Helden mehr. Die kurzen Andeutungen im Avesta reichen übrigens vollkommen hin, um uns zu zeigen, dafs früher die Sagengeschichte dieser Könige noch weit reicher war als jetzt, und es ist zu vermuthen, dafs Firdôsi einen guten Theil von Sagen deswegen nicht bearbeitete, weil sie zu innig mit der alten Religion verwebt waren, und die Anspielungen auf dieselbe, ohne Schaden für das Ganze, nicht entfernt werden konnten. Wir wissen ohnediefs, dafs Firdôsi, trotz seiner Vorsicht, genug von Feinden zu leiden hatte, welche ihm übergrofse Hinneigung zur alten Religion vorwarfen. Die Thaten nun, welche von den alten Königen von Erân beschrieben werden, sind zumeist Kriege gegen die Völker des Nordens, die alle unter einem fabelhaften Könige

stehend gedacht werden, der Afrâsiâb genannt wird und an Länge der Regierungsdauer der ganzen Dynastie der Kaiânier gleichkommt. Aber das Königsbuch beschreibt nicht die Thaten der Könige allein; im Gegentheile treten diese oft zurück gegen die Tapferkeit eines Heldengeschlechtes, das in Sedschestân wohnend gedacht wird. Diese drei Helden heifsen Sâm, Zâl und Rustem. Auch die Sagen von diesem Geschlechte sind durch das Avesta bezeugt, nur ist bemerkenswerth, dafs der erste, Sâm, von dem wir bei Firdôsi sehr wenig erfahren, dort der berühmteste ist, und viele seiner Thaten unter den Anhängern des Avesta bis auf die Stunde bekannt sind. Ganz das umgekehrte Verhältnifs findet in Bezug auf Rustem statt; seine Thaten bilden den Glanzpunkt des Königsbuches, während im Avesta nicht einmal sein Name genannt wird. Noch heute leben die Thaten dieser Helden im Munde des Volkes von Sedschestân. Das Alter dieser Sagen ist unbezweifelt, aber was in ihnen dem Mythus und was der Sage angehört, läfst sich nicht mehr gut entscheiden, da, wie gesagt, das Mythische absichtlich verwischt worden ist. Die Zeit, in welcher man die érânische Sage in der Weise mit der Geschichte zu vermitteln suchte, dafs man annahm, sie sei blofse Entstellung der Geschichte der Achämeniden, ist wohl für immer vorüber. Auch die scharfsinnigsten Versuche, hier eine Uebereinstimmung herzustellen, sind mifsglückt und mufsten mifsglücken, weil man eben zwei ganz verschiedene Dinge zu vereinigen suchte. Es ist gewifs, dafs diese Sagen auch nach érânischer Vorstellung weit älter sein sollen als die geschichtlich beglaubigte Zeit, und dafs alles, was wir von wirklicher altérânischer Geschichte wissen, in die grofse Kluft zu setzen ist, welche zwischen Gustâsp und Alexander dem Grofsen liegt. Wir haben bereits gesagt, dafs von dem, was von den Nachfolgern Gustâsps erzählt wird, nur sehr weniges mehr der alten Sage angehört, das Königsbuch geht mehr und mehr in eine Chronik über. Die Sagengeschichte Erâns giebt uns nicht nur die historischen Gränzen Erâns gegen Norden genau an, sondern auch gegen Osten. Kâbul ist nach den Begriffen des Königsbuches götzendienerisch; die Könige dieses Landes stammen von Dahâk oder Zohâk ab, und Verbindungen mit ihnen sind nicht gerade beliebt. Wir ha-

ben bereits gesehen, dafs in Kâbul von jeher das indische Volk beginnt, es wird also auch von Alters her dort eine indische Religion geherrscht haben. Als nun der Buddhismus anfing, sich auszubreiten, und unter des König Asôka mächtigem Schutze Missionäre in alle Lande gingen, da kam einer derselben, Madhyantika, auch nach Kâbul und wufste sich dort Anhänger zu verschaffen. Bald drang die neue Religion auch über die Gränzen der indischen Bevölkerung hinaus, und wie uns Alexander Polyhistor versichert, der etwa 80—60 v. Chr. schrieb, waren damals schon Samanäer oder buddhistische Mönche in Baktrien. Es läfst sich voraussetzen, dafs es nicht die eingeborene érânische Bevölkerung war, welche sich zu der neuen Religion drängte, wohl aber die damals im Lande ansässigen Turânier, die mit sehr wenigen religiösen Begriffen aus ihrer Heimath gekommen waren, und auf welche die äufseren Ceremonieen des Buddhismus einen grofsen Eindruck machten. Baktrien blieb übrigens zum Theil buddhistisch, bis der Islam in jene Gegenden vordrang und sich die dortige Bevölkerung vollkommen aneignete. Noch im 7ten Jahrhundert v. Chr. besuchte der chinesische Reisende Hiuenthsang die Stadt Baktra und fand dort nicht weniger als hundert Klöster mit etwa 3000 Mönchen, die wegen ihrer Gelehrsamkeit selbst in Indien in grofsem Ansehen standen. Erzählungen von Wundern, die in der Nähe Baktras geschehen sein sollten, Nachweisungen von Spuren, dafs verschiedene Buddhas in früherer Zeit dort ihre Wohnsitze gehabt haben, lockten auch viele Gläubige von fernen Gegenden zum Besuche der Stadt an. Dagegen berichtet uns derselbe Reisende, dafs jenseits des Oxus, im alten Sogdiana, der Buddhismus nicht in sonderlichem Ansehen stand, die Bewohner hielten fest am vaterländischen Feuerdienste, und in der Hauptstadt Samarkand fand sich der Bekenner der fremden Religion durch den Fanatismus seiner Bewohner sogar Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Unter den Sasaniden fanden auch andere Religionen ihren Weg nach Osterân. Die Anhänger Manis flohen vor den Verfolgungen der Feueranbeter über den Oxus und wagten sich aus ihrem Verstecke erst wieder hervor, nachdem das Sasanidenreich in Trümmer gegangen war. Auch die Nestorianer dehnten ihre Missionen über den Oxus aus und

gründeten in den osterânischen Ländern verschiedene Gemeinden.

Sehr wenig ist es, was wir von Denkmälern alter Baukunst aus Osterân kennen. Diefs hat zum Theil seinen natürlichen Grund darin, dafs eben solche Denkmäler im Osten weit seltener waren als im Westen; die êrânischen Könige scheinen in jenen fernen Ländern keine Residenzen gebaut zu haben. Dann ist aber auch Osterân in allen seinen Thälern noch lange nicht so durchforscht, wie der westliche Theil des Landes. Dafs solche Denkmäler sollten ganz gefehlt haben, ist nicht recht glaublich; auch sprechen einige Reisende von verfallenen Städten, an denen sie in Sedschestân vorbeizogen, aber keiner derselben hatte Zeit, in dem unsicheren Lande Nachforschungen anzustellen, in welche Zeit sie gehören möchten. Die bekanntesten unter den Denkmälern Osterâns sind die Sculpturen von Bamiyan, einer bis in das Mittelalter hinein bedeutenden Stadt, an der grofsen Strafse gelegen, die von Erân nach Indien führt. Aber diese Bauwerke sind durchaus nichts Erânisches, es sind die Ueberreste eines alten buddhistischen Klosters und daher ihrem ganzen Wesen nach indisch. Hoffen wir, dafs uns bald auch über diesen Theil der êrânischen Alterthumskunde nähere Aufklärungen zugeführt werden mögen.

Das Gränzland Afghânistân.

Während im Norden von Erân durch das Versiegen der Flüsse der Culturboden und mit ihm die êrânische Cultur allmählich aufhört, ist dagegen die Gränze dieses Landes gegen Osten durch andere Ursachen bedingt und ebenso schroff wie im Westen. Wer sich von Herât gegen Osten durch das Land der Eimaks und Hazâras oder von Balkh aus gegen Südosten wendet, der sieht sich bald am Weiterziehen gehindert durch wilde und starre Gebirge, die nur an wenigen Stellen den Durchzug erlauben. Es sind dies die westlichen Ausläufer des Hindukusch, der sich im Osten, am Indus, vom Himâlayagebirge abtrennt und das an sei-

nem Südfuſse liegende Land wie mit einer Mauer umwallt. Hier am Kôhi-Bâbâ, den wir früher schon als die Quelle des Hilmend kennen gelernt haben, erhebt sich der gewaltige Bergrücken nochmals bis in die Linie des ewigen Schnees; über seine Schneefelder und durch tiefe Einschnitte führen sechs aufeinander folgende Gebirgspässe weiter nach dem Kâbulthal. Den beschwerlichen Weg haben uns Al. Burnes und Wood lebendig beschrieben. Die gewaltigsten Pässe liegen ganz in der Nähe von Kâbul, über sie steigt man also zuletzt, wenn man von Erân kommt. Auf dem letzten dieser Pässe ist hier die Scheide zwischen dem Wassergebiet des Indus und des Oxus. Steigt man von diesem Gebirgspasse herab, so kommt man in das Thal des Kâbulstromes, der noch wenig von seiner Quelle entfernt ist und von nun an dem Reisenden ein steter Begleiter bleibt. Das Thal, in welchem der Strom flieſst, ist anfangs schmal, kaum eine Stunde breit, zu beiden Seiten im Osten und Westen heben sich hohe Schneegipfel empor. Klare und schattige Bäche, welche dem Hauptstrom zuflieſsen, beleben das Thal, in welchem man bereits Reisfelder findet. Gegen die Stadt Kâbul hin erweitert sich dasselbe, doch schlieſsen es die Berge von allen Seiten ein, im Südosten und Süden ausgenommen, wo sich die Ebene weiter ausdehnt. Dieses Thal, dessen mannichfache Reize alle Beschauer desselben mit Bewunderung erfüllt haben, liegt immer noch 6200 Pariser Fuſs über dem Meer. Das Klima ist das angenehmste. Zwar herrscht auch hier die Trockenheit Erâns noch vor, aber auch die äuſsersten Ausläufer der Monsunwolken langen hier an und fallen nieder, nicht als verwüstende Güsse, sondern als erquickende Regenschauer. Schnee fällt im Kâbulthal selbst nicht mehr, aber die benachbarten Berge und Hochthäler bedecken sich bereits im September und November mit demselben. Die Stadt Kâbul ist der Mittelpunkt des westlichen Kâbulistân, denn das Land wird durch das weiter östlich auftretende Khondgebirge in zwei verschiedene Hälften getheilt. Von Kâbul an senkt sich das Thal rasch gegen den Indus zu: der Kâbulstrom hat dort 20 Fuſs Gefälle auf eine (englische) Meile. Unmittelbar bei Kâbul nimmt dieser Strom den von Süden kommenden Logar auf, der von der Hochebene von Ghazna herabflieſst, und von da an wächst er

rasch durch die reichen, namentlich vom Norden her zuströmenden Gewässer. Vom Norden her öffnet sich nämlich eine Reihe von Thälern in das Kâbulthal, die meisten derselben durchströmt ein Fluſs, der in den Kâbul mündet; der Gharband von Westen, der Pandschir von Nordosten; ferner der Fluſs des Thales Lamghan, der aus zwei Armen, dem Alischang und Alinghar, gebildet wird. Ein kleiner Fluſs, der Surkhrûd, mündet südlich ein; er kommt vom Sefîd-kôh und besteht aus einer Vereinigung vieler Gewässer, unter denen der Karasu das bedeutendste ist. Hier liegt die Stadt Dschelâlâbâd in einer schönen und fruchtbaren Ebene. Die Berge des Khondgebirges vom Norden und die Ausläufer des Sefîd-kôh vom Süden treten ganz nahe an den Fluſs heran und engen sein Bett ein; der Weg nach Indien führt an seinem Ufer fort, doch giebt es noch einen anderen, der am Surkhrûd hinführt und auf dem man durch die sogenannten sieben Pässe (Haft Kotal) von Kâbul aus in die lachenden Seitenthäler hinabsteigt [1]). Jenseits der Stromschnellen von Dschelâlâbâd beginnt das östliche Kâbulistân; die Niederungen gehören nun schon ganz dem indischen Klima an und tragen Reis und Zuckerrohr. Der Kâbulstrom wird jetzt schiffbar, aber sein Weg zum Indus ist immer noch nicht frei von allen Hindernissen; er wird noch an einigen Punkten von kleinen Bergketten durchsetzt, deren Pässe für die Reisenden gefährlich sind. Es giebt drei Pässe von Dschelâlâbâd nach Peschâwer, die durch den Khaiber-, Abkhana- und Kharapapaſs führen [2]). Unter diesen drei Wegen ist der durch den Khaiberpaſs entschieden der vorzüglichste; er ist der geradeste und der ebenste, aber so eng, daſs nur wenige Menschen nebeneinander gehen können und eine Handvoll entschlossener Krieger das Vorrücken ganzer Heere aufhalten kann. Selbst Eroberer, die an der Spitze groſser Heere nach Indien zogen, wie Nâdirschâh, hielten es für gerathen, sich mit hohen Summen den ungestörten Durchzug von den Besitzern zu erkaufen. Dieser Paſs wird in gewöhnlichen Zeiten nur von Bettlern

[1]) Masson, Journeys in Balotschistân, Afghanistân and the Penjab Vol. I, 182 flg.

[2]) Masson, Journeys I, 147.

durchzogen, welche nichts zu verlieren haben, während die Karawanen und Kaufleute die weniger geraden. aber sicheren Pässe vorziehen, welche übrigens auch nicht ohne Schwierigkeit sind. Mit der Stadt Peschâwer ist der Mittelpunkt des östlichen Kâbulistân erreicht, wir befinden uns dort schon nicht mehr auf érânischem, sondern auf indischem Gebiete. Hier ist die Schwelle der Thore, welche von Erân und Turân her nach Indien führen und durch welche, wie die Geschichte nachweist, die berühmtesten Eroberer dahin vorgedrungen sind.

Der Weg durch die Engpässe von Bamiyân ist jedoch nicht der einzige, der von Erân nach Indien führt. Man kann auch durch das Thal des Ternek hinauf auf die Hochebene von Ghazna steigen, von da führt ein Weg nach Kâbul hinab, ein anderer nach dem Gomalflusse und von da durch die Suleimânberge nach dem Indus. Die rauhe Hochebene von Ghazna liegt 7000 Fuſs über dem Meere. Der Weg von da erhebt sich langsam und ist anfänglich, so lange Wasser in der Nähe ist, angenehm und durch Bäume und grüne Wiesen mit unzähligen Hügeln belebt. Man ersteigt auf diese Weise die Hügelkette, welche Dschara genannt wird, und tritt in eine Ebene, die mit vielem Sand und kleinen, glänzenden Krystallstäubchen bedeckt ist. Diese Ebene ist hier und da bebaut, aber nicht sehr fruchtbar. Von da an steigt man noch bis zum Ser-i-kôh (d. i. Berggipfel) empor und hat dann — 8000 Fuſs über dem Meere — die höchste Höhe des Weges erreicht. Auch hier ist, wie auf dem mehr gegen Norden liegenden Weg über Kâbul, eine plötzliche Aenderung des Klimas bemerkbar, und den aus Indien heraufsteigenden Wanderer erquicken hier die ersten kühlen Lüfte. Hier auf dieser Höhe ist die Quelle des Gomalflusses, an dessen Ufer der Weg nun abwärts führt. Der Kâbul und der Gomal sind die beiden Hauptströme, welche die Höhen von Afghânistân nach dem Indus entsenden. Noch einige kleinere Ströme, wie der Kurrem, Mokwa u. s. w., durchbrechen das Gebirge, aber sie sind unbedeutend und erreichen den Indus bloſs, wenn sie durch Regenwasser angeschwollen sind.

Nicht lange, nachdem man die Höhe des Passes überwunden hat, gelangt man zu dem Orte Sirmagha, wo der Gomal seinen bedeutendsten Nebenstrom, gewöhnlich Zhobe genannt, aufnimmt,

der nicht viel kleiner ist als er selbst. Die Afghânen nennen ihn Schei Gomal (d. i. rechter Gomâl), den Hauptflufs aber Kena Gomal, der linke Gomal. Bald erscheinen die Marawallah-Hügel; von da gegen Osten fällt selten mehr Schnee, aufser auf den höchsten Berggipfeln. Schon vorher, bei Sirmagha, mündet eine andere Karawanenstrafse ein, welche von Kandahar nach Indien führt. Die Berge treten nun nahe an die Ufer des Flusses heran und die Engpässe nehmen ihren Anfang. Es sind diese von einer Reihe senkrechter Wände gebildet, deren Höhe von 50—200 Fufs wechselt, die Breite von 20—300 Ellen. Hier drohen den Karawanen die meisten Gefahren, denn die räuberischen Veziris, zu deren Gebiet diese Gegend gehört, benützen jeden Versteck, um die Reisenden zu überfallen. Ein enger Pafs öffnet endlich dem Gomal seinen Ausgang in die Ebene. Diefs sind die beiden am meisten begangenen Wege von der Strafse, welche vom Indus nach Kâbul führt. Ein anderer führt durch das Land der Dschadschis und einen Pafs, der den höchsten Theil der Suleimânkette unterbricht; ein vierter endlich noch weiter südlich, aber sie sind noch unsicherer als die beiden oben genannten.

Welchen Weg man aber auch nehmen mag, um aus Erân zum Indus herabzusteigen, sei es durch das Thal des Kâbul oder das des Gomal, immer ist es nöthig, die Kette der Suleimânberge zu überwinden, welche Afghânistân wie eine Mauer gegen Osten abschliefsen. Den nördlichen Ausläufer derselben, den Sefîdkôh, haben wir schon oben bei Dschelâlâbâd gefunden; seine Vorberge dringen bis in die Nähe dieser Stadt vor und vereinigen sich dort mit dem Khondgebirge. Vom Sefîdkôh aus (15,000—17,000 Fufs) streicht das Suleimângebirge südlich bis zum 31sten Grad, wo es in dem Takhti Suleimân (12,800 Fufs, trägt drei Monate Schnee) nochmals zu gröfserer Höhe sich erhebt [1]. Erst mit dem 29sten Grad endigt diese Kette und die Indus-Ebene gewinnt von da ab eine gröfsere Breite. Das Bergland im Westen des Suleimângebirges ist öde und steinig; es hat nur wenig fruchtbare Thäler, welche durch das Vorhandensein von gröfseren Strömen bedingt sind.

[1]) Lassen, Ind. Alterthumskunde I, 29 flg.

Wir finden somit die östliche Gränze Erâns nicht weniger scharf gegen die Nachbarländer abgeschlossen, als die westliche. Hier, wie dort, führen einzelne Pässe aus der Ebene in das Hochland herauf, aber sie sind mehr geeignet zur Anknüpfung eines friedlichen Verkehrs durch Austausch von Ideen und Handelsgegenständen, weniger taugen sie zur Eroberung des Landes. Zwar ist es nicht unmöglich, den Durchgang mit Waffengewalt zu erzwingen, wie er ja in der That oft genug erzwungen worden ist; welch einen schweren Stand aber selbst wohlgeführte Heere den natürlichen Hindernissen gegenüber in diesen Gegenden haben, das hat noch die neuere Zeit gezeigt. Wenn nun doch diese östlichen Gebirgsthäler Erâns eigenthümliche Völkermischungen zeigen, so ist daran weniger schuld, daſs sie von auſsen her Angriffe erfuhren, als daſs sie den nothwendigen Durchgangspunkt für die Völker des Westens und des Nordens bildeten, denen das Wunderland Indien mit seinen Reichthümern von jeher ein Gegenstand der Sehnsucht war. Die Scheidung innerhalb des Landes wird, wie gesagt, durch das Khondgebirge vollzogen. Der dieses Gebirge begleitende Fluſs gehört keinem Theile des Landes ausschlieſslich, er flieſst in einem langen und engen Thal zwischen dem inneren und äuſseren Hindukusch, bis er bei der hohen Spitze Khonda durchbricht und sich zuletzt mit dem Kâbul vereinigt. Man hat diesen Fluſs früher gewöhnlich Kameh genannt, richtiger ist es, ihn Khonar zu nennen.

Nicht weniger nöthig als die Kenntniſs der Natur des Landes ist ein Blick auf die Völkerschaften, welche dasselbe bewohnen. Das Land ist ethnographisch nicht minder als geographisch in zwei Theile gespalten, und die geographische Gränze ist zwar nicht ganz genau, aber doch annähernd, auch die ethnographische. Für die ältere Zeit gilt dieſs in erhöhtem Maſse; heutzutage ist zwar das herrschende Volk dasselbe im Osten wie im Westen, aber die unterworfene Bevölkerung deutet noch heute die Verschiedenheit an. Das herrschende Volk des Landes sind heute die Afghânen, nach denen das Land auch gewöhnlich benannt wird. Dieses Volk hat sich nicht streng innerhalb der Gränzen des hier zu besprechenden Landes gehalten, sondern ragt östlich sowohl als westlich in die benachbarten Gebiete hinein. Wir

haben defswegen schon früher Gelegenheit gehabt, von ihrer unzweifelhaft éranischen Abstammung, sowie von ihren Sitten und Gebräuchen zu reden. Auf diese Gegenstände kommen wir defshalb hier nicht zurück; eine genaue Kenntnifs aber, wie sich die afghânischen Stämme gerade in diesem Gränzgebiete des éranischen Landes vertheilen, ist sehr wichtig und erfordert ein genaueres Eingehen. Die Afghânen zerfallen nach ihrer eigenen Ansicht in zwei Abtheilungen: Bar Puschtun, oder obere Afghânen, und die Lar Pukhtun, oder untere Afghânen [1]). Die ersteren sind die westlichen, die bei Kâbul, Kandahar, Schorawak und Pischin wohnen, die letzteren sind die Bewohner einer Gegend, welche Roh genannt wird, über deren Ausdehnung die morgenländischen Schriftsteller selbst im Unklaren sind; auf jeden Fall gehört das Land östlich von Dschelâlâbâd dazu, die südliche Gränze ist zweifelhaft. Diese beiden Abtheilungen sprechen gesonderte Dialekte, deren Verschiedenheit sich gleich im Namen bemerklich macht: die westlichen nennen sich Puschtu, die östlichen Pukhtu. Der westliche Dialekt neigt sich mehr dem Persischen zu, wogegen der östliche viele indische Wörter aufgenommen hat. Einzelne Wörter des einen oder anderen Dialekts sind daher nicht allen Afghânen verständlich, im Allgemeinen scheinen sie sich aber zu verstehen, und es unterliegt keinem Zweifel, dafs sie sowohl der Sprache als den Sitten nach ein Volk bilden. Die östlichen Afghânen [2]) nennen sich auch Berduranis; sie bewohnen den Theil des Landes östlich von Dschelâlâbâd und sind eingeschlossen vom Indus im Osten, vom Hindukusch im Norden, von der Salzkette im Süden. Südwestlich bildet das Suleimângebirge die Gränze. Sie bestehen aus den Yusufzais, den Othmankhail, Turkolanis, den Stämmen von Peschâwer, von Banghasch und Khattak.

Wenn man von der Ebene von Peschâwer gegen Norden schaut, kann man deutlich vier Reihen von Bergen wahrnehmen, die sich hinter einander aufthürmen. Auf den ersten Bergen fällt selten oder nie Schnee, die zweite und dritte Kette bedeckt

[1]) Cf. Raverty, Grammar of the Puschtu language. Introd. p. 27.

[2]) Ueber die Vertheilung der Afghânen cf. Elphinstone, Cabul p. 324 flg.

sich in manchen Theilen des Jahres; die vierte Kette, der eigentliche Hindukusch, trägt ewigen Schnee. Die Gipfel der Vorberge sind gewöhnlich kahl, aber ihre Seiten tragen Fichten, Eichen, Nuſs- und viele andere Bäume; auf den südlich gelegenen trifft man fast alle Blumen und Fruchtbäume Europa's wild wachsend an. Die Thäler unmittelbar unter der nördlichsten Schneekette gehören nicht den Afghânen, sondern den Kâfirs, von denen wir später reden werden; die Vorberge sind im Besitze der Afghânen oder ihrer Hörigen. Nur die niedrigsten Hügel bebauen in diesem Landstriche die Afghânen selbst, die höheren überlassen sie ihren indischen Unterthanen. Von diesen Bergen besitzt der Stamm der Othmankhail die Höhen, welche das Thal von Sewad von Badschâwer (Badschur) abtrennen. Die Höhe dieser Berge ist noch beträchtlich, der Schnee bleibt 5—6 Monate auf ihnen liegen. Gegen Süden fallen sie steil ab, gegen Norden weniger, darum sind sie von der nördlichen Seite theilweise bebaut. Auſserdem besitzen die Othmankhail einen Streifen der Ebene Badschâwer und zwei lange, schmale Seitenthäler, welche in das Thal von Sewad ausmünden. Ihre Nachbaren sind die Jusufzai, einer der bekanntesten Afghânenstämme. Ihr Land erstreckt sich von den Bergen der Othmankhail bis zum Indus, nördlich wird ihr Gebiet von den Thälern des Hindukusch, südlich vom Kâbulstrome begränzt; der nördliche Theil der Ebene von Peschâwer mit den reichen Seitenthälern und den Strömen, welche von da aus in den Kâbul münden, befinden sich im Besitze der Jusufzais. Das Thal von Sewad, welches vom Lundye durchströmt wird, zerfällt in zwei Theile, in das obere, am oberen Laufe des genannten Flusses, ehe er sich mit seinem Nebenflusse, dem Pantschkora, vereint hat, das untere beginnt mit der Vereinigung beider Flüsse. Das ganze Thal ist auſserordentlich fruchtbar und sehr bevölkert; weniger ist dieſs mit dem Thale des Burindu der Fall, welches die Jusufzais gleichfalls besitzen. Die Thalsohle ist auch hier sehr fruchtbar, aber weniger breit. Die Jusufzais, welche in der Ebene wohnen, sind sittlich verderbter und mehr an die Genüsse des Luxus gewöhnt als ihre rauheren Stammverwandten in den Gebirgen. Die Ebene von Peschâwer theilen die Jusufzais mit

mehreren anderen Stämmen gleicher Abstammung, unter denen die Ghori besonders hervorzuheben sind.

Die Turkolanis sind die Herren des Thales von Badschâwer oder Badschur, welches vom Khonar, dem bedeutendsten Seitenflusse des Kâbulstromes im östlichen Afghânistân, durchströmt wird; die Hügel unmittelbar nördlich vom Kâbulstrome gehören den oberen Momads; der Karrapapafs, der von Dschelâlâbâd nach Peschâwer führt, ist in ihren Händen. Auf dem anderen Ufer des Kâbul im Süden von Dschelâlâbâd wohnen die Khaibers, die für gute Soldaten und ausgezeichnete Schützen gelten, aber wegen ihres unbezwinglichen Hanges zum Plündern gleichwohl im Felde nicht gut zu gebranchen sind. In dem Landstriche, der sich südlich vom Kâbul bis zum Salzgebirge erstreckt, findet man den Stamm der Khattaks; sie sind wild, ihr Land ist öde und zum Theil unfruchtbar, das Klima sehr wechselnd; manche der Hügel sind noch im März mit Schnee bedeckt, andere nur im höchsten Winter, während wieder andere niemals Schnee tragen. Der Stamm Banghasch hat die Khaibers im Norden zu Nachbaren, im Osten und Südosten die Khattaks, im Süden die Weziris, im Westen die Turis. Ihr Land ist fruchtbar und wasserreich, es besteht in einem Thale, welches sich nach und nach zu einer Ebene erweitert, das engere Thal ist das obere, die Ebene aber das untere Banghasch. Die Turis wohnen in einem anderen Thale, welches eigentlich eine Fortsetzung des oberen Banghaschthales ist. In einem Nebenthale, welches fast parallel mit dem Kurremflusse, aber nach Westen länft, wohnen die Dschadschis, zwischen denen und den Turis eine alte Feindschaft besteht. Ein Weg, der vom Indus nach Kâbul führt, geht durch dieses Thal, welches nicht sehr fruchtbar ist; seine Einwohner betreiben besonders die Schafzucht. Eine Anzahl kleiner Afghânenstämme hält die Niederungen am Fufse des Suleimângebirges bis zum Indus besetzt und wohnt zum Theil selbst noch über diesen Flufs hinaus; da indefs dieser Landstrich sicher niemals zu Erân gerechnet wurde, so kümmern uns anch seine Einwohner nicht weiter. Im Suleimângebirge selbst halten zwei Stämme, die Zmari und Schirwani, den südlichsten Theil des Gebirges in der Umgebung des Takhti Suleimân besetzt; manche Theile dieses

Gebietes sind durch hohe und steile Felsen fast unzugänglich. Die Bewohner leben sehr einfach, meistens von Früchten; der Handel beschränkt sich fast ganz auf den Tauschhandel, Geld ist sehr selten. Die hohen und unfruchtbaren Ebenen im Westen von den Zmaris bewohnen die Musakhail, sie leben ganz in Zelten und sind Nomaden. Von da an nördlich bis zum Sefîd-kôh erstreckt sich das ausgedehnte Gebiet der Weziris. Der gröfste Theil desselben ist sehr waldig, an einzelnen Stellen ist der Wald ausgereutet und das Land gut bebaut. Die Einwohner sind zum Theil Ackerbauer, zum Theil Nomaden; die ersteren leben in festen Häusern, einige selbst in Höhlen, die Nomaden dagegen unter den gewöhnlichen schwarzen Zelten. Die Dschadrans leben westlich von den Weziris, gegen Norden sind die Dschadschis ihre Nachbaren; in ihren Sitten unterscheiden sie sich nur wenig von den Weziris.

Die Länder, welche die östlichen Afghânen einnehmen, bestehen somit entweder aus niedrigen Thälern oder aus hohen Bergen. Die Ebenen sind gewöhnlich heifs, aber fruchtbar, und ihre Bewohner sefshaft, die Berge dagegen hoch und steil; sie scheiden die einzelnen Thäler scharf von einander ab und erschweren den Verkehr der einzelnen Stämme oder machen ihn auch ganz unmöglich. Das Land der westlichen Afghânen ist ganz anders geartet und dadurch auch eine gewisse Verschiedenheit seiner Bewohner von vorn herein bedingt. Der gröfste Theil des Gebietes der westlichen Afghânen besteht aus hohen, öden Ebenen, die nur durch mäfsige Hügel unterbrochen werden. Wüste Strecken wechseln mit schlecht bebauten Landstrichen ab; im Allgemeinen eignet sich das Land besser zum Betrieb der Viehzucht als für eine ackerbauende Bevölkerung. Dafs auch die westlichen Afghânen sich über ihr eigentliches Gebiet hinaus erstrecken und bis nach Sedschestân und Herât gefunden werden, haben wir schon gesehen. Auch hier zerfällt aber das Volk in viele einzelne Stämme und Clane; die wüsten Strecken vertreten hier die Stelle der hohen Berge des Ostens, sie scheiden die einzelnen Stämme durch lange Zwischenräume und weisen sie auf den Verkehr unter sich an. Die Stammeshäupter der westlichen Afghânen haben früher grofse Königreiche gegründet und be-

herrscht; die Folgen sind heute noch an ihren Stämmen sichtbar, die republikanische Sitte der östlichen Stämme ist bei ihnen gröſstentheils verschwunden, und ein gewisser Despotismus, aber auch ein Zustand der Ordnung und Ruhe hergestellt, wie er im Osten schwer zu finden sein dürfte. Die westafghânischen Stämme nähern sich schon dadurch den érânischen Sitten, daſs sie die Winter- und Sommerlager wechseln; für diese ist jedem Stamm ein bestimmter Strich Landes angewiesen. Sie zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, die Duranis und die Ghildschis; das Land der ersteren wird im Norden von Ghoristân oder dem Paropanisus der Alten begränzt, gegen Westen bildet ein Wüstenstrich die Gränze gegen Sedschestân, südlich stöſst es an die Berge von Khodscha-Amran und Schorawak, gegen Osten ist die Gränze nicht genau zu bestimmen. Das Gebiet der Duranis ist sehr ausgedehnt; allein da es viele wüste Striche enthält, so kann es nicht dicht bevölkert sein. Von den Ghildschis trennt sie eine verfallene Steinbrücke, welche östlich von Tut über den Ternek führt. Von da an bezeichnet eine Linie vom Arghesanflusse bis zu dem Paropanisus die Gränze beider Stämme. Die Ghildschis erstrecken sich nordwärts bis zum Flusse Pandschir, der eine Zeit lang ihr Gebiet von dem der Bergvölker Kâbulistâns scheidet. Von dem Punkt an aber, wo dieser Fluſs sich mit dem Kâbul vereinigt, dehnt sich das Land des Ghildschistammes an beiden Ufern des Kâbul bis gegen Dschelâlâbâd aus, wo das Gebiet der Ostafghânen beginnt. Im Osten reichen sie bis an die Suleimânkette, im Süden ist die Gränze schwer zu bestimmen; südöstlich reichen sie bis in die Gegend von Waneh und den öden Hügeln am Gomalflusse, südwestlich bis an die Hügel des Arghesan. Das ganze Land der Ghildschis bildet hiernach ein Parallelogramm von 180 (engl.) Meilen Länge und 85 Meilen Breite. Der Winter ist in diesen Gegenden kalt, weit kälter als in England, und der Sommer nicht viel heiſsor. Vereinzelt wohnt unter ihnen der Stamm der Wardaks. Ihr Gebiet ist ein einziges Thal, das von dem Strom von Ghazna (der im Süden des Thales entspringt) durchflossen wird. Reihen von Hügeln scheiden es von dem anderen Thale, dem des Logar. Die Bewohner sind alle Ackerbauer, ein ruhiges und nüchternes Volk. Im Süden des Ghil-

dschigebietes wohnen die Kakers. Ihre nördliche Gränze ist dieselbe wie die südliche der Ghildschis, südlich und westlich wohnen Beludschen, im Osten reichen sie bis an die Ketten des Suleimângebirges. Das ganze Gebiet nimmt einen Umfang von etwa 100 engl. Meilen ein. Im Westen ist es gebirgig; auch hier giebt es eine Menge kleiner Thäler, unter denen namentlich das Thal von Burschor zu nennen ist, eine Fortsetzung des Thales Pischin, welches die Lora durchfliefst.

Neben allen diesen Abtheilungen der Afghânen, welche natürlich alle in zahlreiche Unterabtheilungen zerfallen und von denen jede ihr bestimmtes Gebiet besitzt, müssen wir noch eine nennen, welche keinen eigentlichen Wohnplatz hat [1]). Die Nasirs findet man im Frühjahr und Sommer in kleinen Abtheilungen von zwei bis fünf Zelten im Lande der Ghildschis und bis nach Chorâsân zerstreut; später im Jahre sammeln sie sich an Plätzen, welche ihre Heerden ernähren können, in Abtheilungen bis zu 200 Zelten, und sobald der Herbst seinen Anfang genommen hat, ziehen sie ostwärts in die Indusebene am Fufse des Suleimângebirges hinab. Ihr Weg geht mitten durch Feindesland, durch das Gebiet der Weziris, mit denen sie seit langer Zeit sich in Fehde befinden. Während dieser Zeit der Gefahr, welche 9—10 Tage anhält, werden besondere Vorsichtsmafsregeln getroffen. Es sind eigene Zugführer für jede Abtheilung gewählt, die Macht derselben ist eine sehr grofse, auf ihr Geheifs mufs jede Privatfeindschaft in dieser Zeit schweigen. Diese Führer bestimmen auch die Ordnung des Zuges, bewaffnete Schaaren decken denselben auf allen Seiten, während andere beschäftigt sind, die Kamele und das Vieh vorwärts zu treiben, noch andere sich bereit halten, um gegen möglichen Ueberfall augenblicklichen Widerstand zu leisten. In dieser Weise ziehen sie durch den Pafs, den der Gomal durchströmt, in die Indusebene hinab, wo jede Abtheilung ihr bestimmtes Gebiet hat. Dort führen nun die Männer ein müfsiges Leben, denn wenige von ihnen genügen, um das Vieh zu hüten, alle übrige Arbeit aber liegt den Frauen ob. Sobald aber der Schnee vom Takhti Suleimân verschwunden ist,

---

[1]) Elphinstone, Cabul p. 457 flg.

rüsten sich die Nasirs zur Rückkehr in ihren Sommeraufenthalt. Es werden Volksversammlungen gehalten, der Tag der Abreise bestimmt und die Führer gewählt. Der ganze Zug bewegt sich nun in derselben Ordnung nach Chorâsân zurück, wie er hergekommen ist. Die Nasirs haben blofs Heerden, von denen sie fast ganz leben; die Wolle ihrer Schafe dient ihnen zur Verfertigung ihrer Kleider, ihrer Zelte und Teppiche; Milch und Käse bilden ihre gewöhnliche Nahrung. Die wenigen Artikel, die sie aufserdem nöthig haben, verschaffen sie sich theils durch den Verkauf ihrer Erzeugnisse, theils durch Vermiethung ihrer Kamele. Sie sprechen zwar alle Puschtu, allein die Hotaki, ein Zweig der Ghildschi, mit dem sie in der genauesten Beziehung stehen, lehnen alle Verwandtschaft mit ihnen ab und erklären, sie seien blofs ihre Schützlinge. Ihr Aussehen ist von dem der anderen Afghânen etwas verschieden, und es ist darum nicht unwahrscheinlich, dafs sie ursprünglich von den Beludschen abstammen, wie Einige behaupten.

Obwohl nun die Afghânen den vornehmsten Theil der Bevölkerung Afghânistâns — gewissermafsen den Adel — bilden, so wäre es doch ein Irrthum, wollte man sie für die alleinigen Bewohner des Landes halten. Im Gegentheil, es giebt kaum einen Theil des Landes, in welchem sie die alleinige Bevölkerung sind. Ueberall sind sie noch mit einer anderen Bevölkerung untermischt; im westlichen Kâbulistân mit den Tadschiks, im östlichen mit den Hindkis. Von diesen beiden Völkerschaften werden wir nun zu reden haben. Den Tadschiks sind wir schon früher begegnet und haben bereits unsere Ansicht über sie ausgesprochen. Es ist die sefshafte éränische Bevölkerung, welche kriegerischen Gebirgsvölkern oder auch fremden Stämmen zinsbar geworden ist. Allem Anschein nach haben sie früher ihr Land unter besseren Bedingungen besessen als jetzt und scheinen länger im Besitze desselben als der herrschende Stamm selbst. Wo Tadschiks vorkommen, da bewohnen sie urbare Strecken und bebauen das Feld oder treiben Handel und Handwerke. In Afghânistân haben sie noch Theil an dem Landbesitze, der ihnen früher allein gehört zu haben scheint, wenn auch nur noch in gerin-

gem Maſse [1]). Die meisten haben ihr Eigenthum verloren und bauen das Land als Knechte der Afghânen. Sie leben entweder vermischt mit ihren Herren oder auch in einzelnen Dörfern zusammen; im letzteren Falle stehen sie unter einem Vorsteher, der zwar von der Gemeinde gewählt wird, aber der Bestätigung des Königs bedarf. In Sitten und Lebensweise, auch in der Sprache unterscheiden sie sich wenig von ihren Herren, von denen sie auch nicht mit Verachtung behandelt werden; selbst Wechselheirathen kommen vor. Der Natur der Sache nach leben sie vornehmlich in der Nähe von Städten. Sie bilden den Hauptheil der Bevölkerung von Kâbul, Kandahar und Ghazna, während in den wilderen Theilen der Hazâras, der Ghildschis und der Kakers kaum ein einziger Tadschik gefunden wird. Aber nicht alle Tadschiks leben unter den Afghânen; ein Theil derselben hat sich, wie gesagt, sein Landeigenthum bewahrt.

Die unabhängigen Tadschiks leben in dem sogenannten Kôhistân oder gebirgigen Theil Nordkâbulistâns. Es stöſst westlich an den Paropanisus und begreift die drei Thäler Gharband, Pandschir und Nidschrow in sich, in welche unzählige Nebenthäler sich öffnen und kleine Bäche ausströmen lassen. Die Thäler, namentlich an den Bächen, sind gut bebaut, wogegen die Berge steil, felsig und mit Fichten bewachsen sind. In den Thälern gedeiht Weizen, Tabak und selbst Baumwolle. Die Zahl der hier wohnenden Tadschiks wird auf 40,000 Familien angegeben. Die Unzugänglichkeit dieser Thäler hat diese Tadschiks sehr verschieden von ihren friedlichen Brüdern in der Ebene gemacht. Sie sind unabhängig und so wild, daſs sie selbst von ihren eigenen Anführern schwer in Ordnung gehalten werden können. Sie tragen Waffen und halten es für eine Schande für einen Mann, auf dem Bette zu sterben. Die ganze Kraft dieses Volkes verzehrt sich leider in inneren Zwistigkeiten. Eine ähnliche geschlossene Gemeinschaft bilden die Barakis, welche vorzüglich im Thale des Logar, mitten unter den Ghildschis wohnen. Sie stehen unter eigenen Häuptlingen, haben ihr eigenes Land und Festungen;

[1]) Elphinstone, Cabul p. 311 flg.

auch als Soldaten erfreuen sie sich eines guten Rufes. Ihre Zahl beläuft sich, nach Elphinstone's Zeugnifs, auf etwa 8000 Familien. Zu den Tadschiks Afghânistâns gehören endlich noch die Purmulis oder Fermulis, die den Barakis an Zahl etwa gleich kommen. Zum Theil wohnen sie mitten unter den Ghildschis am Suleimângebirge, nördlich von Waneh; ihr Thal heifst Urghun. Es soll dort eine Stadt und viele Eisenwerke geben [1]). Ein anderer Theil des Stammes wohnt westlich von Kâbul. Sie befinden sich in fortwährenden Fehden mit ihren Nachbaren; ihre hauptsächlichste Beschäftigung ist Handel und Ackerbau.

Eine ähnliche Stellung wie die Tadschiks in Westkâbulistân nehmen die sogenannten Hindiks [2]) in Ostkâbulistân ein, doch werden sie von den Afghânen mit weit weniger Rücksicht behandelt wie ihre westlichen Nachbarn, und sind sämmtlich unkriegerisch. Auch sie finden sich vorzüglich in den Städten; besonders häufig sind sie in der Umgegend von Peschâwer und in Badschâwer; sie haben sich aber noch weiter verbreitet, und man findet sie durch ganz Kâbulistân zerstreut als Kaufleute, Goldschmiede, Kornhändler u. s. w. Schon ihr Aussehen ist ganz das der Inder, ihre Sprache ist eine indische und der des Pendschâb nahe verwandt. Die Zahl der Hindkis ist weit gröfser als die der Tadschiks. In Laghman und in den Thälern des Khonar (nördlich von Kâbul) heifsen sie auch Dihkâns, d. i. Landleute; ihre Sprache scheint auch dort, soweit man dies bis jetzt beurtheilen kann, eher zu den indischen als zu den érânischen zu gehören.

Wichtig für die Ethnographie dieser Länder ist vor allem ein Volk, welches zwar häufig genug genannt, aber bis heute noch sehr wenig gekannt ist, nicht blofs in Europa, sondern selbst von den nächsten Nachbarn. Es sind dies die sogenannten Kâfirs, welche in den nördlichsten Thälern Kâbulistâns, unmittelbar unter dem Hindukusch, wohnen. Da sie keine Muhammedaner sind, so leben sie in beständiger Fehde mit diesen und gestatten ihnen keinen Eingang in ihre durch die Natur geschützten Thäler.

---

[1]) Cf. Vigne, A personal narrative of a visit to Ghuzni, Kabul and Afghanistan p. 102.

[2]) Elphinstone l. c. p. 316 flg.

Die Nordgränze ihres Landes ist die Linie des Weges, welcher von Tschitral nach Feizâbâd in Badakhschân führt. Vom Thale des Pandschir werden sie durch eine Bergkette getrennt, deren höchster Gipfel Kôh Kohwand heifst. Südlich gränzen sie an die Districte Nidschrow, Tagow, Nadschil, Laghman und Schewa. Von Laghman werden sie durch den Berg Karindsch, von Schewa durch den Nurghal getrennt. Vom Gipfel des Karindsch hat man die beste Aussicht auf das Land der Kâfirs, das Auge erblickt eine unendliche Masse von Hügeln mit nur wenigen hervorragenden Spitzen, denn das Land ist mehr hügelig als gebirgig und voll von kleinen Thälern. Flüsse und Berge giebt es in Menge, aber der Boden ist sehr steinig und darum zum Getreidebau wenig brauchbar. Wo es aber möglich ist, Getreide zu bauen, da ist es auch gebaut. Trotz dieses Mangels an Getreide kaufen die Kâfirs doch nur wenig davon; sie sind gewohnt von Käse, Milch, Früchten und Fleisch zu leben. Schafe und Rinder gedeihen trefflich, und auf den Hügeln weiden Ziegen. Trauben, wilde wie künstlich gezogene, wachsen hier in grofser Menge. Drei grofse Flüsse ziehen durch das Land der Kâfirs, welche in den Kâbul fliefsen. Die beiden westlichen vereinigen sich bei Tirghari im Districte Laghman und fallen bei Kergah unweit Mandrawar in den Kâbul. Der östliche Flufs ist der Khonar, dessen oberer Lauf noch nicht hinreichend erforscht ist. Die Wege sind nur zu Fufs zu begehen, die häufigen Waldströme müssen auf hängenden Brücken überschritten werden. Der Name Kâfir bedeutet bekanntlich ungläubig und kann nicht als eine vom Volke selbst ausgehende Benennung angesehen werden, ebenso wenig wie die Eintheilung in schwarze Kâfirs (Siâhposch) und weifse (Çpîn Kâfir), welche von der Kleidung hergenommen ist. Nach Elphinstone's Erkundigungen zerfallen sie in zahlreiche Stämme, von denen jeder seinen eigenen Namen hat, und unter denen der Stamm der Kamozes der hervorragendste sein soll. Neuere Reisende [1]) haben darüber nichts Gewisses in Erfahrung bringen können, doch scheint es, dafs das Land sehr bevölkert ist und gröfsere Dörfer oder gar Städte in sich befafst; daraus darf man

[1]) Cf. Masson, Journeys Vol. I, 214. Vergl. auch Elphinstone l. c. p. 617 flg.

schliefsen, dafs in irgend einer Form eine staatliche Ordnung bei ihnen bestehen mufs. Aber es ist unmöglich, auch nur die Namen der bedeutendsten Ortschaften zu erfahren, da sie mit den angränzenden Stämmen keinen Verkehr haben, und daher diese keine Kenntnifs von dem Lande besitzen; die Dialekte der an die Kafirs angränzenden Stämme sind zum Theil eigenthümlich, und man sagt, dafs sie sich mit den Kâfirs verständigen können; einer dieser Dialekte, das Kôhistâni, nähert sich nach Massons Versicherung sehr dem Hindi, so dafs dieser Reisende den allgemeinen Sinn der in dieser Mundart geführten Gespräche verstehen konnte. Diefs würde also darauf hinweisen, dafs die Kâfirs zum indischen Stamme gehörten, und in der That die Verzeichnisse von Kâfirwörtern, welche Elphinstone und Vigne gesammelt haben, bestätigen diese Vermuthung sehr; Gewisses aber wird man erst sagen können, wenn wir einmal einen Abrifs der Grammatik besitzen. Ueber die Religion der Kâfirs haben wir nicht einmal Vermuthungen, die auf sie erbitterten Muhammedaner wollen nicht zugeben, dafs sie überhaupt eine haben. Der Gebrauch, dafs sie die Todten, ohne sie zu begraben, auf Bergen aussetzen, erinnert an Erân, sonst freilich wenig von dem, was angeführt wird. Als Krieger sind die Kâfirs gefürchtet, und Kreuzzüge, welche fanatische Muselmänner in ihr Gebiet unternehmen, fallen selten glücklich aus. Die Tadschiks der Gränzgebiete sind zum Theil auf gutem Fufse mit ihnen und zahlen theilweise sogar Abgaben an dieselben, ob aus Neigung oder aus Furcht, mufs dahingestellt bleiben. Obwohl die Kâfirs keinen directen Verkehr mit den südlichen Ländern unterhalten, so besteht doch ein solcher indirect durch einen neutralen Stamm der Nimtschas, von denen sie mit Salz, Kleiderstoffen, Messern, Nadeln, Feuerwaffen, Pulver u. s. w. versehen werden. Von einigen Ortschaften, die ihnen tributpflichtig sind, erheben sie die Steuer in diesen Artikeln.

Wir haben die Völkerverhältnisse Afghânistâns ziemlich ausführlich betrachtet, weil es bei diesem Gränzgebiete darauf ankommt, einen genauen Ueberblick über die Wohnsitze der einzelnen Völkerschaften zu gewinnen. Bei einer so gemischten Bevölkerung kann es nicht auffallen, wenn vielerlei Sprachen im Lande gesprochen werden. Unter den Sprachen des Landes ist

die afghânische die verbreitetste. Sie zerfällt, wie gesagt, in zwei Dialekte; wir kennen jetzt ihre Grammatik wie ihren Wortschatz genau genug, um mit Bestimmtheit aussprechen zu können, dafs sie durch und durch érânisch ist, wenn auch eigenthümlich ausgebildet [1]). Daneben ist auch das Persische in vielfachem Gebrauche, aber, wie es scheint, nur als Sprache der Gebildeten; im Süden von Kâbul, bei den Nomadenstämmen, scheint es sehr wenig verstanden zu werden. Das Türkische wird auf die Gränzgebiete im Westen beschränkt, ebenso das Hindi auf Ost-Kâbulistân. Im Norden von Kâbul haben sich aber noch mehrere Localdialekte erhalten: das Perantscheh bei einigen Familien am Pandschir, das Kôhistâni in einigen Thälern westlich von Khonar, das Laghmani bei den Einwohnern von Laghman, und das Paschai am Khonarflusse [2]). Nur von dem letzten Dialekte wissen wir Näheres; er ähnelt dem Hindi und kann mit Hülfe desselben verstanden werden, ist also sanskritisch. Unsere bisherigen Bemerkungen haben sich blofs auf die heutigen Verhältnisse bezogen, und diese sind, wie man sieht, für den érânischen Stamm aufserordentlich günstig, denn die ihm angehörenden Afghânen haben sich nicht blofs bis an den Indus verbreitet, sondern selbst noch über denselben hinaus. Fragen wir aber die Geschichte, so bleibt kaum ein Zweifel, dafs diese Verbreitung erst der neueren Zeit angehört. Die Verbreitung der Afghânen im Osten von Dschelâlâbâd ist erweislich eine sehr junge. Noch um 1300 v. Chr. wohnten die Jusufzai, welche jetzt die hauptsächlichen Besitzer Ost-Kâbulistâns sind, weit westlich an der Gränze des Gebietes der Beludschen bei Nuschki und Gharra. Die Ghori, welche neben ihnen in der Ebene von Peschâwer angesiedelt sind, wohnten noch 1450 westlich von Ghazna am Ternek; die Turkolanis wohnten früher in Laghman. In derselben Weise bezeugen ältere Quellen die gröfsere Verbreitung der Kâfirs in den Thälern nörd-

[1]) Cf. über diese Sprache die Abhandlungen von Ewald (Zeitschr. für die K. des Morgenl. II, 285 flg.), Dorn, Grammatische Bemerkungen über das Puschtu, St. Petersburg 1840 und A chrestomathy of the Puschtu or Afghan language, St. Petersburg 1847. Raverty, Grammar of the Pukhtu, Calcutta 1856, Dictionary, London 1860.

[2]) Masson l. c. I, 219 flg. III, 168.

lich vom Kâbul. Wir brauchen nicht weiter rückwärts zu gehen als bis zu den Denkwürdigkeiten des Sultan Bâber am Anfang des 16. Jahrhunderts, und wir finden die Kâfirs noch in den Thälern am Khonar; zur Zeit Mahmûds von Ghazna ist das Thal Laghman noch von einem indischen Fürsten beherrscht [1]). Ebenso weisen ältere muhammodanische Berichte auf indische Könige in Kâbul hin. Wir werden also annehmen dürfen, dafs bis vor wenigen Jahrhunderten das Thal Laghman die eigentliche Scheidewand der érânischen und der indischen Bevölkerung im Norden von Kâbul und wohl auch im Kâbulthale selbst bildete [2]). Aber auch im westlichen Kâbulistân scheinen die Afghânen nicht ursprünglich heimisch zu sein. Wir haben gesehen, dafs dort die Bevölkerung der Tadschiks in einem ähnlichen Verhältnisse zu den Afghânen steht, wie die unterworfene indische Bevölkerung im Osten. Elphinstone, und mit ihm Lassen, nimmt an: der eigentliche Wohnsitz der Afghânen sei in Ghoristân, dem Lande der Eimaks und Hazâras. Eine früher von uns mitgetheilte Legende der Afghânen deutet auf den Umkreis des Takhti Suleimân hin; freilich ist darauf nicht viel zu geben. Das Wahrscheinlichste scheint demnach folgendes zu sein: die Afghânen kamen in ziemlich junger Zeit nach Westkâbulistân, sie fanden dort eine érânische Bevölkerung, deren kriegerischer Theil theils von den Siegern vernichtet wurde, theils sich mit ihnen zu einem Volke vereinigte. Der friedliche, ackerbauende Theil der Bevölkerung bestand als ackerbauender Stand fort, und wurde zwar als geringer, aber doch als verwandt angesehen, ganz wie diefs bei den westlichen Kurden mit den Guran, der Bauernklasse, der Fall ist. Nach und nach machten die Afghânen Fortschritte und unterwarfen zum Theil die indische Bevölkerung Kâbulistâns, zum Theil drängten sie dieselbe in die nördlichen Thäler zurück, wo sie bis heute unabhängig fortbesteht. Da diese indische Bevölkerung einem fremden Sprachstamm angehörte, auch in den religiösen Ansichten sich unterschied, so wurde sie von den Siegern mit weniger Rücksicht behandelt als die verwandten Tadschiks

[1]) Masson l. c. I, 215.

[2]) Cf. Lassen, Ind. Alterthumsk. I, 423.

in Westkâbulistân. Wenn wir gesagt haben, dafs die indische Bevölkerung westlich bis Laghman reichte, so mufs diese Angabe ausdrücklich auf die Länder nördlich vom Kâbul beschränkt werden. Südlich vom Kâbul scheint die Gegend stets im Besitz érânischer Völker gewesen zu sein. Wir wollen nun sehen, was wir von den Zuständen dieser Länder vor der muhammedanischen Eroberung noch erfahren können.

Es würde von ganz ungemeinem Interesse sein, wenn wir in die allerälteste Geschichte gerade dieses Landstriches zurückgreifen könnten, in dem Inder und Erânier so nahe beisammen wohnen, wie sonst nirgends. Dafs beide Stämme ursprünglich eins waren, darüber kann kein Zweifel bestehen, und sie müssen in frühesten Zeiten hier entweder zusammen gewohnt haben, oder doch vereint aus ihrem früheren Vaterlande bis hierher vorgedrungen sein, und sich dann nach Westen und Osten verbreitet haben. Indessen, was man auch sagen möge, wir haben keine einzige Urkunde, welche in so hohe Zeiten hinaufstiege; die ältesten Urkunden der Inder sowohl als der Erânier zeigen sie uns als getrennte Völker. Es ist indessen gewifs, dafs die Inder schon früh Land und Volk von Ostkâbulistân für sich in Anspruch genommen haben. Bereits in den Vêdas wird das Land der Sapta Sindhavas, d. i. der sieben Flüsse, genannt, und darunter das Pendschâb mit Hinzunahme des Indus und Kâbul (Kubha) verstanden. Schon der alte Grammatiker Yâska nennt die Kambodschas als ein indisches Volk und ihre Sprachen als einen den sanskritredenden Indern verständlichen Dialekt, wenn gleich derselbe eigenthümliche Formen hatte. Im indischen Epos, im Mahâbhârata, erscheinen die Kambodschas öfter und es wird sogar ihr König genannt als eine Geifsel der Yavanas, d. i. der Griechen; es scheint also das Epos sich auf die Zeit zu beziehen, als die Griechen in Baktrien und Kâbul herrschten. Man hat mit grofser Wahrscheinlichkeit vermuthet, dafs der Name des Stammes Kamoze bei den Kâfirs mit dem Namen Kambodscha identisch sein möchte. Ebenso erwähnen indische Quellen eine Gegend Udyâna, d. i. Garten, deren Ostgränze nach Aussagen chinesischer Buddhisten der Indus ist; es scheint das neuere Sewad zu sein. Südlich vom Kâbul bis an den Indus lag Gandâra, das-

selbe wie *Γανδάριοι* bei Herodot. Ja selbst das wilde Volk der Lampaka wird genannt, worunter wohl ohne Zweifel die Bewohner des Thales Laghman verstanden sind. Die Ansprüche der Inder gehen hiernach gerade so weit, als sie ein Recht haben, solche zu erheben, aber sie sind nicht unbestritten, sie werden von érânischer Seite ebenso erhoben. Darius zählt in seinen Inschriften unter seine Provinzen ebenso Gandâra und Hindu, d. i. Indien. Unter dem letzten Lande wird Darius wahrscheinlich nur die beiden Ufer des Indus verstanden haben; da wir wissen, dafs er durch Skylax die Schiffbarkeit des Indus erforschen liefs, und diese Expedition von Kaspapyrus, d. h. Kaschmir ausging, so wird man nicht zu viel wagen, wenn man annimmt, dafs er die Umgegend des Indus von Kaschmir an kannte und einen Einflufs auf sie ausübte. Von einem Könige, wie Darius, wurden natürlich alle Provinzen aufgezählt, welche zu seinem Reiche gehörten, ohne Rücksicht auf die Nationalität, dagegen läfst sich vom Avesta annehmen, dafs das Politische zurücktrat und Nationalität und religiöser Glaube in den Vordergrund gestellt wurde. Auch das Avesta nennt das Land der Siebenflüsse (*hapta hendu*) und meint damit ohne Zweifel Ostkâbulistân. Unter den Fehlern des Landes stellt es die grofse Hitze obenan, sagt aber kein Wort gegen die Rechtgläubigkeit, ein Vorwurf, von dem sonst sogar érânische Provinzen nicht verschont bleiben. Der Ausdruck *hapta hendu* ist ganz derselbe wie *sapta sindhavas* der Inder, wenn man die Gesetze der Lautverschiebung berücksichtigt, die zwischen beiden Sprachen obwalten. Der Umstand nun, dafs in diesen beiden Worten die Gesetze der Lautverschiebung beobachtet sind, bürgt uns dafür, dafs keines der beiden Völker den Ausdruck von dem andern durch Entlehnung erhalten hat, dafs vielmehr derselbe — wie der Name der Arier — in eine ältere Zeit vor der Sprachtrennung zurückgeht. Dafs das Avesta das Land der sieben Flüsse zu Erân gezählt haben will, ist mir ganz unzweifelhaft; sollte es als blofse Provinz aufgezählt werden, so wäre es das einzige Beispiel seiner Art, und es wäre nicht einzusehen, warum das Avesta nicht z. B. Babylon eben so gut aufzählen sollte, wie diefs Darius thut, da ihm dieser Ort bekannt ist. Nicht minder wichtig ist eine andere Notiz über einen hierher gehörigen Landstrich. Unter

dem im Avesta Vaekereta genannten Orte versteht die Tradition Kâbul, und, wie ich glaube, mit Recht. Als die Plage, welche der böse Geist über dieses Land verhing, wird ein Dämon des Götzendienstes genannt, der sich an Kereçâçpa hing. Dieser Kereçâçpa ist ein berühmter Hold der êrânischen Sage, aus dem Königshause von Sedschestân entsprossen, das sich gleich edler Abstammung rühmte, wie das zu Persepolis, und direct vom Könige Dschamschêd entsprungen sein wollte. Von ihm geht die Sago von seiner Liebe zu einer schönen Dämonentochter. Ein Held desselben Geschlechtes, Zâl, heirathet Rudâbe, die Tochter des Königs Mihrâb von Kâbul, nicht ohne ernste Bedenken seines Vaters und des Grofskönigs; denn Mihrâb ist zwar ein treuer Vasall, aber seine Abstammung ist unrein, denn er stammt von den Nachkommen des bösen Zohâk, die sich in die östlichon Länder geflüchtet haben; auch gehört er zu den Götzendienern. Aus dieser Sago lernen wir zweierlei: erstlich, dafs man die Könige von Kâbul und ihre Unterthanen für nicht rechtgläubige Erânier hielt; zweitens, dafs demungeachtet sie zu den Unterthanen des Königs gehörten und dafs Heirathen mit ihnen zwar nicht gern gesehen, aber doch geduldet waren. Das Avesta zählt auch zu den êrânischen Provinzen Haraqaiti, d. i. Arachosien, und auch dieses Land wird nicht als ganz rechtgläubig angesehen, weil man dort die Todten begräbt; doch erinnert diese Sitte wenigstens nicht an indische Gebräuche. Es fragt sich nun, wie wir diesen doppelten Ansprüchen, die von Indien und von Erân aus erhoben werden, genügen sollen. Ich glaube, dafs beide Theile Rocht haben. Wir werden sehen, dafs der Besitz dieses östlichen Gränzgebietes häufig wechselte; es läfst sich denken, dafs die staatlichen Verhältnisse auf die Einwohner nicht ohne Einflufs blieben und dafs die nomadischen Erânier, welche die Suleimângebirge und ihre Vorberge bewohnten, auch damals schon in die Ebene von Peschâwer und an den Indus hinabzusteigen pflegten, wenn die Gelegenheit günstig war, wie sie diefs heute noch thun. Die Bevölkerung dieser Gegend war also meistens weder rein indisch, noch rein êrânisch, darum konnten sie beide Völker zu ihren Besitzungen zählen.

Den Nachrichten der Vêdas und des Avesta stehen an Alter

zunächst die Berichte der Griechen, welche mit Herodot anfangen. Leider sagt uns Dieser über unser Gebiet so gut wie nichts. Nur die von ihm in der siebzehnten Abtheilung mit den asiatischen Aethiopen zusammengenannten Parikanier (Her. III, 94) glaube ich nach Kâbul und in die Umgegend setzen zu müssen, nicht nach Sedschestân, wie gewöhnlich geschieht; es sind offenbar die Verehrer der Feen *(pairika)*, von denen eine sich an Kereçâçpa hing, wie das Avesta erzählt. Die anderen Völkerschaften dieser Landstriche werden wohl in der zwanzigsten Satrapie bei den Indern gesucht werden müssen. Spätere Berichte zählen die Kâbulländer zu einem grofsen Ländercomplex hinzu, der den Namen Ariana führt. Die Gränzen, welche Strabo diesem Lande giebt, sind nicht ganz klar, doch kann im Allgemeinen kein Zweifel bestehen. Die östliche Gränze Ariana's bildete gewifs der Indus, die südliche der Ocean; die westliche Gränze soll eine Linie von den kaspischen Thoren bis nach Karamanien bilden. An einer anderen Stelle nennt Strabo, nach Eratosthenes' Zeugnisse, als diese westliche Gränze eine Linie, welche Parthien von Medien, Karamanien von der Persis trennt. Die nördliche Gränze bildet der Paropanisus oder die Fortsetzung desselben. Als die Nationen, welche dieses Land bewohnen, nennt Strabo die Paropamisaden, die Arier, Dranger, Arachoten und Gedrosier; Plinius vermehrt noch die Zahl derselben, indem er wahrscheinlich untergeordnete Stämme und Clane aufzählt. Der Name Ariana ist gewifs ächt êrânisch, und auch diese Bezeichnung für diese Länder mag leicht viel älter sein als Strabo, wenn wir auch bei ihm zuerst derselben begegnen. Es soll offenbar dieses Ariana ein Mittelland sein, welches allmählich den Uebergang von Erân nach Indien vermittelt. Die Idee ist nicht unrichtig, aber zu allgemein gehalten, die Zwischenstufen müssen weit genauer bestimmt werden. Von den zu Ariana gezählten Völkern gehören die Paropamisaden und die Arachoten zu dem von uns behandelten Gebiete der Paropamisaden oder, wie man wohl richtiger schreibt, der Paropanisaden, denn die Inder nennen die Berge des Hindukusch Nischada, und in der scythischen und babylonischen Uebersetzung der grofsen Darius-Inschrift wird der Name Gandâra durch Parupanisanna wiedergegeben. Nach den classischen Autoren gränzte

das Land der Paropanisaden im Westen an Aria oder Herât, im Osten an den Indus, im Norden an Baktrien und im Süden an Arachosien. Hauptstadt des Landes war Ortospana oder Kabura, wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Kâbul; diese Namen klingen mehr érânisch als indisch. Arachosien gränzte nach Ptolemäus nördlich an das Land der Paropanisaden, südlich an Gedrosien, westlich an Drangiana, östlich an den Indus. Die Hauptstadt hiefs wie das Land selbst, die Lage ist nicht genau zu ermitteln; die Einwohner wurden auch die weifsen Inder genannt, was auf eine Gemeinschaft mit Indien hinzuweisen scheint.

Alle diese Nachrichten, so spärlich sie auch sind, zeigen zur Genüge, dafs Erân auch für die älteste Zeit seine Ansprüche auf dieses Land nicht aufgeben darf. Die Strafsen, welche von Erân auf das westliche Hochland hinaufführten, waren zu allen Zeiten viel begangen und eine Berührung der Völker unvermeidlich. Doch dürfte in älterer Zeit das Verhältnifs der Völker ein umgekehrtes gewesen sein. Heutzutage überwiegen durch die Herrschaft der Afghânen das érânische Wesen und der Muhammedanismus in Afghânistân und drängen das Indische mehr und mehr zurück; in früherer Zeit scheinen die Inder in Bezug auf Sprache und Religion im Vortheil gewesen zu sein und die Erânier in der Minderheit. Wie die Völker in diesem Gebiete sich drängen und stofsen, so scheint auch das Land ein streitiges Gebiet zwischen Erân und Indien gewesen zu sein. Es ist mit Recht aufgefallen, dafs Darius in seiner grofsen Inschrift zwar Gandâra, aber Indien noch nicht unter seinen Besitzungen nennt, sondern erst in einer Inschrift von Persepolis und in seiner Grabschrift. Man wird hieraus schliefsen dürfen, dafs er diese Besitzungen erst in dem Zeitraume erwarb, welcher zwischen diesen Inschriften in der Mitte liegt, etwa in den Jahren von 516 v. Chr., wo Babylon bezwungen wurde, bis 499, in welches Jahr der Anfang der Verwicklungen mit Griechenland zu setzen ist, welche ihn dann bis zu seinem Tode beschäftigten. Die indischen Eroberungen können nicht unbedeutend gewesen sein, da die Inder 360 Talente zu den Steuern beitrugen. Arachosien scheint mit der Persis fest verbunden gewesen zu sein. Als der Perser Vahyazdata sich

gegen den Darius empörte, wufste er auch Arachosien für den Aufstand zu gewinnen, und sein Feldherr hielt sich dort noch nach der Hinrichtung seines Herrn. Bei dieser Gelegenheit werden zwei arachosische Festungen, Kapisakanis und Arschâdâ, und ein Bezirk Gandutava genannt. Die Herrschaft über diese Gegenden blieb auch dem Xerxes erhalten, denn bei seinem Zuge nach Griechenland erschienen Inder und Gandârer unter seinem Heere, ebenso die Parikanier (Herod. VII, 65. 67.). Ob sich auch die Nachfolger des Xerxes in der Herrschaft dieser Landestheile zu behaupten wufsten, vermögen wir bei dem Mangel von Nachrichten nicht zu bestimmen. Die Wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür, dafs mit dem Verfalle des Achämenidenreiches diese entfernten Völkerschaften sich unabhängig gemacht haben werden; auch hat uns Strabo die Notiz bewahrt, dafs Alexander die Länder am Indus, welche früher den Persern gehört hatten, den Arianern abgenommen habe, woraus hervorgeht, dafs die Achämeniden zu jener Zeit nichts mehr dort zu sagen hatten. Indessen kommen noch in der Armee des letzten Achämeniden Inder vor, wenn auch in geringer Anzahl. Es waren zum Theil Nachbaren der Baktrier, zum Theil der Arachoten, also gerade aus dem nördlichen Theile Ariana's. Nähere Nachrichten erhalten wir wieder durch den Zug Alexanders des Grofsen. Wie in Sogdiana und in Baktrien suchte er auch hier sein Andenken durch Städtegründungen zu erhalten. In Arachosien gründete er zwei Städte, die beide seinen Namen trugen, die eine scheint in der Gegend des heutigen Ghazna, die andere in der Nähe von Kandahâr gelegen zu haben. Als er im Jahre 327 v. Chr. in das Land der Paropanisaden und zu den Indern am Kophen oder Kâbulstrome kam, fand er dieselben unabhängig; ob sie das schon lange waren oder erst kurze Zeit seit dem Falle des Achämenidenreiches, wissen wir nicht. Er fand das Land auch reich bevölkert und gründete auch dort ein Alexandria am Kaukasus, 50 Meilen von Kabura, am Fufse der hohen Berge gelegen. Diefs nöthigt uns, die Stadt im Norden von Kâbul zu vermuthen. Sie mufs in der Nähe des Zusammenflusses des Pandschir und Gurband unweit der Ebene Begram gesucht werden, wo noch heute bedeutende Ruinen zu finden sind. Die macedonischen Feldherren

Hephaistios und Perdikkas rückten von da ohne grofse Schwierigkeit im Kâbulthale bis an den Indus vor, während Alexander es unternahm, die in den verschiedenen Thälern nördlich von diesem Flusse wohnenden Völkerschaften zu bezwingen. Von dem Flusse Choes (Khonar) an fand er indische Völkerschaften, die sich sehr tapfer gegen das Eindringen der Fremden wehrten, zuletzt aber doch bezwungen wurden; es waren die Vorfahren der heutigen Kâfirs. Nach dem Tode Alexanders wurden diese Provinzen zuerst dem Reiche der Seleuciden, dann dem griechisch-baktrischen Königreiche einverleibt. Aber bald kam ein Völkerstrom vom Norden, der dem griechisch-baktrischen Königreiche ein Ende machte und sich durch Kâbulistân an den Indus verbreitete. Es waren die Indoscythen, die Ye-ta der Chinesen, wahrscheinlich ein tibetanischer Stamm, der noch heute einen grofsen Theil der Bevölkerung des Induslandes bildet und dessen Name sich in dem modernen Dschat erhalten hat. Sie bilden die ackerbauende Bevölkerung in Pendschâb, Sind und Katscha Gandava; ein Stamm von ihnen war sogar bis Guzerât vorgedrungen. Aufserdem findet man die Dschats als Handwerker in Kâbul, Kandahâr, Herât; ja sogar bis nach Mesched und Mekrân dringen sie vor. Schriftsteller des Mittelalters versichern sogar, dafs Stämme der Dschat bis nach der Persis vordrangen. Man kann sich hier noch einen Begriff davon machen, in welcher Menge sie die von ihnen besetzten Länder überschwemmten. Sie scheinen dort eine ähnliche Stellung eingenommen zu haben, wie heute die Afghânen; sie bildeten den herrschenden Adel und aus ihrem Stamm waren die Könige. Der erste der scythischen Fürsten, welcher nicht blofs Kâbul und Arachosien besetzte, sondern auch im Westen Drangiana, im Osten den Indus unter seine Herrschaft brachte, scheint Mayes gewesen zu sein und etwa um 120 v. Chr. regiert zu haben. Wir besitzen eine Menge von Münzen indoscythischer Herrscher, die sich in etwa drei Dynastieen und über den Zeitraum von 120 v. Chr. bis 60 n. Chr. vertheilen; da aber ihre Reihenfolge nicht ganz gewifs ist und über ihre Regierungshandlungen nähere Berichte fehlen, so verlohnt es sich nicht, sie hier zu erwähnen. Der berühmteste unter ihnen ist Kanerki oder Kanischka, der um Christi Geburt lebte und ein grofses Reich erobert

hatte. Seine Macht reichte im Norden über den Belurtagh hinaus, im Osten bis zum Ganges, im Westen bis nach Baktrien; auch im Süden scheint seine Macht weit gereicht zu haben. Bald nach seinem Tode muſs aber das Reich der Scythen in Indien gebrochen worden sein. Der folgenschwere Einfall der Scythen hatte während seiner Dauer den Einfluſs der Erânier unmöglich gemacht und die Eroberungen der Parther nach dieser Seite hin gelähmt; doch scheinen sie, wenigstens eine Zeit lang, Arachosien beherrscht zu haben, und nach dem theilweisen Verfall des Scythenreiches drangen sie sogar nach dem Indus vor. Das Reich der Sasaniden dehnte sich nur sehr langsam gegen Osten aus. Unter seinem Gründer scheint es bloſs bis nach Kermân gereicht zu haben, Schâpur I. fügte dazu einen Theil von Chorâsân, und erst Vararân III. (276—293 n. Chr.) eroberte den östlichen Theil von Drangiana. Beludschistân eroberte sogar erst Anuschirwân (529—577). Die Unterwerfung Afghânistâns wird gewiſs nicht früher erfolgt sein als die von Drangiana, und es läſst sich denken, daſs durch eine so lange Unterbrechung des érânischen Einflusses das indische Wesen an Kraft gewinnen muſste. Da die Sasaniden eifrig für den Handel sorgten, so konnten sie die Hauptstraſse für den damaligen indischen Handel nicht vernachlässigen. Zeugniſs für einen, wenn auch spät erlangten, érânischen Einfluſs giebt uns eine Münze eines Herrschers Vasudêva, die in indischer und érânischer Sprache Legenden enthält, so wie Embleme des érânischen Feuercultus. Nach ihrem Gepräge zu urtheilen, muſs sie aus der Zeit des Khosru Parvîz (598—629 n. Chr.) stammen. Da aber noch die Muhammedaner bei ihren ersten Einfällen in Kâbul indische Fürsten dort vorfanden, so kann dieser Einfluſs kein sehr nachhaltiger gewesen sein.

Wie wir im Lande indische und érânische Oberhoheit wechseln sahen, so zeigt auch die Cultur eine Hinneigung nach beiden Seiten. Gleich bei dem Eintritte in Kâbulistân durch die Pässe von Bamiyân begegnen uns Denkmale fremdartiger, nicht-érânischer Cultur. Die Stadt Bamiyân liegt auf dem Wege, welcher von Herât nach Kâbul führt, gerade in der Mitte der Pässe in einem engen, drei Stunden langen Thale und ist im Norden wie im Süden durch dreifache Gebirgspässe verschanzt. Der abgelöste

Theil einer Bergwand, der sich isolirt in der Mitte des Thales findet, trägt die Denkmale, die uns erhalten sind. Man erkennt noch an der gegen das Thal schauenden Bergwand zwei ungeheure Figuren, welche aber durch den Fanatismus der Muhammedaner arg verstümmelt sind [1]). Die gröfsere, 120 Fufs hoch und 70 Fufs breit, steht in einer Nische, welche tief in den Berg hineingearbeitet ist, die unteren Gliedmafsen sind durch Kanonenschüsse weggerissen, auch das Gesicht ist unkenntlich gemacht; noch aber sieht man deutlich die breiten Lippen und die lang herabhängenden Ohren, wie wir sie an den Buddhafiguren gewohnt sind. Burnes glaubt, dafs der Kopf mit einer Tiara geziert war, Masson will nichts von dieser bemerkt haben. Der Körper war mit einem Mantel bekleidet, der aus aufgelegtem Gipsstucco gefertigt war. Etwa 200 Schritte entfernt an derselben Bergwand findet sich eine zweite Figur, aber kleiner als die erste, wefshalb sie die Umwohnenden für eine Frau halten; sie ist aber so sehr beschädigt, dafs sich nichts Gewisses über sie sagen läfst. Eine dritte noch kleinere Figur wird als Kind bezeichnet. Zu beiden Seiten der Kolosse bemerkt man eine Menge viereckiger Löcher in der Bergwand, sie führen zu den Gängen und Höhlen, welche im Innern des Berges bis zu der Höhe der Kolosse empor führen. Der Berg ist voll von Höhlen, von denen einige Verzierungen haben. Die Zahl dieser Höhlen wird auf 12—14000 angegeben, sie dienen noch heute den Bewohnern der Umgegend zu Wohnungen; wenn diefs ihre ursprüngliche Bestimmung war, so mufs die Stadt früher viel gröfser gewesen sein, als sie jetzt ist. Dafs die Kolosse buddhistischen Ursprungs sind, ist, wenn auch nicht ganz gewifs, doch überwiegend wahrscheinlich. Die Stellung ist allerdings nicht ganz die, welche Buddha gewöhnlich einzunehmen pflegt, wenn er abgebildet wird, aber die Aehnlichkeit ist doch unverkennbar, und es ist keine Frage, dafs Bamiyân vor dem Auftreten des Islam eine von vielen Buddhisten bewohnte Stadt war. Ein unwiderleglicher Zeuge dafür ist der chinesische Reisende Hiuen-thsang, der Bamiyân im 7. Jahrhundert n. Chr. besuchte [2]). Er sagt uns, dafs Bamiyân ein sehr kaltes Klima

[1]) Cf. Ritter: Die Stupas p. 47 flg. Masson, Journeys II, 382 flg.

[2]) Stan. Julien, Vie de Hiuen-thsang p. 373.

habe, wenig Getreide und noch weniger Blumen hervorbringe, dagegen aber gute Weide für das Vieh darbiete. Die Stadt lehne sich an steile Felsen an, wo die Häuser zum Theil angebaut seien. Die Einwohner seien wild und roh, aber bekannt wegen ihrer Rechtlichkeit und dem Glauben an Buddha sehr zugethan; die Stadt enthalte etwa zehn Klöster. Er erwähnt auch eine grofse steinerne Bildsäule Buddha's, die zu jener Zeit mit Gold und Schmuck bedeckt war. Hiernach darf man wohl annehmen, dafs Bamiyân den Anfang der buddhistischen Denkmale bildet, welche sich von da das Kâbulthal entlang bis nach Indien hinein ziehen. Diese Denkmale nennt man gewöhnlich Topen, der eigentliche indische Name ist Stûpa [1]). Sie scheinen meist bestimmt gewesen zu sein, um Reliquien irgend eines hervorragenden Mannes aufzubewahren, theils auch überhaupt, um ein wichtiges Ereignifs zu feiern. Die meisten werden nördlich von Kâbul in dem gebirgigen Theile des Landes gefunden, andere östlich bis nach Manikyâla, noch andere im Westen von Kâbul in Wardak. Die Topen sind cylindrische Gebäude mit einem kuppelförmigen Oberbau und mit einer hügelartigen Basis. Die frühesten der Topen Kâbulistâns scheinen der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. anzugehören und von den indoscythischen Königen errichtet zu sein; auf dem Deckel eines Kupfergefäfses in der Tope von Manikyâla hat man den Namen des Kanischka eingegraben gefunden. Andere müssen später, in der Zeit der Sasaniden, erbaut worden sein, da man sasanidische Münzen in ihnen vorgefunden hat. Es ist bemerkenswerth, dafs man diese Topen besonders das Kâbulthâl entlang und dann im Norden desselben findet, im Süden sind meines Wissens keine solche Denkmale gefunden worden.

Von den Alterthümern Afghânistâns sind aufserdem noch einige andere Bauwerke zu nennen, welche das Volk als Schlösser Zohâks bezeichnet, d. h. mit anderen Worten: den alten Dynastieen der Provinz angehörend. Eine solche Zohâksburg findet sich

[1]) Am vollständigsten beschrieben von Masson bei Wilson, Ariana antiqua p. 55—118.

in einem Engpasse bei Bamiyân, durch welchen der kleine Fluſs Kalu in den Fluſs von Bamiyân strömt [1]). Die Ruinen liegen gegen Osten und auf einem Hügel, welcher die beiden Ströme trennt; sie bestehen aus Mauern und Brustwehren, ungefähr 70—80 Fuſs hoch; die Mauern sind bald terrassenförmig übereinander aufgeführt, bald schmiegen sie sich der Form des Felsens an; das Ganze ist mit so vielem Geschmack ausgeführt, daſs es einen sehr angenehmen Eindruck hinterläſst. Das Material, aus dem die Ruinen bestehen, sind gebrannte Ziegel von ausgezeichneter Qualität, so daſs die Mauern noch ganz neu scheinen, obwohl sie unzweifelhaft sehr alt sind. Die Bedeutung des Gebäudes kann nicht mehr angegeben werden; eine Festung kann es kaum gewesen sein, dazu ist die Lage nicht geeignet. Umfangreicher als diese Zohâksburg sind die Ruinen von Ghulghuleh, gleichfalls in der Nähe von Bamiyân [2]). Sie sind so zahlreich und ausgedehnt, daſs man schlieſsen muſs, eine bedeutende Stadt habe an jener Stelle gestanden. Am merkwürdigsten darunter sind die Ueberbleibsel der Festung, die auf einer Anhöhe steht, manche Theile sind noch wohl erhalten. Aus welcher Zeit dieses Bauwerk sei, ist nicht gewiſs, die Eingebornen versichern, daſs man in den Ruinen häufig verwitterte Schriften und Münzen ausgegraben habe; die letzteren trugen, so viel man bis jetzt ermitteln konnte, kufische Legenden. Die Stadt mag daher bis in die muhammedanische Zeit bestanden haben; etwas Gewisses läſst sich nicht sagen, so lange nicht genaue Untersuchungen angestellt sind. Um Bamiyân finden sich auch auf den Anhöhen zahlreiche Thürme, die aus alter Zeit zu stammen scheinen. Eine ähnliche Stadt wie im Thale von Bamiyân soll auf den Höhen des Serikôh, von dem der Gomal entspringt, erhalten sein; sie wird ebenfalls dem Zohâk und seinen Nachkommen zugeschrieben. Drei Thore, aus gebrannten Ziegeln erbaut, sollen noch stehen, auch soll sich dort ein tiefer See befinden, dessen Wasser nach der Volksmeinung mit dem Indus in Zusammenhang steht. So erzählt ein Reisender, der übri-

---

[1]) Masson, Journeys II, 377 flg.

[2]) Masson l. c. p. 390.

gens die Stadt nicht selbst gesehen hat[1]). Ruinen einer alten Stadt werden auch an dem Ufer des Arghesanflusses, also im alten Arachosien erwähnt, doch fehlen bis jetzt nähere Nachrichten. Unter den alten Münzen, die in den Topen namentlich in grofser Anzahl ausgegraben wurden, interessiren uns vorzüglich die der indoscythischen Könige, als der Herren des Landes. Auf diesen finden sich deutlich theils Namen und Embleme êrânischer Gottheiten, theils auch solcher Götter, welche von den brahmanischen Indern verehrt werden. Hiernach scheint es, dafs diese Fürsten, die ohne Zweifel mit sehr dürftigen religiösen Vorstellungen aus ihrer Heimath kamen, eine Zeitlang geschwankt haben, welchem von beiden Glaubenskreisen sie sich zuwenden sollten, ob dem êrânischen oder dem Dienst des Çiva. In der Folge nahmen sie die buddhistische Lehre an und wurden nicht nur selbst sehr eifrige Anhänger derselben, sondern sorgten auch für deren weitere Verbreitung. Wir wissen von dem mächtigsten dieser Fürsten, dem Kanischka, dessen Herrschaft sich weit in die nördlichen Steppen erstreckte, dafs er sich die Söhne der nördlichen Herrscher als Geifseln schicken liefs und sie mit buddhistischen Mönchen in Verbindung zu bringen suchte, um ihnen Liebe zu seiner Religion zu erwecken. Von besonderem Interesse ist auch noch eine vereinzelte Münze eines Herrschers aus der Zeit der Sasaniden, welche persische und indische Legenden zeigt.

Diese Denkmale geben uns wenigstens einige Anhaltspunkte zur Beurtheilung des Culturzustandes der vor dem Islam in Afghânistân herrschte. Im nördlichen Theile, in dem ehemaligen Lande der Paropanisaden, mufs seit alter Zeit das indische Wesen überwogen haben, in früherer Zeit indischer Götzendienst, später der Buddhismus. So wenig aber die ganze Bevölkerung des Paropanisadenlandes aus Indern bestand, ebenso wenig wird die ganze Bevölkerung dem indischen Glauben zugethan gewesen sein; es wird die êrânische Religion dort jederzeit Verehrer gehabt haben, wenn auch nur in kleiner Anzahl, sonst würde sich nicht leicht erklären lassen, wie später êrânische Sprache und Anschauungen in solchem Maafse die Oberhand gewinnen konnten,

[1]) Vigne, Narrative etc. p. 109.

wie es thatsächlich der Fall ist. Die grofse Masse buddhistischer Denkmale spricht gegen diese Annahme durchaus nicht, man mufs bedenken, dafs damals, als sie gebaut wurden, ein fremder Stamm der herrschende im Lande war und dieser sich mit Vorliebe der buddhistischen Religion zugewandt hatte; die älteren, unterworfenen Einwohner konnten sich dabei immerhin ihre frühere Religion bewahrt haben. Günstiger noch für Erân scheint das Verhältnifs in dem südlicheren Arachosien gewesen zu sein, doch fehlen leider darüber genauere Angaben.

Das Gränzland Belutschistân.

An der Stelle, wo das Suleimângebirge sein Ende erreicht, erweitert sich die Ebene des Indus mehr und mehr, und das Gebiet des Stromes an seinen beiden Ufern bleibt nach wie vor indisches Land. Die Landschaft Sewistân, sowie weiter südlich Katscha Gandawa sind nicht zu Erân, sondern zu Indien zu rechnen. Das érânische Land bleibt nach wie vor durch hohe Berge schroff von Indien abgegränzt; denn die Gebirge haben nicht aufgehört, sie sind nur zurückgetreten. An die südlichsten Ausläufer des Suleimângebirges schliefsen sich erst das Kurlekhi-, weiterhin das Brahui- und Halagebirge an, welche erst mit dem Meer endigen. Jenseits dieser Gebirge beginnt érânisches Hochland, eine Fortsetzung des Hochlandes von Afghânistân, das wir oben betrachtet haben. Es ist dieses Gebiet grofsentheils schwach bevölkert und fällt gegen Sedschestân zu in Steilstufen ab, so dafs man, wenn man auf dem höchsten Punkt angelangt ist, die Wüste wie einen grofsen Sandocean vor sich sieht. Von diesem südöstlichen Hochlande zweigen sich die Bergrücken ab, welche den südlichen Theil der érânischen Sandwüste umschliefsen; sie verzweigen sich in eine grofse Menge von Bergketten, die sich zuweilen zu schneetragenden Kegeln erheben und weiterhin an die Gebirge von Persis und Kermân anschliefsen, gegen Westen zu. Gegen das Meer hin fallen sie steil ab, nur ein schmaler sandiger Küstensaum, der sich selten über 2—3 geographische

Meilen gegen Norden erstreckt, liegt im Osten unter diesen Felsklippen und verengert sich gegen Westen hin mehr und mehr, bis endlich die äufsersten Küstenstriche steil über das Meer hereinhängen [1]). Unzählige kleine Küstenflüsse strömen dem Meere zu, aber kein einziger von allen ist bedeutend; nur bei Regen schwellen sie oft stark und plötzlich an und können dann den Reisenden gefährlich werden.

Die Natur des Ostrandes von Erân ist in seiner südlichen Hälfte dieselbe wie in der nördlichen. Die Gebirge schliefsen im allgemeinen Erân streng von Indien ab, aber sie gestatten den Verkehr beider Länder durch einzelne Pässe. Unter den Wegen, die aus den unwirthlichen Ländern des Westens nach dem Indus führen, ist der durch den Bolanpafs der bedeutendste [2]). Er führt von Kandahâr ohne wesentliche natürliche Hindernisse gegen Südosten über steinige, unfruchtbare, und nur von wenigen, aber räuberischen Stämmen bewohnte Ebenen, bis man endlich an eine Hügelreihe kommt, die dem Khodschah-Amrangebirge angehört, und welche die westliche Gränze des Thales Pischin und weiterhin die östliche der Ebene Schorawak bildet. Der Kozhakpafs führt über diese Berge hinüber. Auf beschwerlichem, steilem Wege gelangt man zur Pafshöhe hinauf, von welcher aus man einen schönen Blick in das ausgedehnte Thal Pischin hat, ein nicht minder steiler Weg führt dann von der anderen Seite wieder in das Thal hinab. Das Thal Pischin ist von Afghânen bewohnt, folglich wird dort auch noch Afghânisch gesprochen, aber es reicht ihr Sprachgebiet jetzt nicht mehr so weit wie früher; sie sind seit einiger Zeit von den Brahuis zurückgedrängt worden, und noch ehe man die Stadt Schal oder Kwettah erreicht, befindet man sich unter den Brahuis und im Gebiet des Herrschers von Kelât. Der Lorafluſs, der das Thal durchströmt, hat salziges Wasser und verliert sich in der Ebene Schorawak im Sand; dort wird er auch zur Bewässerung der Felder stark gebraucht, was im Thal Pischin seiner hohen Ufer wegen nicht der Fall ist. Die Stadt Schal liegt in einem wohlbewässer-

[1]) Cf. Ritter VIII, 716.

[2]) Cf. Masson, Journeys I, 297 flg.

ten Thale von etwa 20 engl. Meilen Länge und 3—4 Meilen Breite, an einem Hügel, auf welchem ein Castell, aber in Ruinen, liegt. Die Stadt mag etwa 300 Häuser enthalten; sie hat viel Handel, denn sie liegt nicht nur in der Mitte zwischen Kandahâr und Schikârpur, sie ist auch der Knotenpunkt, wo verschiedene andere Strafsen von Kelât u. s. w. zusammentreffen. Gärten umgeben die Stadt, in denen Trauben, Feigen, Orangen, Aepfel und Birnen trefflich gedeihen. Die Ebene trägt Weizen, Gerste, Klee und anderes Futter, die benachbarten Hügel sind vortrefflich zur Schafzucht geeignet und man sieht zahlreiche Heerden dort weiden. Die Geifsel der Stadt sind die räuberischen Kakers, ein Afghânenstamm, der die Hügel im Norden und Nordosten der Stadt bewohnt und dieselbe schon mehr als einmal überfallen und geplündert hat. Von Schal aus führt der Weg weiter zu dem Ende des Thales, das noch 5—6 engl. Meilen entfernt ist; man erreicht dieses an einem kleinen Hügel Ser-i-âb, aus dem eine schöne Quelle lauteren Wassers hervorsprudelt, von dem man sich mit einem Vorrath für die noch bevorstehende Reise zu versehen pflegt. Gegen Süden sieht man den hohen Berg Tschehil-tan, auch führt von da ein Weg nach Mastang; wer aber zu dem Bolanpafs will, läfst diesen Berg zur Rechten liegen und wendet sich ostwärts durch eine wüste Ebene, welche den bezeichnenden Namen Dascht-i-bidaulat (die unglückliche Ebene) führt, zu deren Ueberschreitung ein voller Tag erforderlich ist. Hierauf kommt man an die äufsersten Hügel des Bolanpasses. Nach geringem Aufsteigen senkt sich der Weg in ein Thal hinab und führt über lauter Kiesel, mit denen das Thal angefüllt ist, in ein anderes enges Thal, in welchem eine Menge Quellen aus den umgebenden Felsen brechen und sich in das Thal hinabstürzen. Dieser Ort heifst Ser-i-Bolan (Anfang des Bolan). Man wendet sich beim Weitergehen zunächst von dem Bolanflüfschen ab und kommt bei Bibi Nani zu einem anderen kleinen Flüfschen, das von Kelât herabkommen soll. Der Weg schlängelt sich fortwährend zwischen Hügeln hin, und durch die ausgedehnte Ebene Kirta führt er zum Flufs Germâb, dem dritten Flusse, der auf diesem Wege entspringt und fortan der beständige Begleiter des Reisenden bleibt. Der Weg wird nun beschwerlich,

zuerst wegen einer sumpfigen Ebene, in der man oft von einer Seite auf die andere übersetzen muſs; bald aber (bei Khandilan) treten die Hügel so nahe an einander, daſs fast der ganze Raum zwischen ihnen vom Wasser ausgefüllt wird. Das Thal öffnet und schlieſst sich noch verschiedene Male, und dieser ganze Theil der Reise wird als sehr malerisch geschildert und das Thal als sehr fruchtbar, aber unsicher wegen der zu befürchtenden Ueberfälle von Räubern; darum wagt auch Niemand sich hier anzusiedeln und man begegnet keinen Dörfern. Der ganze schöne Paſs ist mit Ausnahme einer kleinen Erhebung, durch die man auf die Dascht-i-bidaulat hinaufsteigt, vollkommen eben zu nennen. Sobald man den Paſs verlassen hat, befindet man sich in Indien, und die Inder selbst sagen, alles Land unterhalb des Passes sei Indien, oberhalb desselben Chorâsân. Der Bolanpaſs scheidet auch hier zwei Naturen. Es giebt noch einige andere Pässe nördlich und südlich vom Bolanpasse, welche Erân und Indien verbinden; unter ihnen sind die, welche im Süden auf das Hochland hinaufführen, am wichtigsten, von ihnen wollen wir nun weiter sprechen.

Der südlichste Weg, durch den man vom Indus zur Hochebene von Kelât hinaufsteigt, führt durch den beschwerlichen Kohen-Wat und ist uns von Pottinger und Masson [1]) beschrieben worden. Er geht von dem Hafenorte Sunmiani aus, Anfangs am Bette des Purallíflusses, der gewöhnlich wenig Wasser hat, nach Regengüssen aber sehr verheerend und reiſsend werden kann, nordwärts nach der Stadt Bela. Dort trifft man noch viele Hindus; das ganze Land ist noch indisch, und erst mit den bald anfangenden Bergen beginnt das eigentliche Belutschistân. Hinter Bela verläſst der Weg den Puralli, durch den Kohen-Wat flieſst ein anderes Wasser, Bohar genannt. Der Paſs ist sehr beschwerlich, die Felswände erheben sich mehrere hundert Fuſs hoch zu beiden Seiten und beschatten den Weg, der so eng ist, daſs nicht mehr als zwei Kameele neben einander gehen können, an einer Stelle sogar so eng, daſs dieses nicht einmal möglich ist. Ueber Khanadschi führt der Weg in einen neuen Engpaſs Baran

[1]) Cf. Pottinger, Travels p. 25 flg. Masson, Journeys II, 21 flg.

Lugh (der regnerische Pafs) genannt. Der Weg ist auch hier so enge, dafs er an einigen Stellen wie in den Felsen gehauen erscheint. In etwa anderthalb Stunden steigt man zur Höhe des Passes hinauf und geniefst dann eine entzückende Aussicht auf eine unregelmäfsige Masse öder und felsiger Berge, die nur von wenigen Brahuischäfern hewohnt werden. Nichts, sagt Pottinger, kann majestätischer sein, als dieser Anblick, die tiefe Stille rings umher und die verschiedenen Formen der Berge, welche wie die Wellen einer aufgeregten See über einander gethürmt sind. Von hier weiter nach Turkabur fällt der Weg nicht ab, sondern führt über eine Ebene; ebenso von Turkabur nach Wadd, durch zwei Thäler, deren keines über 14 engl. Meilen breit oder lang ist. Das Städtchen Wadd ist ein kleiner Ort und besteht aus zwei Häusergruppen, von denen die westliche — etwa 40 Häuser — ausschliefslich von Hindus bewohnt wird, während in der östlichen, die nur 25—30 Häuser enthält, ebenso ausschliefslich Muhammedaner wohnen. Von Norden nach Süden hat die Ebene von Wadd nur die Ausdehnung von 5—6 engl. Meilen; von Osten gegen Westen ist sie bedeutender und kein Hügel zu sehen. Die Umgegend von Wadd ist nicht hebaut, erst näher an den Bergen findet man etwas Weizen. Etwa 15 engl. Meilen südwestlich von Wadd liegt die kleine Stadt Nall, ungefähr von gleicher Gröfse, aber mit einer Citadelle versehen und Sitz des Häuptlings des Bizundschustammes.

Von Wadd führt der Weg nach Kelât durch das mit röthlichen Felsen eingefafste Thal, das ziemlich lang ist und sich am Ende erweitert. Ein Platz Miyân-dara (Mitte des Thales) ist ein heliebter Halteort der Karawanen. Wo das Thal endigt, fangen niedere Hügel an und führen den Reisenden in die Ebene von Khozdar, in welcher die gleichnamige Stadt unter Dattelbäumen liegt. Durch das wiesenreiche Thal schlängeln sich Bäche, die aus verschiedenen Quellen entspringen. Die Lage von Khozdar ist für den Handel sehr günstig, weil sich verschiedene Wege dort begegnen: von Sunmiani, von Katscha Gandava, von Dschui in Sindh und von Kelât. Es scheint auch, dafs der Ort früher hlühender gewesen sei, als er jetzt ist. Nach Pottingers An-

gabe [1]) enthält die Stadt ungefähr 500 Häuser; die Einwohner sind hauptsächlich Hindus aus Schikârpur und Multân. Von Khozhdar führt der Weg durch ein langes Thal nach Baghwan; hier auf diesem Wege will Masson die Scheidelinie zwischen indischem und érânischem Klima finden, während Pottinger, der die Gegend im Winter bereiste, schon vom Kohen-Wat an die Kälte empfindlich fand. Das Thal von Sohrâb, wohin der Weg weiter führt, enthält 3—4 Dörfer und ist ziemlich ausgedehnt, 30—40 engl. Meilen lang und 10—20 breit. Ein Strom, der aus verschiedenen Quellen entspringt, bewässert dasselbe. Gegen Norden erhebt sich eine Bergreihe, von den Bewohnern Kôh Maran genannt. Von Sohrâb führt der Weg weiter nach Kelât, dem Hauptorte des Landes; der Weg ist nicht besonders anziehend und ziemlich hügelig. Die Stadt Kelât liegt schön, der Berg Tschehil-tan ist von dort sichtbar, das Thal lachend und grün; die Stadt mit ihrem befestigten Schlosse zwischen grünen Gärten macht einen angenehmen Eindruck.

Ein anderer Weg, der von Kelât nach dem Indus hinabführt, zweigt sich von Sohrâb aus ab und wendet sich gegen Osten, während der oben beschriebene von da gerade südlich geht [2]). Ueber eine wellige Ebene gelangt man zum Dorfe Bopoh und weiterhin zu einem noch gröfseren: Gazan. Die zahlreichen Quellen, welche sich bald darauf zur Rechten zeigen, dürfen als die eigentliche Quelle des Mullohflusses angesehen werden, weil sie niemals aussetzen und durch sie der Flufs fortwährend Wasser erhält, während die Zuflüsse aus dem Thale von Sohrâb und Andschirah nur einen Theil des Jahres mit Wasser versehen sind. Das Thal, in welches der Mulloh nun eintritt, ist eigentlich schon ein Engpafs und bleibt sich gleich, so lange er durch die Berge fliefst. Das Thal verengt und erweitert sich abwechselnd; über Do Dendân (d. i. die zwei Zähne, so genannt von zwei benachbarten Berggipfeln) und Kil gelangt man nach Noh Lang (d. i. die neun Furten, weil man von da ab den Flufs neunmal zu durchsetzen hat). Auch hier ist wieder ein Engpafs, der in die

[1]) Pottinger l. c. p. 36. Masson, Journeys II, 42.

[2]) Masson II, 113 flg.

Ebene von Katschi hinausführt. Der Mullohpafs ist sehr bequem und äufserst sicher, an keiner Stelle ist der Weg von Räubern bedroht, und er kann auch das ganze Jahr hindurch begangen werden. Nur das Steigen der Gewässer, da die kleinen Flüsse bei starken Regengüssen oft plötzlich austreten und verheerend werden, soll zuweilen Unglücksfälle verursacht haben. Der Mulloh ist bei seinem Austritte in die Ebene 50—60 Ellen breit und geht den Kameelen blofs bis an die Kniee. Wenn der Pafs trotz seiner Bequemlichkeit doch nur selten begangen wird, so liegt diefs daran, dafs er nicht wie andere Pässe in einen gröfseren Handelsplatz ausmündet.

Wie mit Indien im Osten, so ist das Hochland von Kelât durch andere Wege gegen Norden und Westen auch mit den êrânischen Ländern verbunden. Der Weg gegen Norden führt von Kelât nach Kandahâr [1]. Ueber unebenen Grund, über lange, aber nicht sehr steile Pässe gelangt man an die Khodscha-Amranberge, über welche vier verschiedene Pässe führen: der Kotal-Bed (der Weidenpafs), der Kotal-Schutur (der Kameelpafs), der Kotal-Roghanni und der Kotal-Kozhak. Von dem letzteren ist schon bei dem Wege durch den Bolanpafs die Rede gewesen; der zuerst genannte ist es, auf dem man das Gebirge zu überschreiten hat, wenn man von Kelât nach Kandahâr gelangen will. Nach Ueberschreitung des Passes gelangt man in die Ebene Schorawak, welche im Westen von den Khodscha-Amranhügeln, im Norden durch eine kleine Hügelreihe, im Süden und Westen aber durch die Wüste begränzt wird. In dieser Ebene streiten sich Cultur und Wüste um den Besitz: soweit die aus dem Thale Pischin hereinströmende Lora zur Bewässerung verwendet werden kann, ist das Land lachend, mit Dörfern und Schlössern versehen, sobald dieser Flufs im Sande versiegt ist, kann kein Anbau mehr stattfinden. Schorawak wird von Afghânen bewohnt, welche dem Herrscher von Kandahâr unterthan sind. Ueber wenig interessante Ebenen und über den reifsenden Arghesanflufs gelangt man in die genannte Handelsstadt. Ein anderer nördlicher Weg führt über Mastang und mündet in der Gegend von Schal in die oben

[1]) Cf. Masson II, 176 flg.

beschriebene Strafse, die in den Bolanpafs führt. Man durchzieht, um nach Mastang zu gelangen [1]), die Ebene Khad, die als ein langes, enges Thal ohne Dörfer und Häuser geschildert wird, das sich bis ganz in die Nähe des Städtchens Mastang erstreckt, welches von Gärten umgeben am Fufse des Berges Tschehil-tan liegt. Dieser Berg, zu dessen Besteigung ein ganzer Tag erforderlich ist, scheint ziemlich hoch zu sein, obwohl seine Höhe nicht genau bekannt ist. Schnee bedeckt seine Gipfel bis zum Juni; in den schattigen Schluchten an der Seite erhält er sich noch weit länger. Den Namen Tschehil-tan, d. i. vierzig Körper, trägt er von einer Legende, dafs ein Mann, der auf dem Gipfel dieses Berges seine vierzig Kinder aussetzte, einige Jahre später, als er wieder hinkam, um ihre Gebeine zu sammeln und zu begraben, dieselben alle gesund und wohlbehalten antraf. Zum Andenken an dieses Wunder ist eine Kapelle auf dem Berge errichtet.

Wie nach Norden, Süden und Osten, so führen auch Strafsen nach dem Westen, aber die Wege nach diesen unwirthbaren Gegenden werden selten begangen. Am bekanntesten ist der Weg, den der kühne Pottinger von Kelât aus durch diese öden Gegenden nach Kermân unternahm [2]). Der Weg kreuzt den von Kandahâr etwa vier engl. Meilen oberhalb des kleinen Dorfes Gharrak und wendet sich über ödes, bergiges Land mehr gegen Westen. Eine Reihe von sechs beschwerlichen Gebirgspässen ist zu überschreiten; der Weg durch einen derselben ist nicht mehr als zwei Fufs breit, und auf der linken Seite sieht man in einen tiefen, gähnenden Abgrund. Der letzte dieser sechs Pässe übertrifft aber alle die übrigen. Er ist an der südöstlichen Seite, welche nach Kelât zugewendet ist, durch eine tiefe Schlucht getrennt, deren Wände von festen schwarzen Felsen gebildet sind und fast senkrecht in die Höhe steigen. Von dieser Schlucht aus steigt man auf einem beschwerlichen Pfade auf die Höhe des Passes, von dem aus sich die Aussicht auf die Wüste eröffnet, welche sich ausdehnt, so weit das Auge reicht und einem grofsen Ocean von

[1]) Cf. Masson II, 55 flg.

[2]) Pottinger l. c. p. 99 flg.

Sand zu vergleichen ist. Das Hinabsteigen von diesem Passe nach Nuschki nimmt fünf Stunden in Anspruch. Ueberhaupt steigt man bei jedem dieser Pässe doppelt soviel hinab als herauf, was allein schon eine bedeutende Senkung ausmacht; gleichwohl findet man sich auf dem Punkte, von dem aus man die Wüste zuerst sieht, noch aufserordentlich über die Oberfläche derselben erhaben, und das Herabsteigen von diesem letzten Passe beträgt das doppelte desjenigen von den andern. Von Nuschki aus unternahm nun Pottinger seine eben so verdienstvolle als beschwerliche Reise gegen Westen; sie führte ihn theils am Rande der Berge hin, welche die Wüste gegen Süden begränzen, theils in die Wüste selbst hinein, selten durch bebaute Gegenden. Die trostlose Oede des éranischen Südlandes tritt aus dieser Reise mit erschreckender Klarheit hervor; sie ist in landschaftlicher Beziehung nicht im mindesten interessant, hat uns aber viele geographische Aufschlüsse gebracht, von denen das Folgende das wichtigste sein dürfte.

Die höchsten Erhebungen des Belutschenlandes finden sich in den Bergen, welche dasselbe im Osten gegen Indien abgränzen. An sie schliefst sich ein Hochland an, welches in zwei Provinzen, Dschalawan und Sarawan, zerfällt. Die Provinz Dschalawan [1]) ist die südliche und ausgedehnteste, sie wird im Süden von Las und einem Theile Mekrâns, im Norden von Sarawan, im Osten von Sindh und Katscha-Gandawa, im Westen von Mekran begränzt. Sie zerfällt in mehrere Unterabtheilungen unter verschiedenen Häuptlingen, die aber alle unter dem Beherrscher von Kelât stehen. Die Provinz Sarawan erstreckt sich im Norden bis an die Gebiete der Afghânen, südlich bildet Dschalawan die Gränze, östlich Sewistân und Katscha-Gandawa, westlich die Wüste. Auch sie zerfällt in mehrere Unterabtheilungen; Kelât gehört, genau gesprochen, zu Sarawan. Dschalawan, obwohl sehr gebirgig, hat mehrere Ebenen, in Sarawan dagegen soll kein ebener Platz im Umfange von einigen Meilen angetroffen werden, die öde Ebene ausgenommen, die man auf dem Wege von Schal nach dem Bolanpasse zu durchwandern hat. Auch das Klima ist in

[1]) Pottinger p. 261 flg.

Dschalawan günstiger als in Sarawan; es regnet dort öfter und dadurch ist der Boden jener Provinz zum Anbau günstiger. Gleichwohl soll Sarawan die doppelte Zahl der Bevölkerung von Dschalawan enthalten. Wohin man sich auch immer von diesem Tafellande aus wenden mag, gegen Norden oder Süden, gegen Osten oder Westen, so muſs man herabsteigen. Die Länder im Süden und Westen von den beiden genannten Provinzen sind Las und Mekrân [1]). Sie sind weit weniger gebirgig als die eben genannten Länder, obwohl auch in ihnen sich hohe Berge finden. Die höchsten Erhebungen Mekrâns finden sich im Westen, im Districte Buschkurd, wo auch noch ein anderer Arm der östlichen Berge ausmündet und so das Kôhistân oder Bergland bildet. An Höhe am nächsten kommt der genannten Kette ein Ausläufer des Brahuigebirges, das sich gegen Süden wendet und beim Cap Arbu am Meere anlangt. Eine andere Kette, welche von dem Brahuigebirge ausgeht, theilt Mekrân in eine nördliche und südliche Hälfte und neigt beim Cap Dschask zur Seeküste hinab. Die nördlichste Bergkette trennt Belutschistân von der Wüste und wird von Eingebornen Waschati oder Matsch genannt; letzteres Wort soll Palme bedeuten, und in der That finden wir, daſs die Palme dort fortkommt. Die Gegend Las könnte füglich als der östliche Theil Mekrâns gelten, obwohl sie immer als ein besonderes Land angesehen wird. *Las* heiſst in der Sprache jener Gegend die Ebene, und als eine solche kann das Land auch betrachtet werden. Im Süden ist es vom Meere begränzt, von den drei anderen Seiten nur durch Gebirgspässe zugänglich. Von dem nördlichen, dem Kohen-Wat, haben wir schon gesprochen; die zwei östlichen heiſsen die von Karratschi und Haiderâbâd, weil sie zu den beiden so genannten Orten führen; die zwei westlichen, die nach Mekrân führen, heiſsen die Pässe von Hinglatz und Bela. Das Land hat zwei Flüsse, den Puralli und den Habb; der erstere entspringt in den Bergen nordöstlich von Bela und ist der bedeutendere, der zweite ist ein sehr kleiner Strom. Die ganze Ebene von Las ist unfruchtbar, auſser in der Nähe der Ströme, wo Getreide gut fortkommt und auch Zuckerrohr wächst. Der

[1]) Pottinger p. 251 flg., p. 297 flg.

gröfste Theil von Mekrân ist äufserst unfruchtbar und öde, zum Theil selbst unbewohnt; die Fruchtbarkeit ist auch hier ganz an das Wasser gebunden, und dieses ist in diesem Theile des Landes seltener als irgendwo in Erân. Eine grofse Menge von Flufsmündungen sind am Ufer des Meeres sichtbar, aber kein einziger Bach fliefst das ganze Jahr hindurch, auch hat das Flufsbett nur einige Breite, bis man an die im Norden vorliegenden Berge kommt; dort zieht es sich mehr und mehr zusammen. Der bedeutendste unter diesen Küstenflüssen scheint der Dascht zu sein, dessen nördlicher Ursprung unbekannt ist, der aber den District von Pantschghur bewässert und sich von da in verschiedenen Mündungen nach Ketsch zieht. Dafs er öfter den Namen wechselt, darf uns nicht beirren. Ketsch ist die bedeutendste Stadt in dieser Provinz; der sie umgebende District ist wohlbewässert. Eine Festung liegt auf einem hohen Felsen, unter dem der Flufs dahinfliefst; sie wird von den Eingebornen für uneinnehmbar gehalten. Die Stadt umgiebt den genannten Felsen auf drei Seiten, sie hatte früher bedeutenden Handel und soll 3000 Häuser besessen haben; jetzt ist sie in Verfall gerathen. Eine Tagreise nordöstlich von Ketsch liegt Pantschghur in einem Thale mitten in den Bergen; es ist reichlich mit Wasser versehen und wohl bevölkert. Die Datteln dieses Districtes gelten für die besten in Mekrân. Die Gegend im Westen von Pantschghur heifst Matsch. Es ist ein sehr bergiger Landstrich, der bis an den Saum der Wüste reicht; einige der Thäler bringen so viel an Getreide hervor, als für die wandernden Stämme hinreicht. Wasser soll dort reichlich vorhanden sein, ausgenommen im April, Mai und Juni; die Quellen versiegen dann, bis sie vom Regen wieder gefüllt werden; bleibt dieser aus, so ist die Bevölkerung gezwungen, die Gegend zu verlassen. Die Bewohner dieses Districtes sollen kleiner und schmächtiger sein als die anderen Bewohner des Landes. Ein anderer bebauter Landstrich in Mekrân ist Kassarkand, eine Ebene, 25 engl. Meilen lang und fast ebenso breit. Ein kleiner Strom fliefst durch dieselbe, und eine Citadelle beschützt das in ihr liegende Dorf. Sogar die bebauten Felder sind in einem Abstand von 400—500 Ellen durch kleine Bastionen geschützt, und bewaffnete Männer bewachen dieselben beständig in der Zeit,

wenn das Getreide zu reifen beginnt. Die Nachbarschaft der wilden Stämme von Banpur und Kôhistân erklärt dieses Verfahren. Buschkurd, der gebirgige Theil an der Westgränze Mekrâns, ist meines Wissens bis jetzt noch von keinem Europäer betreten, und alles, was davon gesagt werden kann, ist, dafs es eine ununterbrochene Reihe wilder Berge ist, welche dem Belutschenstamme, der Kurd genannt wird, Weide für sein Vieh gewähren, diesen aber für sein Getreide ganz auf die Bewohner der Ebenen anweisen; das mehr gegen Norden liegende Kôhistân oder Bergland des Belutschenlandes ist von Pottinger bereist worden. Dort fand er Kallagan [1]) in einem engen, sehr romantischen Thale liegend, das dem Reisenden um so angenehmer erscheint, als er unmittelbar nach einer langen Reise durch Wüsteneien in dasselbe eintritt. Ein breiter Bach strömt durch das kleine Thal; das Dorf selbst mag etwa 150 Häuser enthalten. Weiter westlich liegt der District Dizak, der sehr fruchtbar und volkreich ist; er hat sieben oder acht Dörfer. Es folgt dann der District von Sibb, nach einer kleinen Stadt gleichen Namens benannt. Die ganze Ebene ist nicht fruchtbar, das westliche Ende ausgenommen, wo ein Flufsbett ist, in welchem Reis und Palmen stehen und gedeihen. Weiterhin besteht aber das Land grofsentheils aus harten, schwarzen Felsen, welche die Fruchtbarkeit hindern. Die Städtchen Haftar und Puhra liegen in demselben Districte; sie sind klein, aber gut gebaut und von Palmengärten umgeben, welche den Eigenthümern guten Ertrag liefern. Banpur ist dagegen schlecht gebaut, war aber früher befestigt, wenn auch jetzt die Befestigungen zerfallen sind; Spuren der Cultur tragen die Umgebungen nicht, die Sprache der Bewohner ist aus Belutschî und Persisch gemischt. Besser bebaut ist Basman, ein kleines Dorf an der Gränze von Kermân. Wie trocken das Land ungeachtet dieser kleinen Oasen sein mufs, geht daraus hervor, dafs Pottinger bei einer Reise von fast 1300 engl. Meilen von Osten nach Westen nicht einen einzigen Flufs passirte, der den Kameelen bis an die Kniee reichen konnte [2]).

---

[1]) Pottinger p. 138 flg.

[2]) Pottinger p. 239. 240.

Als die jetzigen eigentlichen Besitzer dieses Landes dürfen wir unbezweifelt den Stamm der Belutschen ansehen. Die Sprache dieses Stammes ist neuerdings von Lassen genau untersucht worden [1]), und es hat sich als unzweifelhaft herausgestellt, dafs sie einen Theil der éránischen Sprachfamilie bildet. Die Sprache der Belutschen hat sich aber weder selbst zur Schriftsprache ausgebildet, noch ist sie in eine rege Wechselwirkung zu der allgemeinen Literatursprache Erâns, zum Neupersischen, getreten. Sie ist daher als ein Gebirgsdialekt zu betrachten, der sich in manchen Stücken ziemlich weit von der gewöhnlichen Schriftsprache entfernt, und steht eben so sehr darin auf einer Stufe mit dem Kurdischen und Afghânischen, als auch darin, dafs sie, wie diese, trotzdem die Grundeigenthümlichkeiten des érânischen Stammes treu bewahrt hat. Während der Bau der Formen durchaus érânisch ist, hat der Wortschatz fremde Bestandtheile aus dem Arabischen und dem Indischen herübergenommen. Dem Arabischen gehören vorzüglich Wörter der Religion an, sie sind mit dem Islam in die Sprache eingedrungen; die indischen Wörter dagegen sind Wörter des Verkehrs und der häuslichen Einrichtung. Diese Sprache erstreckt sich natürlich so weit, als der Stamm der Belutschen selbst, und dadurch wird es möglich, die Ausbreitung dieses Stammes zu bestimmen [2]). Im Westen hört sie auf mit der Ostgränze Kermâns, noch in Banpur und Basman wird sie gesprochen; ebenso sind die Bewohner am Cap Dschask am Eingange des persischen Meerbusens noch Belutschen. Gegen Osten nehmen Diese eine ganz ähnliche Stellung ein, wie die mehr nach Norden wohnenden Afghânen; sie sind bis an den Indus vorgedrungen und halten am südlichen Laufe dieses Flusses das ganze westliche Ufer besetzt. Das Inselland Tschandkôh, Burdgâh, Ken, Muzarka, dann ganz Sewistân ist gegenwärtig von Belutschen bewohnt; in dem zuletzt genannten Lande haben sie sich mit den Dschats vermischt. Ihre nördliche Sprachgränze fällt mit der südlichen des Afghânengebietes zusammen, im Süden endet ihr Land

[1]) Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes IV, 419 flg.
[2]) Lassen l. c. p. 97. 474 flg.
[3]) Pottinger p. 35 flg. Lassen l. c. p. 477.

mit dem Meer. In ihrer inneren Verfassung sind sie den Afghânen sehr ähnlich, sie zerfallen in zahllose Unterabtheilungen, die sich aber unter drei Hauptstämme: die Rind, Maghsi (Moghassi nach Anderen) und die Nharui zusammen fassen lassen. Die beiden zuerst genannten Stämme wohnen beide in Katscha Gandawa und von dort im Nordosten, dann am Saum der Wüste und im Norden Kelâts. Sie sind sehr mit den Dschats und Brahuis vermischt, auch mit indischen Stämmen; diese Mischung, wie auch das Klima, hat auf ihre äufsere Erscheinung grofsen Einflufs geübt. Am reinsten hat sich der dritte Stamm erhalten. Die Nharui wohnen im westlichen Theile der Wüste von Belutschistân, dann in Nuschki, nordwestlich von Kelât und selbst in Sedschestân; diesen reinsten Stamm der Belutschen schildert uns Pottinger[1]) als schlanke, schöne Gestalten, nicht besonders kräftig von Natur, aber abgehärtet und an alle Arten von Beschwerlichkeiten gewöhnt. Sie sind gute Soldaten und kämpfen mit Lebensverachtung; sie bedürfen blofs eines Führers, der ihre Tapferkeit auf das rechte Ziel lenkt. Ohne Gesetze, wie ohne alles menschliche Gefühl sind sie ein äufserst räuberisches Geschlecht, das, während es Diebstahl als etwas Unwürdiges verabscheut, Plündern und Morden als eigentliches Handwerk betreibt. Ihre Plünderungszüge, Tschapus genannt, bilden eine Quelle des Erwerbs für sie; sie kehren zuweilen mit reicher Beute an Dingen und namentlich auch an Sklaven zurück. Begreiflicherweise sind aber diese Plünderungszüge nicht selten mit grofser Gefahr verbunden. Sie können leicht mifslingen, wenn die Einwohner des für die Plünderung bezeichneten Districts rechtzeitig Kunde davon erhalten; die Unternehmer werden dann oft aufs grausamste ermordet oder verstümmelt, viele erliegen auch der Anstrengung und Erschöpfung. In ähnlicher Weise äufsert sich ein neuer Reisender über sie, der Gelegenheit hatte, sie zu sehen[2]): „Die Einfälle der Seldschukiden und Mongholen in die nördlichen Provinzen Indiens haben ohne Zweifel bei den Belutschen Spuren zurückgelassen; fast alle sind hoch gewachsen und haben in ihrem Aeufseren einige mon-

[1]) Cf. Pottinger, Travels in Belootchistan and Sindhe, p. 58.
[2]) N. de Khanikof, Le tour du Monde 1861. nr. 96.

gholische Züge. Fast alle sind schlank und von herkulischem Körperbau. Ihre Füfse sind grofs, haben breite Sohlen, ihre Stirn ist niedrig, ihr Haar hart, ihre Nasen meist stumpf und gewöhnlich breit. Von allen wilden Nationen, welche ich Gelegenheit hatte, zu studiren, gleichen die Kirghisen diesen Nomaden am meisten."

Die Geschichte dieses Volkes läfst sich ebenso wenig in das Alterthum zurückverfolgen wie die der Afghânen; sie können auch ebenso wenig Ansprüche auf ihr jetziges ausgedehntes Gebiet machen wie diese [1]). Erst in den Zeiten des Islam zeigt sich der Name der Belutschen. Unter den Omajaden werden sie an den Gränzen Kermâns erwähnt; damals gehörten sie noch der alten Religion des Landes an, die sich in den südlichen Bergen ebenso wie im Norden länger erhalten hat als in den ebenen Theilen des Landes. In der Zeit der Abbasiden nahmen die Belutschen mit dem muhammedanischen Glauben nicht zugleich die Herrschaft der Chalifen an, sondern behaupteten ihre Unabhängigkeit, bis das Chalifenreich zerfiel und in verschiedenen Theilen Erâns sich kleine Reiche bildeten. Gleich die erste dieser Dynastieen: die in Sedschestân herrschenden Soffariden Jakub und Omar, die Söhne Leiths, unterwarfen sich die Belutschen und nahmen die gewaltthätigsten ihrer Häuptlinge gefangen; Firdôsi kennt die Belutschen und nennt sie sammt den Kotsch als Bestandtheile eines érânischen Heeres [2]). Istakhri, der kurze Zeit vor Firdôsi lebte, erwähnt die Belutschen noch im Westen der Berge von Kufs, d. i. dem heutigen Baschkurd. Hiernach scheint es, dafs die Belutschen erst nach dieser Zeit sich der östlicheren Bergzüge bemächtigten. Dieses Ereignifs scheint mir indefs nicht von der Wichtigkeit, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Gewifs hat es in jenen Bergzügen schon vor ihrer Besitznahme durch die Belutschen érânische Völkerschaften gegeben, die nun die Untergebenen der neuen Eroberer wurden. Sie heifsen hier Dehwars oder Dihkans, d. i. Dorfbewohner [3]). Sie bil-

[1]) Cf. Pottinger p. 275 flg. Lassen l. c. p. 95—119. 476 flg.

[2]) Cf. p. 402, 1 ed. Macan.

[3]) Pottinger p. 79 flg.

den die hauptsächlichste Bevölkerung von Kelât, aber beschränken sich nicht auf diese Stadt allein, sondern finden sich in Mastang und verschiedenen anderen Plätzen. Nach der Angabe Einiger sollen sie zu den Nachfolgern Nâdirschâh's gehört und sich dann in diesen Gegenden niedergelassen haben; aber es ist gewifs, dafs ein ähnlicher Stamm schon viel früher erwähnt wird. Sie sprechen reines Persisch, treiben zumeist Landbau und sind in Aussehen wie in Sitten von den Belutschen verschieden; sie sind ruhig und harmlos, und erkennen stillschweigend die Oberherrschaft der Belutschen und Brahuis an, mit denen sie keine Wechselheirathen eingehen dürfen. Obwohl ein Theil der Truppen des Herrschers von Kelât aus ihrer Mitte genommen wird, so gelten sie als Soldaten doch nicht für sehr zuverlässig, und wenn sie auch gegen Fremde höflich und artig sind, so herrscht bei ihnen doch nicht jene Gastfreundschaft, welche die Belutschen und Brahuis auszeichnet.

Niohts ist übrigens gewisser, als dafs die Belutschen erst allmählich vom Westen nach Osten vorgedrungen sind, und dafs noch heutzutage die érânische Bevölkerung das Land mit einer anderen Bevölkerung theilen mufs. In der südlichen Provinz Las sitzt das Volk, welches gewöhnlich mit dem Namen Dschat bezeichnet wird und das man im ganzen Indusgebiete vorfindet. Seine Sprache unterscheidet sich wenig von der der Einwohner des Sind, ist also ein rein indischer Dialekt. Ueber den Ursprung der Dschats haben wir schon oben gesprochen; es sind die Nachkommen der Indoscythen, welche kurz vor Christi Geburt diese Gegenden überfluthet und sich mit den ursprünglichen Einwohnern vermischt haben. Allein auch aufserdem theilen die Belutschen das Land mit noch einem anderen Stamme, der in Aussehen wie in Sprache von ihnen verschieden ist. Die Verschiedenheit der Brahuis von den Belutschen fiel schon Pottinger auf, nicht blofs nach ihrer äufseren Erscheinung, sondern auch nach dem Klang ihrer Sprache. Dafs er recht gehört hat, zeigen jetzt die gründlichen Untersuchungen, welche Lassen über die Sprache der Brahuis angestellt hat[1]). Obgleich die Sprache mit einer

[1]) Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes V, 337 flg. Cf. Pottinger p. 54. 70 flg.

Menge arabischer, persischer und indischer Wörter ganz überladen ist, so haben doch alle diese fremden Eindringlinge nichts an dem eigenthümlichen Baue der Sprache zu ändern vermocht, der, bezeichnend genug, nicht zu den nordindischen, sondern zu den Sprachen des Dekkhans stimmt; die Verwandtschaft ist sowohl im Bau des Verbums, als auch namentlich an den Zahlwörtern und dem Pronomen ersichtlich. Hiernach scheinen die Brahuis schon seit sehr langer Zeit in ihrem Lande zu sitzen, länger vielleicht als die sanskritredenden Indor in dem ihrigen. In der That betrachten sie sich auch als die ursprünglichen Bewohner des Landes, was die Belutschen nicht thun. Die Brahuisprache wird im Khanat von Kelât gesprochen, gegen Norden begränzt sie die Stadt Schal, gegen Westen Kohak (im Westen von Pantschghur), im Südwesten Ketsch, im Süden der niedrigere und heifsere Theil Dschalawans. Im Osten wird die Stadt Harrand als äufserster Punkt angegeben. Die Brahuis sind Bewohner von Gebirgen; sie besitzen die westliche der hohen parallelen Bergreihen, welche Erân von der Ebene Dadar und von Katscha Gandawa trennen. Diese Kette hat keinen allgemeinen Namen; bei Kelât heifst sie Arbui, weiter nördlich Takari. Sie sind, wie die Belutschen, in eine Menge kleiner Stämme getheilt; Pottinger zählt deren nicht weniger als 74 auf, ohne sie erschöpft zu haben. Sie sind noch wanderlustiger als ihre érânischen Nachbarn, und suchen sich stets im Winter andere Wohnsitze, als sie im Sommer inne haben, eine Sitte, die man bei den Belutschen nur selten findet. An Stärke und Abhärtung werden die Brahuis von wenigen Völkern übertroffen; sie können ebenso gut das heifse indische Klima der Niederungen als die strengen Winter in den Bergen ertragen. Von den Belutschen unterscheiden sie sich in ihrem äufseren Ansehen so sehr, dafs es unmöglich ist, die Angehörigen des einen oder anderen Stammes miteinander zu verwechseln. Anstatt der schlanken Gestalt und langen Gesichter der Belutschen findet man die Brahuis kurz und gedrungen, die Gesichter rund; viele von ihnen haben braune Haare und braunen Bart. Im Bearbeiten des Landes und anderen häuslichen Verrichtungen werden sie als sehr fleifsig geschildert; sie bebauen die Ebenen im Süden von Kelât und verkaufen den Ertrag an indische Kaufleute. Aufser mit

Getreide und Käse und einigen groben Teppichen lassen sich die Brahuis auf wenig Handelsgeschäfte ein. Sie leben im allgemeinen wie die Belutschen, haben aber eine grofse Vorliebe für Fleischspeisen, die sie halb roh verzehren; sie behaupten, dafs es nur durch diese ihnen möglich werde, die grofse Kälte in den Bergen zu ertragen. Sie sind ebenso gastfrei wie die Belutschen, und im allgemeinen ist ihr Charakter vorzuziehen; denn sie sind weder so geizig und rachsüchtig wie diese, noch lieben sie Gewaltthätigkeiten und Plünderungszüge. Ihr Benehmen ist nicht beleidigend, obwohl rauh und ungebildet, ihre Dankbarkeit dauernd und ihre Treue auch von den Belutschen geschätzt. In der Umgegend von Kelât zum wenigsten sind die Belutschen erst in neuester Zeit zu Macht und Ansehen gekommen; erst etwa um 1600 n. Chr. sind sie dort eingewandert und haben die alten Bewohner unterworfen. Seit vielen Jahrhunderten wurde diese Gegend von eigenen Königen beherrscht, welche Sehwa genannt wurden und für Hindus angesehen werden. Einer derselben wurde zu der angegebenen Zeit von den Afghânen hart bedrängt, und rief defshalb einen Belutschenhäuptling aus Pantschghur herbei. Dieser kam auch wirklich und vertrieb die Afghânen, setzte sich aber selbst fest und drängte die Brahuis zurück. Von ihm sollen die jetzigen Beherrscher von Kelât abstammen.

Es ist natürlich, dafs ein so ödes und spärlich bewohntes Land, wie Belutschistân ist, in welchem viel zu verlieren und wenig zu holen war, in allen Zeiten nur selten besucht wurde, und darum sind auch unsere Berichte über dasselbe in älterer Zeit ungemein spärlich. Der Chinese Hjuen-thsang scheint unter dem Lande, welches er Lang-kie-lo nennt, Belutschistân zu bezeichnen. Zu seiner Zeit (im 7. Jahrhundert n. Chr.) war das Land von den Persern abhängig, aber die Schriftzüge waren denen der Inder ähnlich, obwohl die Sprache verschieden war. Es scheint also Indien auf das politisch mit Erân verbundene Land einen culturhistorischen Einflufs geübt zu haben. In der Zeit, welche zwischen Ptolemäus und Alexander dem Grofsen liegt, wurde das Land Gedrosien genannt, aber wir erfahren über dasselbe nur sehr wenig; es werden zwar bei Ptolemäus einige Städte

und Völkerschaften aufgeführt, aber aus blofsen Namen lassen sich keine weitgehenden Schlüsse ziehen. Am meisten lernen wir noch durch den Zug Alexanders durch diese Gegendeu. Alexander trat seinen Rückzug von Indien nach Babylon von den Mündungen des Indus aus über den Südrand Erâns an. Gewifs wird Alexander seine Gründe gehabt haben, warum er gerade diesen Weg wählte; wahrscheinlich wollte er auch die Stämme des südlichen Erân seine Macht fühlen lassen und längs der südlichen Küste ähnliche Verbindungen herstellen wie am Nordrande; diefs beweist schon der Umstand, dafs er auch hier im Lande der Oriten eine Stadt Alexandria anlegte, deren Lage aber nicht mehr genauer bestimmt werden kann. Man wird aber zugeben müssen, dafs Alexander die Schwierigkeiten des Weges, welchen er einzuschlagen für gut fand, nicht recht bemessen habe. Die Unwirthlichkeit dieser Gegenden, wie sie uns neuere Berichte schildern, wird auch im Alterthum auf das entschiedenste bestätigt. Der Marsch des Heeres scheint über die Klippenzüge geführt zu haben, welche sich unfern der Küste im Norden erheben. Die unerträgliche Hitze der Sonne, die öden Sandebenen, auf denen nur hie und da Palmengruppen spärlichen Schatten gewährten, und vor allem der empfindliche Wassermangel, unter welchem Menschen und Thiere zu leiden hatten — das alles wird von den Beschreibern dieses Zuges auf das lebhafteste geschildert. Der Marsch durch dieses Land soll nicht weniger als 60 Tage gedauert haben, das Heer war, als es aus diesen Wüsteneien wieder heraustrat, auf ein Viertel zusammengeschmolzen und kam abgemagert und elend, grofsentheils ohne Waffen, in Pura, der Hauptstadt Gedrosiens an (wohl in der Gegend von Banpur). Kaum weniger Drangsale hatte die Flotte zu bestehen, deren Aufgabe es war, an der Küste hinzufahren und das Land längs derselben zu erkunden. Man fand die Küste ganz, wie sie heute ist: flach, sandig, ungesund und spärlich bewohnt. Für die Ethnographie dieser Gegenden hat indefs der Zug Alexanders doch ein sicheres Ergebnifs geliefert. Er fand nämlich am Flufs Arabis (dem heutigen Puralli in Las) „die letzten der Inder“, während die westlich von ihnen wohnenden Oriter sich der Sprache nach unter-

schieden und ihre Todten den wilden Thieren vorsetzten, wie es die Sitte der Baktrer und Sogdianer war [1]). Die Gränzscheide des indischen und érânischen Sprachgebietes mufs also an der Südküste schon damals dieselbe gewesen sein wie jetzt.

Das Schicksal, welches das Heer Alexanders in diesen Wüsteneien ereilte, war dasselbe, welches der Sage nach vor ihm die Heere des Kyrus und der Semiramis dort gefunden hatten (Arrian. An. VI, 24). Ob Kyrus und Semiramis wirklich in diese Gegenden gekommen sind, wissen wir nicht, die Sage beweist aber wenigstens soviel, dafs früher Züge stattfanden und dafs sie unglücklich endeten; man wird also auch annehmen dürfen, dafs selbst in den blühenden Zeiten der Achämeniden ihre Herrschaft in diesen Gegenden mehr dem Namen nach als in der That bestand, doch werden sie ihre Ansprüche niemals völlig aufgegeben haben. Wirklich finden wir auch in den Inschriften ein Volk Maka genannt, und ein Stamm der Maker wohnte nach Ptolemäus an der Südküste Erâns unweit der Ichthyophagen. Herodot nennt ein Volk der Myker, oder nach anderer Lesart, der Meker, die mit den Sagartiern, Thomanen, Sarangen etc. in dieselbe Satrapie zusammen geordnet sind; der Name ist wohl noch in dem heutigen Mekrân erhalten. Im Avesta ist kaum ein Land genannt, das zu diesen südlichen Gegenden gerechnet werden könnte, doch ist der Vara Pischinangha, der dort vorkommt, wahrscheinlich das Thal Pischin, und wir befinden uns damit hart an den Gränzen Belutschistâns. Da die Bewohner des Südrandes noch zu Anfang der Dynastie der Abbasiden der Religion Zoroasters angehörten, so dürfen wir annehmen, dafs sie schon lange derselben anhingen, und dafs sie zum érânischen Stamme zählten, denn diese Religion hat kaum je aufserhalb Erâns viele Proselyten gemacht. Auffallend bleibt es immer, dafs das Schâhnâme nicht mehr von den Belutschen nnd dem Südrande Erâns zu erzählen weifs, da doch der gröfste Held des Buches in Sedschestân wohnt, und man meinen sollte, dafs man in diesem Lande mehr von den Einfällen der Belutschen zu leiden gehabt haben müfste als von den Turâniern des Nordens.

[1]) Cf. Lassen, Ind. Alterthumsk. II, 190.

Es würde nicht auffallen können, wenn in diesen wilden Gegenden, welche am Nöthigsten Mangel leiden, auch die Alterthümer gänzlich mangelten. Gleichwohl aber finden sich einige Denkmale, welche man geneigt sein mufs, einer frühen Zeit zuzuschreiben, wenn sie auch noch nicht genau genug untersucht sind, um ein positives Urtheil möglich zu machen. In dem kleinen District Kalpurakan, welcher dem Häuptling von Dizak unterworfen ist, findet sich ein eigenthümlich geformter Berg, den die Umwohner Kôhi-Gabr, den Guebernberg, nennen. Er sieht weit über alle Berge der Umgegend hinweg, und auf seinem Gipfel sollen, wie berichtet wird, sich Ueberreste eines Feuertempels finden. Oestlich davon an dem kleinen Flusse Bale fand Pottinger einige eigenthümliche Gräber am westlichen Ufer des Flusses, ungefähr 400 Ellen von demselben entfernt [1]). Sie waren viereckig und jedes mit einer kleinen Mauer umgeben, die einen Raum von 4—5 Ellen umfafste. Die Eingänge in diesen Hof sowie in die Gräber selbst waren genau gegen Osten gelegen; grofse Erdhügel und Steine waren weithin zerstreut. Nach der Versicherung des Führers sollten diese Gräber aus der Zeit der Guebern stammen; sicher ist, dafs sie weder indischen noch muhammedanischen Gebäuden ähnlich sehen. Die kleine Citadelle von Banpur liegt auf einem Hügel, der nach der Volksmeinung künstlich errichtet ist [2]). Er ist etwa 100 Ellen hoch und hat 800 Ellen im Umfange. Sollte er wirklich künstlich errichtet sein, so müfste eine bedeutende Mühe auf ihn verwendet und die Steine von den ziemlich entfernten Bergen herbeigeschleppt worden sein. Wie die Sage will, soll eine grofse Armee von Feueranbetern dort vorbei gezogen sein, der Anführer befahl seinen Reitern, die Säcke, aus welchen sie gewöhnlich ihre Pferde zu füttern pflegten, mit Steinen zu füllen und an einem bestimmten Ort auszuschütten. Ihre Zahl war so grofs, dafs der genannte Hügel dadurch entstand. In dem Dorfe Basman geht die Sage, dafs früher, zur Zeit der Feueranbeter, eine bedeutende Stadt an jener Stelle gestanden habe, und es ist dort noch eine ziemlich ausgedehnte Wasserleitung nach einer

[1]) Pottinger p. 126.
[2]) Pottinger p. 176.

heifsen Quelle, die aus einem etwa 15 englische Meilen entfernten Hügel fliefst, welche aus jener alten Zeit herrühren soll [1]).

Hier mag wohl der passendste Ort sein, zum Schlusse noch einige Worte über die an Belutschistân sich anschliefsende Provinz Kirmân zu sagen. Die Berge von Kirmân sind die Ausläufer der Gebirgsketten von Belutschistân, sie verzweigen sich gegen Nordwest und schliefsen sich an die Gebirge der Persis und Mediens an. Die Wüste von Kirmân ist ein Theil der grofsen Wüste, welche die Mitte von ganz Erân ausfüllt und deren südlichster Theil als zu Belutschistân gehörend angesehen wird. Die Gränzen der Provinz sind im Wesentlichen immer dieselben geblieben. Sie wird im Osten von Sedschestân und Belutschistân, im Westen von der Persis, im Süden von Theilen von Mekrân, Luristân und dem persischen Meerbusen, im Norden von Irâq und Chorâsân begränzt. Ihre gröfste Längenausdehnung beträgt etwa 365 englische Meilen, ihre gröfste Breite etwa 280 Meilen. Seit der ältesten Zeit wird sie in einen wüsten und in einen gebirgigen Theil getheilt. Die Provinz hat keinen einzigen Flufs von Bedeutung, und gäbe es nicht einige Quellen in den gebirgigen Theilen des Landes, so würde man nicht wissen, woher man das Wasser zur Bewässerung der Felder nehmen solle. Im allgemeinen gesprochen ist Kirmân sehr gebirgig, die vielen Berge, welche die Provinz durchziehen, von denen einige nur mäfsige Hügel sind, während andere sich zu grofser Höhe erheben, gestatten nur enge Thäler, kaum von der Breite einiger Stunden, obwohl oft von grofser Länge. Das Klima ist sehr verschieden und gilt für eines der ungesundesten in Erân; es fällt dort nur wenig Regen, desto mehr aber Schnee auf den hohen Bergen, so dafs man oft in den Ebenen die drückendste Hitze empfindet, während es auf den Bergen gefriert. Die Lüfte, welche zu dieser Zeit von den Bergen her wehen, sind sehr kühl und erfrischend, aber sie haben Fieber und andere Krankheiten in ihrem Gefolge, so dafs die Einwohner, die so oft ihren schädlichen Einflufs erfahren, jedes andere Wetter vorziehen. Der Süden von Kirmân, unter den Bergen unmittelbar an der Meeresküste, theilt die Eigenschaften des

[1]) Pottinger p. 179.

Südrandes von Erân überhaupt. Er besteht fast gänzlich aus Sand, den das Meer nach und nach angeschwemmt hat, das Klima ist dort ganz besonders ungesund, der Boden bringt fast nichts als Datteln hervor und diese nur von schlechter Qualität, so dafs das Land dort fast nicht bewohnt ist. Die Karawanenstrafsen, die nach dem Meere hinabführen, sind wenig interessant, auch in dem fruchtbaren Theil der Provinz führen sie häufig durch öde, wasserlose Strecken, zudem werden sie nur wenig begangen. Im 17. Jahrhundert, als die Stadt Gambrun oder Bender Abbasi einen kurzen Aufschwung genommen hatte, war die Strafse eine sehr besuchte, jetzt ist dieser Hafenplatz längst durch Abuschehr überflügelt, und die Dörfer, welche an der alten Heerstrafse lagen, sind verfallen.

Das Alterthum kannte die Provinz Kirmân nur wenig. Merkwürdig genug wird diese Provinz nicht unter den Besitzungen des Darius aufgezählt, und da es nicht denkbar ist, dafs er dieselbe nicht besessen haben sollte, da er alles Land rings um sie herum beherrschte, so ist wohl wahrscheinlich, dafs sie damals nicht als eigene Provinz galt, sondern zur Persis gerechnet wurde. Für diese Annahme scheint auch Herodot zu sprechen, der eine Provinz Kirmân ebenfalls nicht kannte, wohl aber einen Stamm der *Γερμάνιοι*, unter dem wir wohl sicher die Bewohner von Kirmân zu suchen haben. Bei den späteren Griechen, von der Zeit Alexanders an, heifst die Provinz Karmania, die Gränzen sind so ziemlich die eben angegebenen, nur gegen Süden, am Meere, scheinen sie ausgedehnter gewesen zu sein, als jetzt. Die Einwohner zeigten grofse Verwandtschaft mit den Medern und Persern, sie waren sehr kriegerisch und zerfielen, wie die anderen Erânier, in mehrere Stämme, welche Ptolemäus uns aufzählt. Unter ihnen ist der Stamm der Isatichae bemerkenswerth, in dessen Namen man, und wohl mit Recht, den Namen der Stadt Yezd wieder erkennen wollte.

Zwei Städte sind es vor allem, welche die Aufmerksamkeit in der Provinz Kirmân fesseln. Die eine derselben ist die Stadt Kirmân, welche, nach einer in Erân nicht seltenen Sitte, mit der Provinz, deren Hauptstadt sie ist, gleichen Namen trägt. Schon Ptolemäus und Ammianus Marcellinus kennen sie als eine reiche

Stadt, ihre Lage an einer grofsen Strafse nach Indien giebt ihr das Anrecht auf grofsen Handel. Nach orientalischen Berichten ist sie von dem ersten Sasaniden gegründet und war sogar eine Zeit lang Residenz dieses Fürsten, bis er wegen Unfruchtbarkeit der Provinz seine Hauptstadt nach der Persis verlegte. Die fabelhaften Berichte, welche die Perser über die Entstehung der Stadt und ihres Namens geben, erinnern sehr an ähnliche deutsche Sagen [1]). Ein Mädchen hatte eines Tages beim Spinnen einen Apfel vom Baum fallen sehen; als sie ihn aufschnitt, fand sie einen Wurm darin, den sie bewahrte und der nicht blofs ihr, sondern auch ihren Brüdern und Eltern Reichthum und Glück verlieh, so dafs sie den König vertreiben und ein Schlofs erbauen konnten, das sie dem Wurme (Kirm) zu Ehren Kirmân nannten. Der Wurm selbst aber war nach Jahresfrist grofs geworden wie ein Elephant, das Mädchen pflegte ihn alle Morgen mit Reis und Milch. Niemand vermochte dem Vater dieses Mädchens zu widerstehen, der plündernd weit umherzog; auch Ardaschér, der erste Sasanide, vermochte mit Gewalt nichts auszurichten, und triumphirte zuletzt nur durch List über seinen Feind. Als Kaufmann verkleidet, nahte er sich dem Schlosse und wufste das Mädchen dahin zu bringen, dafs sie ihm erlaubte, den Wurm zu füttern. Er gab dem Wurm nur zum Scheine etwas Milch und Reis, dann gofs er ihm glühendes Blei in den Rüssel, worauf der Wurm seine bisherige Wohnung verliefs und nach der Gegend von Bam zu entfloh; dort stiefs er einen solchen Schrei aus, dafs in Kirmân die Erde erzitterte. Von dieser Zeit an war das alte Glück von den Bewohnern der Stadt gewichen. Von der Ferne gesehen sieht die Stadt Kirmân bedeutender aus, als sie ist, denn ausgedehnte Ruinen umgeben sie, welche namentlich aus der Zeit herrühren, wo nach der Ermordung Nâdirschâhs die Afghânen die Stadt überfielen und plünderten. Den Hauptindustriezweig der Stadt bildet die Verfertigung von Shawls, die zwar nicht so schön sind wie die aus Kaschmîr, aber auch weniger theuer als diese. Indessen

[1]) Cf. Görres: Heldenbuch von Irân II, 339 flg. Pottinger l. c. p. 222. N. de Khanikof, Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale p. 189 flg. und F. Liebrecht, Die Ragnar Lodbrogssage in Persien in Benfey: Orient und Occident I, 561 flg.

ist dieser Handelszweig nicht mehr so blühend wie früher, von den ehemaligen 1200 Werkstätten arbeiten nur noch 200. Ueberhaupt ist Kirmân, trotz seiner vortheilhaften Lage als Handelsstadt, überflügelt; die Schuld davon trägt die Genufssucht der muselmanischen Bevölkerung, dazu ist das Leben wohlfeil, der Wein sehr gut und die Geistlichkeit in Bezug auf dieses, sonst den Moslemen verbotene Getränk, sehr nachsichtig. Die Parsen, die hier wie überall viele Neigung für den Handel haben, dürfen keine Handelsgeschäfte treiben, man erschwert ihnen das Reisen, selbst bis Teherân und namentlich zu ihren Glaubensgenossen nach Indien.

Die zweite Stadt der Provinz ist die Stadt Yezd, eine bedeutende Handelsstadt, welche den früheren Verkehr von Kirmân an sich gezogen hat. Sie ist eben so alt, wie die früher genannte, sie liegt an der Gränze von drei Provinzen: Kirmân, Chorâsân und Fârs, und wird bald zu der einen, bald zu der anderen gerechnet, wie denn in der That die persischen Könige bald dem Statthalter dieser, bald jener Provinz die Verwaltung von Yezd anvertrauen. Bis vor kurzer Zeit war die Stadt in Europa nur vom Hörensagen bekannt; in neuester Zeit ist sie mehrfach besucht worden: von Westergaard, von Petermann, und zuletzt noch (1859) von Khanikof. Die Stadt selbst bietet wenig Merkwürdiges, aufser ihrem reichen Bazar, den die Waarenlager, die Färbereien und die Zuckerfabriken umgeben, welche die Grundlage des Handels von Yezd bilden. Die Stadt war von Alters her ein Hauptsitz des Feuercultus gewesen; einen grofsen religiösen Fanatismus haben sich die Einwohner auch nach ihrer Bekehrung bewahrt.

Der Fanatismus der Muhammedaner pflegt sich namentlich gegen alle Denkmale zu richten, welche älter sind als der Islam, und so scheint denn jetzt kein einziges dort mehr übrig zu sein. Dagegen hat diese Provinz am längsten die lebenden Bekenner der alten Landesreligion in ihrem Vaterlande bewahrt. Diese gehen indefs, Dank der Unduldsamkeit der Muselmanen, ihrem schnellen Untergange entgegen [1]). Noch am Ende des vorigen

[1]) Khanikof l. c. p. 193. Vergl. auch Petermann's Reisen II, 203 flg.

Jahrhunderts zählte man in der Stadt Kirmân und der Umgegend 12,000 parsische Familien; jetzt giebt es in der Stadt nur noch 70, in der Umgegend 200—300. Die Zahl der Parsen, welche jedes Jahr ihren alten Glauben ablegen, ist sehr beträchtlich; sie entgehen dadurch mit einem Male allen Verfolgungen, dazu ist ihnen der Uebertritt so verlockend als möglich gemacht. Ein Glied einer parsischen Familie, welches zum Islam übertritt, wird dadurch der Vorstand derselben und der Besitzer des ganzen Vermögens. Nicht einmal das Geschlecht macht einen Unterschied, denn wenn eine Tochter eines Parsen zum Islam übertritt und einen Muselmann heirathet, so tritt Dieser in den Besitz des Vermögens ihrer Eltern ein. In Yezd zählte man 1859 noch 850 parsische Familien, aber ihre Zahl nimmt so rasch ab, dafs sie kaum bis zum Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts werden dauern können. Man hindert sie auch hier, am Handel theilzunehmen; sie betreiben daher vorzugsweise Gärtnerei. Die Bemühungen ihrer unter englischer Herrschaft weit glücklicheren Glaubensgenossen in Indien, um ihren unglücklichen Brüdern im Vaterlande ein erträgliches Loos zu bereiten, scheinen bis jetzt ohne Erfolg geblieben zu sein.

Avesta und Veda
oder die Beziehungen der Erânier zu den Indiern.

In den vorhergehenden Abhandlungen haben wir die einzelnen Abtheilungen des érânischen Ländergebietes näher betrachtet. Die politische Eintheilung, welche wir dieser unserer Betrachtung zu Grunde gelegt haben, ist eine sehr alte, die wir schon bei Herodot, in den Keilinschriften, wie im Avesta, also in den ältesten Urkunden érânischer Geschichte antreffen. Es war unser Zweck, zu zeigen, dafs die einzelnen Landestheile, die wir unter dem Namen Erân zusammenfassen, keineswegs ein streng centralisirtes Reich von gleichartiger Bildung und Interessen ausmachten, dafs sie im Gegentheil, sowohl was Bildung als auch was Interessen betrifft, höchst ungleichartig und vielfach von den Zuständen der ihnen benachbarten aufser-érânischen Länder abhängig waren. Die Verschiedenheit, welche natürlicher Weise aus dieser Ungleichartigkeit entsprang, wurde verstärkt und dauernd gemacht durch die eigenthümliche Stammesverfassung, welche bei allen Völkern Erâns sich findet und von der weiter unten geredet werden soll. Doch darf man dabei andererseits nicht übersehen, dafs ein zwar loses, aber dennoch starkes Band alle Erânier umschlang: die Gemeinsamkeit des Namens, die Gemeinsamkeit der Sprache und vor allem die Gemeinsamkeit der Religion, wenigstens in ihren Grundzügen. Aus diesem Grunde konnten die einzelnen érânischen Stämme, trotz aller Unterschiede, niemals vergessen, dafs ihr Ursprung derselbe, die Besonderung in Stämme aber erst später eingetreten sei und dafs sie, gegenüber den anderen Völkern, ein einziges grofses Ganze bildeten.

Diese von dem érânischen Volke selbst festgehaltene Zusammengehörigkeit ist von der Politik wie von der Wissenschaft stets bereitwillig anerkannt worden, seitdem dasselbe auf dem Boden der Geschichte erschienen ist. Suchen wir aber die Vorgeschichte

des éránischen Volkes festzustellen, zu erfahren, woher dieses Volk gekommen sei und welche Schicksale es gehabt habe, ehe es in das Licht der Geschichte trat, so wird es nicht genügen, darüber die Eránier allein zu befragen, welche uns, statt mit historischen Thatsachen, mit Mythen und Sagen antworten würden. Wir müssen die Sprache der Eránier, ihre Anschauungen und ihre Sitten mit denen anderer Völker vergleichen und dadurch zu ermitteln suchen, welcher von den grofsen Sprachfamilien, die Asien und Europa bevölkern, sie angehören. Was nun die Sprache betrifft, so ist die Sache längst endgültig entschieden. Zwei Thatsachen sind es, welche die vergleichende Sprachwissenschaft festgestellt hat. Erstlich: die Eránier gehören zu dem grofsen indogermanischen Völkerstamme, der einem grofsen Theile Asiens und einem noch gröfseren Europas seine Bewohner gegeben hat. Zweitens, das Altéránische schliefst sich zunächst an das Altindische an, zumal in der Form, wie uns dasselbe in den Vedas vorliegt. Demgemäfs wird allgemein das Altéránische (die Sprache der Keilinschriften und des Avesta) zu den Schwestersprachen des Sanskrit, dem Griechischen, Lateinischen, Gothischen, Littauischen, Slavischen und Celtischen gestellt, und zwar zunächst zum Sanskrit, als der demselben ähnlichsten Schwestersprache [1]).

Wenn uns nun aber die Betrachtung der Spracherscheinungen gelehrt hat, dafs die Deutschen, Celteu, Römer, Griechen, Littauer, Slaven, Indier und Eránier, so wie verschiedene zu ihnen in näherer oder entfernterer Beziehung stehende Völkerschaften durch gemeinsame Abkunft zusammengehören und dafs in ihnen die Züge der gemeinsamen Mutter noch deutlich erkennbar seien, so liegt es nahe, die Frage aufzuwerfen, ob es nicht mittelst der Sprachvergleichung möglich sei, von diesem Resultate ausgehend, zu einem weiteren zu gelangen, nämlich zur Feststellung der Grundzüge, welche den Zustand des Urvolkes gekennzeichnet haben, zur Zeit, als es noch alle seine Zweige in sich vereinigte. Der Erste, der sich diese Aufgabe nicht nur gestellt, sondern sie auch mit glücklichem Erfolge gelöst hat, ist A. Kuhn

[1]) Vergl. Muir, Sanskrit Texts vol. II, 225 flg., wo man diesen Gegenstand trefflich behandelt findet.

gewesen [1]). Es ist hier nicht der Ort, alle die schönen Resultate aufzuzählen, zu denen theils er selbst, theils seine Mitarbeiter auf diesem Gebiete gelangt sind, da man sie auch anderwärts übersichtlich zusammengestellt findet [2]). Was wir hier aber nochmals hervorheben wollen, ist die Thatsache, daſs die Sprachvergleichung nicht bloſs erwiesen hat, daſs die Erânier mit den übrigen Indogermanen zu einer Sprachfamilie gehören, sondern auch noch besonders, daſs Erânier und Indier unter sich in einer engeren Wechselbeziehung stehen als mit anderen indogermanischen Völkern. Die vergleichende Sprachwissenschaft faſst darum diese beiden Völker unter dem gemeinsamen Namen der arischen Sprachgruppe zusammen, wie denn auch die übrigen indogermanischen Völker in ähnliche Gruppen zerfallen [3]). Kein Vernünftiger aber versteht dies so, als sei die eine oder die andere dieser Sprachen aus der andern hervorgegangen, man betrachtet sie allesammt als Schwestern, nur daſs die einen oder die anderen gröſsere Aehnlichkeit unter sich haben, was wahrscheinlich in dem längeren Zusammenleben einzelner Völker seinen Grund hat.

Wir wollen uns nun in Bezug auf die arische Völkergruppe dieselbe Aufgabe stellen, welche sich Kuhn hinsichtlich der Indogermanen überhaupt gestellt hat. Wir wollen sehen, ob es uns nicht möglich ist, den Bildungszustand des Volkes der Arier in der arischen Periode — und zwar namentlich mit Rücksicht auf die Religion — in seinen Umrissen kennen zu lernen. Wir wollen weiter sehen, ob wir nicht die Gränzen dieser Periode, wenigstens das Ende derselben, bestimmen und namentlich, ob wir nicht ermitteln können, wie lange diese gemeinschaftliche Entwickelung der Arier dauerte, ob sie mit der Trennung derselben in zwei Völker und zwei Sprachen endigte, oder ob die Cultur des einen Volkes in das Culturleben des andern hineinragt. Im ersteren Falle würden wir eine culturhistorische Entwickelung

---

[1]) Zur vergleichenden Geschichte der indogermanischen Völker in Weber's Indischen Studien I, 321 flg.

[2]) Cf. F. Justi, Ueber die Urzeit der Indogermanen in Raumer's historischem Taschenbuche f. 1862, p. 303 flg.

[3]) Cf. Schleicher, Compendium der vergl. Grammatik der indogermanischen Sprachen I, 4 flg.

erhalten, welche mit der Entwickelung der Sprache parallel verliefe; die letztere Annahme birgt, wie man sieht, zwei Möglichkeiten in sich. Entweder man kann annehmen, die Inder seien zuerst mit den Erâniern nach Erân ein- und später wieder nach Indien (zunächst nach dem Fünfstromlande) ausgewandert, oder umgekehrt, die Erânier seien mit den Indiern nach Indien gezogen und erst später von dahin nach Erân ausgewandert. Welche von diesen beiden Möglichkeiten die richtige sei, oder auch, ob keine von beiden gebilligt werden könne, darüber enthalten wir uns vor der Hand eines jeden Urtheils. Wir wollen das gesammte Material, welches uns zur Entscheidung der Streitfrage zu Gebote steht, den Lesern übersichtlich vorführen und erst dann uns erlauben, unsere eigene Ansicht mitzutheilen. Das Material, welches uns vorliegt, ist ein ziemlich verschiedenartiges. Es sind zum grofsen Theile mythologische und sagengeschichtliche Begriffe, um die es sich handelt, dazu einige geographische Angaben; weniger zahlreich sind die Aehnlichkeiten in Recht und Sitte. Bei einigen der vorzuführenden Persönlichkeiten ist es sowohl Inhalt als Form der Mythen, welche ihnen den Anspruch verleihen, der arischen Periode anzugehören, bei anderen ist es die Form allein. Für einige Persönlichkeiten ist das Material zur Vergleichung ziemlich reichhaltig, bei anderen aber wieder so dürftig, dafs wir uns blofs auf die Vergleichung der Namen beschränken müssen.

Wir beginnen unsere Uebersicht billiger Weise mit dem Namen der beiden Völker. Die Namen „Arier“, „arisch“ sind diesen Völkern nicht von fremdher beigelegt, sondern das eine wie das andere Volk bezeichnet sich selbst damit. Das Wort ***arya*** bedeutet im Sanskrit „treu ergeben“, „anhänglich“, dann als Substantiv „Herr“, sowie ein Mitglied der drei obersten Kasten der indischen Nation. Im Erânischen heifst das Wort ***airya,*** welches ursprünglich gleichfalls adjectivisch „treu“, „gehorsam“ bedeutet haben mufs; als Substantiv bezeichnet es den Arier, ein Mitglied der érânischen Nation. Entgegengesetzt ist ***anairya*** „unarisch“, welches aber auch „ungesetzlich“, „schlecht“ bedeutet. ***Anairya*** „unarisch“ heifsen Alle, die nicht Mitglieder des érânischen Volkes sind; bei den Indern ist der Gegensatz durch ***mleccha,*** Barbar, ausgedrückt, was man mit ***walh,*** wälsch, vergleichen will. Das

Wort *airya* läfst sich sowohl im östlichen wie im westlichen Erân nachweisen, der Name bezeichnete also das ganze éränische Volk, ebenso wie *arya* das ganze indische, denn der Theil der indischen Bevölkerung, dem dieser Name nicht zukam, die unterste Kaste, bestand ursprünglich aus fremden, unterworfenen Stämmen. Beide Völker führen also wirklich denselben Namen und sie müssen sich denselben zu einer Zeit gegeben haben, als sie noch beide zusammen wohnten, denn es läfst sich einerseits nicht nachweisen, dafs sich auch andere indogermanische Völker mit diesem Namen benannten [1]), andererseits ist es auch nicht wohl denkbar, dafs nach erfolgter Trennung jedes der beiden Völker, unabhängig vom andern, auf den Gedanken gekommen sein sollte, gerade dasselbe Wort für seinen Namen auszuwählen.

Unter allen Persönlichkeiten des Veda und des Avesta, welche überhaupt mit einander verglichen werden können, hat keine mehr Recht, die erste Stelle zu erhalten, als der érânische Haoma und der indische Sôma. Die schlagenden Aehnlichkeiten hat längst Windischmann trefflich nachgewiesen [2]). Nicht nur ist der Name bei beiden Völkern ganz identisch, auch die der Persönlichkeit zu Grunde liegende Vorstellung ist dieselbe. In der einen wie in der anderen Religion hat er eine gewisse Zwitterstellung. Haoma oder Sôma erscheint theils als Pflanze, theils als Gott gedacht, beide verleihen Kraft und Unsterblichkeit und erscheinen als der Zeugung waltende Genien. In beiden Religionen wird aus der Haoma- oder Sômapflanze ein Saft ausgeprefst, der beim Opfer gebraucht wird. Solche Züge kann nicht der Zufall in beiden Religionen geschaffen haben, sie müssen sich aus einer gemeinsamen Quelle herleiten. Dafs die Haomapflanze der Erânier eine andere zu sein scheint, als die Sômapflanze der Inder, kann nicht dagegen geltend gemacht werden. Uebersehen darf

[1]) Pictet hat früher (cf. Kuhn, Beiträge I, 81 flg.) den Namen der Iren an den der Arier angeschlossen und ich bin ihm darin gefolgt (l. c. p. 134). Indefs sind gegen einen Theil der Pictet'schen Hypothese so gewichtige Gründe geltend gemacht worden, dafs man das Ganze für gefährdet ansehen darf. Das Nähere sehe man bei Kuhn l. c. II, 369 flg.

[2]) Ueber den Somacultus der Arier. Abhandlungen der Münchener Academie der Wissensch. 1847, p. 127—142.

man bei allen diesen Aehnlichkeiten freilich nicht, dafs auch charakteristische Unterschiede zwischen dem érânischen und indischen Cultus des Haoma und Sôma vorhanden sind, und zwar scheint die érânische Auffassung die reinere zu sein. Wir lassen darüber Windischmann selbst sprechen [1]: „Bei den Indiern erscheint einerseits Sôma vorwiegend als Opfer und zwar als ein den mythologisch sich gestaltenden Vielgöttern dargebrachtes Opfer — während das einfachere Physische der Pflanze in den Hintergrund tritt —, andererseits nimmt Sôma, als Gott gefafst, schon eine wahrhaft pantheistische Gestalt an — er wird eine Weltseele, ein Allgott. — — Im Zend-Avesta dagegen ist überall die Unterordnung unter Ahuro-Mazdâo erkennbar, — Haomo ist weder unter den sechs Amescha-Çpentas, den Urgeistern, noch unter den Yazatas, den Gehülfen jener ersteren; vielmehr ist er ein zwischen dem göttlichen und heroischen schwebendes Wesen — etwa wie Dionysos in der griechischen Mythologie." Das hier Gesagte spricht nun gewifs nicht dafür, dafs etwa Haoma eine Gottheit sei, welche die Erânier von den Indern erhalten haben. Die arischen Vorstellungen von Haoma und Sôma haben zwar unter sich viel Verwandtes und zeigen, dafs die Vorstellungen von dieser Gottheit in der arischen Periode schon sehr entwickelt waren, allein die Anfänge dieses Cultus reichen viel weiter, bis in die altindogermanische Zeit zurück. Windischmann hat (l. c. p. 129) auf den griechischen Ὑμήν als einen Verwandten hingewiesen. Sollte sich diese Vermuthung auch nicht bewahrheiten, so haben doch jetzt Kuhns Untersuchungen aufser allen Zweifel gesetzt [2], dafs man schon in ältester Zeit dem Sôma einen himmlischen Ursprung gab und ihn unter himmlischen Bäumen wachsend dachte, von denen in der folgenden Abhandlung weiter die Rede sein soll. Spuren dieser Anschauung finden sich auch nicht allein bei den Erâniern und Indiern, sondern auch bei den Griechen.

In engster Beziehung zu dem Haoma oder Sôma gehört die

[1]) Cf. Windischmann l. c. p. 141 und das beistimmende Urtheil A. Kuhns: Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks p. 118.

[2]) Kuhn l. c. p. 129.

Gottheit, welche bei den Erâniern Kereçâni, bei den Indern Kṛiçânu heifst [1]). Bei den Indern ist es ein Wesen göttlicher Art, das als Wächter des himmlischen Sôma gilt und als ein Schütze dargestellt wird: mit seinem Pfeile schiefst er dann nach dem Falken, der den Sômatrank auf die Erde herabholt. Auch bei den Erâniern steht Kereçâni in enger Beziehung zu Haoma, aber nicht als Freund und Wächter, sondern als Gegner desselben. Dafs der éränische Kereçâni aus dem indischen Kṛiçânu entstanden sei, ist gleich von vorn herein unwahrscheinlich; da der Mythus von Haoma und Sôma in die älteste Zeit zurückgeht, so wird wahrscheinlich auch diese so eng damit verwachsene Mythe nicht jünger sein. Es genügt, bestimmt auszusprechen, dafs in der éränischen Fassung des Mythus auch gar Nichts liegt, was uns veranlassen könnte, diese aus der indischen Form abzuleiten. Haoma erscheint bei den Erâniern sehr häufig als ein persönlicher Gott und er schlägt den Kereçâni, wie er auch Andere (z. B. den Fragraçê oder Afrâsiâb) schlägt. Auch Kuhn spricht bestimmt seine Ansicht dahin aus [2]), dafs die Rolle, nach der dieser Dämon das Wachsthum und den Regen verhindert, die ursprüngliche sei, nicht blofs bei den Ariern, sondern bei den Indogermanen überhaupt, wenn auch das Verhältnifs für diese älteste Zeit keineswegs als ein durchaus feindseliges anzunehmen ist, und hieraus ergiebt sich, dafs der Gegensatz zwischen Kereçâni und Kṛiçânu keineswegs erst aus dem Gegensatze der Religion des Avesta und der Veden zu erklären ist. — Zur Haomaoder Sômasage gehört auch noch die Vorstellung von dem Falken (*çyêna* im Sanskrit, *çaena* bei den Erâniern), welcher den Göttertrank auf die Erde herabbringt. Aber auch hier hat Kuhn nachgewiesen, dafs die Vorstellung in die indogermanische Zeit zurückreicht (l. c. p. 138 flg.); als einen Beweis dafür, dafs die

[1]) Cf. Weber, Ind. Studien II, 313. 314. Kuhn l. c. p. 146 flg. Das éränische und indische Wort unterscheiden sich nur durch das Suffix — *âni* oder *ânu*. Die Wurzel des Wortes hängt gewifs mit *kṛiça*, mager, zusammen, wie auch Kuhn (l. c. p. 173) anerkennt. Die Ableitung von der Wurzel *kṛish* scheint mir lautlich unmöglich.

[2]) Cf. Kuhn l. c. p. 172.

Erânier diese Lehren von den vedischen Indern erhalten hätten, läſst sich auch dieser Theil der Sage nicht gebrauchen.

Ein anderer, den Indern und Erâniern gemeinsamer Gott ist Mitra oder Mithra. Auch über ihn besitzen wir vortreffliche und eingehende Forschungen von Windischmann, an die wir uns ganz halten können [1]). Aus diesen Forschungen geht hervor, daſs Mithra zwei Seiten hat: eine physikalische und eine moralische. In ersterer Beziehung ist er das der Sonne voran eilende Licht (nicht aber die Sonne selbst in den älteren Schriften), in letzterer aber der Gott der Wahrheit. Auch hier fehlt es nicht an Stoff zur Vergleichung des érânischen Mithra mit dem indischen Mitra; auch im Veda ist Mitra Licht, als Gott der Wahrhaftigkeit tritt er dort weniger hervor, mehr sein gewöhnlicher Begleiter: Varuṇa. Ich gebe Windischmann vollkommen Recht, wenn er sagt, daſs Mitra eine alt-arische Gottheit sei, ich glaube selbst, daſs uns die Vedas das ursprüngliche Wesen dieses Gottes treuer schildern als das Avesta. Allein daraus folgt doch nicht, daſs die Erânier die vedische Periode mit den Indern durchlebt haben müssen, um diese Gottheit kennen zu lernen; für eine solche Behauptung fehlt es auch hier an allen und jeden Anhaltspunkten. Ganz ähnlich ist das Verhältniſs zwischen dem Apâṃ napât der Vedas und dem Apaṅm napâo des Avesta, deren Wesen gleichfalls Windischmann meisterhaft erörtert hat [2]). Der Apaṅm napâo des Avesta ist als die mythologische Bezeichnung der im Wasser liegenden Befruchtungskraft aufzufassen. Dagegen ist Apâṃ napât in den Vedas eine Bezeichnung des Feuers. Windischmann hat nun nachgewiesen, daſs auch der vedische Apâṃ napât die in den Gewässern der Flüsse und Meere wie in den Wolken wohnende, befruchtende Wärme bezeichne, daſs mithin das Wesen beider Götter dasselbe sei. Wiederum wird Niemand behaupten wollen, daſs die Erânier diesen Mythus von den vedischen Indern erhalten hätten, auch hat Windischmann bereits nachgewiesen, daſs die Bildung desselben nicht in die arische, sondern in die indogermanische Pe-

[1]) Mithra, ein Beitrag zur Mythengeschichte des Orients. Leipzig 1857. p. 52 flg.

[2]) Zoroastrische Studien p. 177 flg.

riode gehört. Auch der griechische Poseidon ist der Beschützer der irdischen Fruchtbarkeit und die Aehnlichkeit des römischen Neptunus ist bereits durch den Namen angedeutet. Das Verdienst, die ursprüngliche Form des Mythus erhalten zu haben, dürfte hier auf érânischer Seite sein. In keinem anderen Lichte können wir die Gandharven betrachten, die mit den érânischen Gandarewa wohl unzweifelhaft identisch sind [1]) und die hier am besten ihren Platz finden. Kuhn hat nachgewiesen, dafs die indischen Gandharven mit dem Wasser, namentlich mit den Wolken, in naher Verbindung stehen auch gelten sie als Hüter des Sôma, indem der eben erwähnte Kṛiçânu zu ihnen gerechnet wird. Die Erânier kennen nur einen einzigen Gandarewa, der den Beinamen Zairi-pâshna (goldfersig) führt, im Meere lebt und als ein Feind der guten Wesen gilt, der von dem Helden Kerçâçpa erlegt wird. Kuhn (Herabk. d. Feuers p. 124) vermuthet wohl mit Recht, dafs dieser Gandarewa Zairi-pâshna ursprünglich auch bei den Erâniern mit zu den Hütern des Haoma gehört haben möge. Auch hier kann nicht die Rede davon sein, dafs die vedischen Inder die Sage gebildet und den Erâniern übermittelt hätten, denn die schon von Kuhn verglichenen Kentauren weisen auch diese mythologische Gestalt der indogermanischen Urzeit zu. Dasselbe gilt von dem Begriffe der Drudschas. Sowohl die indische *druh* als die érânische Drukhs ist schon als ein lügenhaftes und boshaftes Wesen verkörpert, aber auch hier hat schon Kuhn in den griechischen und germanischen Mythen die identischen Persönlichkeiten nachgewiesen [2]).

Diefs sind meines Wissens alle die Gottheiten, über die uns ein reicheres mythologisches Material zur Vergleichung vorliegt. Keine derselben hat uns irgend eine Erscheinung dargeboten, welche uns berechtigte, zu sagen, die Erânier müfsten die vedische Periode auch nur zum Theil mit durchlebt haben. Es giebt nun noch eine Klasse von göttlichen Wesen, welche gewifs nicht weniger genau unter einander verwandt sind, als die vorher ge-

[1]) Cf. Weber, Indische Studien II, 225. Kuhn, Zeitschrift für vergl. Sprachforschung I, 513 flg.

[2]) Cf. Kuhn, Zeitschrift für vergl. Sprachf. I, 181 flg. 193 flg.

nannten, bei denen wir aber aus Mangel an Stoff den Grad der Verwandtschaft nicht genau bemessen können. Im Avesta werden einige Male genannt, aber eben nur genannt, drei Dämonen: Añdra, Nâoghaithya und Çaurva. Der erste dieser Dämonen ist gewiſs mit dem vedischen Indra verwandt, der Name des zweiten ist ganz dasselbe wie das indische Nâsatya, ein Beiname der Açvinen, der des dritten stimmt ganz zu dem indischen Çarva, einem späteren Namen Çivas. Aus der Stellung, die den Namen dieser Gottheiten im Avesta gegeben wird, sieht man, daſs Añdra als ein Gegner des Asha-vahista oder des Genius des Feuers gilt, Nâoghaithya als Gegner der Çpeñta-ârmaiti oder des Genius der Erde, Çaurva endlich als ein Gegner des Khshathra-vairya oder des Beschützers der Metalle. Es kann und soll nicht geleugnet werden, daſs diese Wesen mit den oben genannten indischen einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, auch nicht, daſs Mythen vorhanden gewesen sein werden, welche entweder in beiden Mythologieen identisch waren, oder doch solche, aus denen sich die Mythen in beiden Mythologieen entwickeln konnten. Aber wie diese Mythen beschaffen gewesen sein müssen, läſst sich aus Mangel an Stoff nicht mehr angeben. Da jedoch in der einen Religion diese Wesen zu den guten, in der anderen zu den bösen Genien gerechnet werden, so läſst sich unschwer voraussetzen, daſs selbst die identischen Mythen in der einen und der anderen Mythologie anders gewendet sein muſsten, wenn nicht geradezu ganz verschiedene Dinge von den gleichnamigen Göttern ausgesagt wurden. Daſs die Vorstellungen von Añdra, Nâoghaithya, Çaurva aus den vedischen hervorgegangen seien, wird wohl Niemand behaupten wollen. Oder wüſste Jemand anzugeben, in wiefern die Vedas dazu beitragen könnten, die Stellung dieser Persönlichkeiten im parsischen System klarer zu machen, als sie sind? Ganz ebenso verhält es sich mit dem Vd. XXI, 35 genannten Ayêhyê, auf dessen Identität mit dem vedischen Ayâsya (Name eines Angiras) mich A. Weber aufmerksam gemacht hat. Ich bezweifle die Verwandtschaft nicht im mindesten — aber über den éranischen Ayêhyê wissen wir gar nichts und über den indischen *ayâsya* sehr wenig, der Grad der Verwandtschaft ist mithin nicht festzustellen. Nicht mehr bewei-

sen für den Satz, dafs die Erânier die vêdische Periode mit den Indern durchlebt haben, die Identität der érânischen Yâtus und Dânus mit den indischen Yâtus und Dânavas. Ueber die Yâtus spricht zwar das Avesta an mehreren Stellen, allein diese sind so dunkel, dafs sich daraus durchaus nicht mit Sicherheit ergiebt, welche Vorstellung die alten Erânier mit dem Begriffe der Zauberer verbanden; wir sind daher auch nicht im Stande, ihr Verhältnifs zu den indischen Yâtus festzustellen. Wenn man nun freilich diesen Mangel der érânischen Quellen in der Art ergänzt, wie dies Haug thut (vgl. Bunsen, Aegyptens Stellung V, 4. 5. p. 134), dafs man nämlich alles von den vêdischen Yâtus Gesagte sofort als von den érânischen geltend betrachtet, so erhält man freilich leicht identische Gottheiten; ich bezweifle aber, dafs Jemand diese Gleichmacherei für wirkliche Verwandtschaft ansehen wird. Noch schlechter ist es mit den Dânus bestellt. In welchem Verhältnisse diese zu den indischen Dânus oder Dânavas stehen, ist kaum mehr zu ermitteln. Aus den wenigen Stellen, in denen das Wort im Avesta vorkommt (Yt. 5, 73. 13, 37. 38), ist nicht einmal zu ersehen, ob wirklich von mythologischen Wesen die Rede ist oder von menschlichen Feinden. An zwei dieser Stellen wird nämlich das Wort *dânu* mit dem Beiworte *tûra* (turânisch) verbunden, auch kann *dânu* sehr wohl von der Wurzel *dâ*, schneiden (wovon *açtô-vidhôtus*) herkommen. Den érânischen *Nairyô-çağha* hat Windischmann [1]) sehr passend mit dem indischen *Narâçaṃça* zusammengestellt. *Narâçaṃça* (wohl Männerwunsch, cf. Boehtlingk — Roth, Sanskritwörterbuch s. v.) ist ein Beiname des Feuers, auch *Nairyô-çağha* gehört nach Ansicht des Avesta dem Feuer an, er ist das Feuer im Nabel der Könige (cf. Sirôza I, 9). Beide Begriffe sind also unzweifelhaft verwandt, allein identisch sind sie nicht, das zeigen schon die mit verschiedenen Affixen gebildeten Namen. Ebensowenig ist irgend ein Grund vorhanden, anzunehmen, der érânische *Nairyô-çağha* stamme von dem vêdischen *Narâçaṃsa*: es ist hier, wie in anderen Fällen, ein alter Begriff der arischen Periode, der bei beiden Völkern sich erhalten hat. Andere Gottheiten sind sehr zweifelhaft, wie z. B. ob Ârmaiti die indische Aramati ist. Den Ahura Mazda hat man

[1]) Zoroastrische Studien p. 215 flg.

sogar mit einem indischen Asura vêdhas vergleichen wollen, über den so gut wie nichts bekannt ist. Ich stimme Windischmann vollkommen bei [1]), wenn er sagt, dafs kein Grund zu der Annahme vorhanden sei, dafs der Name Ahura-mazda aus einem älteren, volksthümlichen Systeme entlehnt sei. Der Vollständigkeit wegen nenne ich noch einen anderen Gott. Den érânischen Verethraghna, den Gott des Sieges, hat man öfter mit dem indischen Vṛitraghna (Indra) verglichen, entschieden unrichtig, denn nur die Namen sind identisch, beide Götter haben nichts mit einander zu thun. Allein ein Theil der Sage des Kampfes zwischen Indra und Vritra, sowie die Besiegung des letzteren, existirt, obwohl auf zwei andere Persönlichkeiten — Tistrya und Apaosha — übertragen, allerdings auch bei den Erâniern, und hiermit ist wohl der Beweis geliefert, dafs auch dieser Mythus in die arische oder gar in die indogermanische Periode zurückgeht [2]).

Es ist schon oben gesagt worden, dafs mehrere der Wesen, welche bei den Indern als Götter gelten, bei den Erâniern in die Hölle versetzt worden sind. Man hat aus diesem Umstande schliefsen wollen, dafs die Scheidung der Erânier von den Indern aus dem Grunde religiöser Zerwürfnisse erfolgt sei. Ich mufs auch jetzt meine früher [3]) schon ausgesprochene Ansicht wiederholen, dafs eine Scheidung aus diesem Grunde zwar möglich, aber nicht unumgänglich nöthig anzunehmen sei. Es ist durchaus nicht undenkbar, dafs diese Versetzung aus dem Himmel in die Hölle ohne alle Nebenabsicht, blofs im Interesse des dualistischen Systems erfolgt sei. Wenn ein Mythenkreis aus irgend welchem Grunde nicht in das ethische System der Zarathustrier pafste, so blieb nichts Anderes übrig, als ihn unter die bösen Wesen zu setzen, falls man ihn nicht ganz fallen lassen konnte. Solche Gründe müssen es gewesen sein, welche die érânischen Daevas zu bösen Wesen umgestaltet, wie noch die neuen Formen *dév* oder *dîv* bezeugen. Hierin stellen sich die Erânier in einen Gegensatz nicht blofs zu den Indern, sondern zu sämmtlichen indogermanischen Völkern, welche das Wort für ihre Götter verwenden (skr. *dêvas*,

[1]) l. c. p. 122.
[2]) Cf. Kuhn, Zeitschrift für vergl. Sprachf. X, 306.
[3]) Avesta, Uebersetzung II, CIX.

lat. *deus*, littauisch *diewas*, ahd. *Zio*, irländisch *dia*). Dagegen ist aber altb. *yazata* ebenso wie altindisch *yajata* als Bezeichnung der guten göttlichen Wesen im Gebrauch geblieben.

Am Schlusse dieser unserer Uebersicht über die identischen Begriffe in der érânischen und indischen Götterlehre müssen wir bestimmt als unsere Ueberzeugung aussprechen, dafs bei keinem der Begriffe, die wir in beiden Mythologieen vorfinden, Merkmale vorhanden sind, welche dafür sprechen, dafs die Erânier die vêdische Periode mit den Indern durchlebt haben. Diese Thatsache nöthigt uns nun, anzunehmen, dafs auch bei jenen Persönlichkeiten, bei denen uns ein genügendes mythologisches Material nicht vorliegt, ein ähnliches Verhältnifs stattgefunden habe. Wenn man freilich annimmt, gerade die Persönlichkeiten, die sich im Vêda und Avesta wiederfinden, deren Identität sich aber nicht über den Namen hinaus verfolgen läfst, seien in beiden Religionen identisch, und durch sie für bewiesen erachtet, dafs die Erânier die vêdische Periode mit den Indern durchlebt hätten — der hat freilich ein reiches Material in Händen und braucht nicht zu besorgen, dafs er jemals widerlegt werden könne.

Nicht geringere Ausbeute als die Vergleichung der Mythologie der Erânier mit der Mythologie der Inder gewährt auch die Vergleichung der érânischen Heldensage mit der indischen. Hier ist aber vor allem davor zu warnen, dafs man sich nicht von vorn herein ungerechtfertigter Voraussetzungen schuldig mache. Gar häufig wird gleich von vorn herein angenommen, als verstehe es sich von selbst, dafs von den Helden, welche im Avesta ebenso wie in späteren Schriften der Erânier vorkommen, in jenem Buche ganz andere Vorstellungen herrschen müfsten als in diesen. Nichts kann irriger sein als diese Ansicht. Die Vergleichung der érânischen Heldensage im Avesta mit der späteren érânischen Heldensage erweist zur Genüge, dafs schon zur Zeit, als das Avesta geschrieben wurde, die Form der érânischen Mythen ganz und gar ausgebildet war. Ich verweise darüber auf die Nachweisungen, welche theils Windischmann in seinen zoroastrischen Studien, theils ich selbst in der Einleitung zum dritten Bande meiner Uebersetzung gegeben habe. Wenn die Indianisten recht daran thun, die Gestalt eines Mythus oder einer Sage nicht

blofs im Ṛigvêda aufzusuchen, sondern auch in die Brâhmaṇa- und Sûtra-Periode zu verfolgen, so ist es andererseits nicht weniger gewifs, dafs die êrânische Gestaltung eines Mythus oder einer Sage nicht blofs im Avesta und in den Pârsi- und Huzvâresch-Schriften, sondern auch bei Firdôsi und in den übrigen Sagenbüchern nachzusehen ist, auch die älteren muhammedanischen Historiker wie Hamza von Ispâhân und den Verfasser des Mudschmil ut-tewârikh nicht ausgenommen. Ebenso mufs man sich selbstverständlich hüten, nicht voreilig aus dem indischen Material Schlüsse darauf zu machen, wie ein Mythus oder eine Sage êrânischer Seits aussehen müsse. Das einzig Richtige ist natürlich, das Material auf beiden Seiten vollständig zu sammeln und dann zu vergleichen, was zu vergleichen ist.

Die Mythen der Erânier von der Entstehung der Welt und den ersten Bewohnern und Beherrschern der Erde sind rein êrânisch und auf das Innigste mit dem zarathustrischen System selbst verwebt. Es ist möglich, dafs man vielleicht noch Anhaltspunkte findet, um auch die Ausgangspunkte dieses kosmogonischen Systems in die arische oder indogermanische Zeit zu versetzen, allein bis jetzt fehlt es durchaus an solchen und die Form ist wesentlich êrânisch. Unter den Persönlichkeiten nun, welche in der êrânischen Sagengeschichte mit der indischen verglichen werden können, nimmt billig Yima den ersten Rang ein. Die Verwandtschaft zwischen dem êrânischen Yima und dem indischen Yama ist keine geringere als zwischen Haoma und Sôma. Nicht blos sind die Namen Yima und Yama deutlich dieselben, sondern auch die Namen ihrer Väter, der eine ist der Sohn des Vîvaghâo, der andere des Vivasvat. Sowohl Vîvaghâo als Vivasvat sind in der êrânischen wie in der indischen Mythologie bereits zurückgetreten und farblos geworden, der erstere wird nur an einer einzigen Stelle des Avesta besprochen. Mit dem gemeinsamen Keime und Grundgedanken des Mythus, mit dem gemeinsamen Namen und dem gemeinsamen Vater hört die Gleichheit auf und die Entwickelung des Mythus in der einen und der anderen Mythologie nimmt eine verschiedene Wendung [1]). Bei

[1]) Cf. Westergaard in Weber's Ind. Studien III, 403 flg. R. Roth, Zeitschr. der D. M. G. IV, 417 flg.

der Vergleichung dieser Persönlichkeiten mufs man vor allem nicht an die spätere Gestalt des indischen Yama denken, sondern an die frühere, wie sie theilweise noch in den Veden vorliegt. Nach dieser waren Yama und seine Schwester Yamî die ersten Sterblichen, folglich auch die ersten Menschen, welche in der jenseitigen Welt ankommen. Dort im Jenseits wurden die Seelen der abgeschiedenen Väter wohnend gedacht, nicht traurig und unthätig, sondern ihren Verwandten auf der Erde nach Kräften helfend. Die érânische Fassung ist eine ganz andere, aber die indische Ansicht ist wohl ursprünglicher und schimmert auch noch durch die érânische Fassung hindurch. Nach dieser ist Yima nicht mehr der erste Mensch; es haben sich mehrere der eigenthümlich érânischen Kosmogonie angehörige Gestalten vor ihm eindrängt. Aber Yima ist einer der ersten Könige und der Träger und der bedeutendste Verbreiter des Glückes auf der Erde. Während seiner Regierung gab es weder Krankheit noch Tod, weder Hitze noch Kälte. Von ihm stammt das Herrschergeschlecht Altérâns ab, so wie die Familie der Reichspehlevâne, welche in Sedschestân regieren und sich noch heute als Kaiâniden, d. i. als Nachkommen der Könige bezeichnen, sie gelten dem Range nach als die zweite Familie des Reiches. Auch die Schwester Yimas fehlt nicht, aber von ihr und dem bösen Geiste stammen die Affen und Bären, zwei Thierarten, die nach Gestalt und Verstand den Menschen ähneln. Aus einer ähnlichen verbrecherischen Verbindung Yimas mit einem weiblichen Dämon stammen die schwarzen Menschen ab [1]. — Schon früher hat sich in Erân die Ansicht ausgebildet, dieser glückliche Zustand der Welt habe ein Ende genommen durch die Schuld Yimas, indem sich derselbe der Lüge und dem Uebermuthe ergeben habe. Neben dieser Erzählung steht aber noch eine andere, welche, wie ich glaube [2], sich nicht mit der vorgenannten vereinen läfst und im zweiten Kapitel des Vendidâd erzählt wird. Nach ihr stirbt Yima nicht, sondern, nachdem er sich auf der Welt nicht mehr zu halten vermag, weil das Andringen der bösen Dämonen allzu heftig wird,

[1]) Westergaard l. c. p. 411 flg. Windischmann, Zoroastr. Studien p. 19 flg.

[2]) Vergl. Ind. Studien III, 441 flg.

und namentlich das Uebel des Winters über die Welt kommt, zieht er sich auf einen engeren Raum zurück und lebt in einem abgeschlossenen Garten (nach späterer Ansicht unter der Erde) mit seinen Getreuen das glücklichste Leben. In dieser Erzählung haben wir theils eine Parallele zu der indischen Vorstellung von Yama als Beherrscher der Seligen, theils aber auch zu der griechischen Vorstellung vom Elysium. In letzterer Beziehung hat namentlich Windischmann auf die grofse, oft fast wörtliche Uebereinstimmung der betreffenden Sagen aufmerksam gemacht [1]), wir werden mithin auch den Sagenkreis von Yima bereits bis in die indogermanische Zeit zurückversetzen müssen. — Schon R. Roth hat darauf aufmerksam gemacht, dafs Manu, der bekanntlich bei den Indern für den ersten Menschen gilt, nur ein Doppelgänger des Yama sei. Aber auch Manu ist nicht blofs auf die Inder und Erânier beschränkt, sondern gehört in die indogermanische Vorzeit. Sein früheres Vorkommen bei den Erâniern wird durch den Namen Manus tschithra, d. i. Nachkomme des Manu, erwiesen; im Bundehesch [2]) werden noch mehrere mit Manu zusammengesetzte Namen genannt. Es ist somit unzweifelhaft, dafs ihn die Erânier früher gekannt und wahrscheinlich unmittelbar nach Yima gesetzt haben, wenn er ihnen auch später verloren ging. Dafs derselbe Name sich auch im griechischen Minos [3]) und im deutschen Mannus erhalten hat, ist bekannt.

Nicht ganz so zutreffend, obwohl gewifs auch verwandt, ist eine zweite Persönlichkeit der érânischen Sagengeschichte Thraetaona, der Sohn des Âthwya [4]). Wenn man die allgemeine Regel bei der Vergleichung von Mythen in Anwendung bringen wollte, welche Kuhn [5]), wie ich glaube, mit Recht aufgestellt hat, nämlich, dafs die zu vergleichenden mythischen Namen nicht blofs wurzelhaft, sondern auch den Suffixen nach identisch sein müssen, so würden nur die Namen der Väter zu vergleichen sein.

[1]) Arische Ursagen p. 12 flg.

[2]) Cf. Windischmann, Zoroastr. Studien p. 118.

[3]) Kuhn, Zeitschrift für vergl. Sprachforschung IV, 92 flg.

[4]) Cf. R. Roth, Die Sage von Feridun in Indien und Erân. Zeitschr. der D. M. G. II, 216 flg. Westergaard l. c. p. 414 flg.

[5]) Kuhn l. c. III, 331 flg.

Dafs das éránische Âthwya dasselbe sei, wie das indische Âptya, hat schon Burnouf nachgewiesen. Das neupersische Âbtîn steht der Sanskritform eigentlich noch näher, als die altbaktrische Form. Aber für Thraetaona erwartete man regelrecht im Sanskrit die Form Trêtavana, die aber nicht existirt; nahe anklingend ist der Name Traitana, allein das Wenige, was von ihm gesagt wird, pafst nicht gerade zu der Vorstellung von Thraetaona, weshalb sich auch Wilson wohl mit Recht gegen diese Gleichsetzung ausgesprochen hat [1]). Um so genauer klingt aber der Sage nach an den Thraetaona, Sohn des Âthwya, der Trita Âptya der Vêdas an, welcher dem Namen nach eigentlich mit dem altbaktrischen Thrita zu vergleichen wäre, mit dem er aber in der Sache nichts zu thun hat. Die Aehnlichkeit der Sage besteht aber darin, dafs sowohl Trita Âptya als Thraetaona, Sohn des Âthwya, mit Schlangen zu kämpfen haben. Die gegnerische Schlange, mit der Trita kämpft, hat drei Köpfe und sieben Schwänze und ist deutlich genug noch das Gewölk. Die Schlange Dahâka, mit welcher Thraetaona kämpft, ist schon im Avesta deutlich genug, wie in der späteren Sage, ein böser König, der Erân unterworfen und seinen Wohnsitz in Babylon hat. Allein der mythische Charakter des Dahâka leuchtet noch durch, indem auch er eine Schlange heifst und ihm drei Köpfe zugeschrieben werden. Dieser Umstand scheint es mir vollkommen zu rechtfertigen, wenn man den éránischen Thraetaona mit dem indischen Trita vergleicht, die gröfsere Ursprünglichkeit des Mythus dürfte auch hier auf indischer Seite sein. Dagegen wird man mir zugeben, dafs die beiden Mythen weit genug auseinander liegen, um die Ansicht unmöglich zu machen, dafs die Erânier ihre Kenntnifs dieses Mythus aus den Vêdas entnommen hätten. In dem einen, wie in dem anderen Mythenkreise erkennt man deutlich die *disjecta membra* eines ursprünglichen Mythus, der in die arische, wo nicht in die indogermanische Urzeit zurückgeht, denn auch die griechischen Tritonen klingen deutlich genug an Trita an. — Auf Thraetaona, der bei den Erâniern vielfach an die Stelle des alten Manu getreten ist, finden wir noch eine Mythe übertragen, welche wahrscheinlich früher der Manusage angehörte,

[1]) Wilson, Rigveda-Sanhitâ, transl. II, 104 not.

die Sage von der Theilung der Welt unter seine drei Söhne, von denen der jüngste Erân erhält. Eine ähnliche Sage findet sich in Indien von Yayâti, dem Nachkommen des Manu, erzählt, der gleichfalls die Welt unter seine fünf Söhne vertheilt und dem Jüngsten die indischen Länder übergiebt. Wir werden auf diese interessante Sage, welche eine weitere Verbreitung erhalten hat, in der nächsten Abhandlung wieder zurückkommen.

Das Avesta kennt nun aber, wie bereits gesagt wurde, wirklich einen Thrita, dessen Namen lautlich dem indischen Trita vollkommen entsprechen würde, aber es setzt ihn nicht mit dem Thraetaona in Verbindung, sondern sieht in ihm den Stammvater eines anderen berühmten Geschlechtes, des Geschlechtes der Çâme. Von dem Stammvater Thrita wird uns nun freilich im Avesta wenig berichtet [1]), wir wissen blofs, dafs er für einen grofsen Heilkünstler angesehen wurde. Um so berühmter ist sein Sohn, der bekannte Kereçâçpa, den wir auch in der indischen Literatur unter dem Namen Kṛiçâçva wieder vorfinden [2]). Von den verschiedenen Thaten, welche diesem Helden zugeschrieben werden, interessiren uns für unseren Zweck nur einige. Die Vergleichung mit dem indischen Kṛiçâçva ist bald zu Ende, denn über ihn berichten uns die alten indischen Schriften gar nichts, die späteren sehr wenig, und nichts wird beigebracht, das sich zum Vergleichen eignete; wir sehen blofs, dafs er auch bei den Indern für einen tapferen Helden gegolten hat. Einige der von dem érânischen Kereçâçpa erzählten Mythen beweisen, dafs auch er schon in die alte arische Periode zurückgeht. Kereçâçpa ist im Kampfe mit einem Gandarewa, in dem wir schon oben einen Genossen der indischen Gandharven gefunden haben. Nach érânischer Ansicht, die sich schon im Avesta nachweisen läfst [3]), ist dieser Kereçâçpa nicht todt, sondern schläft nur an einem wüsten Orte, bewacht von himmlischen Genien, welche sorgen, dafs er von den Dämonen nicht beschädigt werde. In der Zeit der grofsen Noth jedoch, welche nach der Ansicht der Parsen der

---

[1]) Cf. Westergaard l. c. p. 422 flg.

[2]) Vergl. meine Abhandlung: Die Sage von Sâm und das Sâm-nâme Z. der D. M. G. III, 245 flg. Westergaard l. c. p. 426 flg.

[3]) Cf. Yt. 13, 61.

Zeit des jüngsten Gerichtes vorhergeht, wird auch Kereçâçpa wieder erwachen und das Haupt der Uebelthäter, die Schlange Dahâka, die wieder aus den Banden losgekommen ist, in welche Thraetaona sie geschlagen hat, schlagen und vernichten. Wie man sieht, hat man hier einen Zug der Sage vor sich, welcher auch in germanischen Sagen vorgefunden wird (man denke an Kaiser Karl, Kaiser Friedrich u. A. m.), die Sage nämlich von den in Bergen schlafenden Helden, die aber zur Zeit grofser Noth wieder erwachen und ihrem Volke den Sieg erringen helfen. Aber auch im Oriente ist dieselbe Sage verbreitet, man findet sie sowohl bei den Schiiten als bei den Buddhisten. Die Quellen, aus welchen diese verschiedenen Erzählungen geflossen sind, siud noch nicht ermittelt, bis jetzt müssen die érânischen für die ältesten gelten.

Die meisten der Persönlichkeiten, welche in die arische oder gar in die indogermanische Vorzeit zurückgehen, gehören der ersten Dynastie der érânischen Sagengeschichte an: den sogenannten Péschdâdiern. Allein auch die zweite Dynastie dieser Sagengeschichte hat nicht mehr geschichtlichen Gehalt als die erste und ist zusammengesetzt aus mythischen Gebilden, die theils dem eigenthümlichen religösen Systeme der Erânier, theils der arischen oder indogermanischen Vorzeit angehören. Zu den letzteren müssen wir Kava Uça oder Kava Uç (den Kai-Kâus der Späteren) zählen, welcher mit dem indischen Kâvya Uçanas gewifs ursprünglich nahe verwandt ist. Nach den strengen Regeln der vergleichenden Mythologie ist die Identität dieser beiden Persönlichkeiten freilich so wenig nachzuweisen, als die von Trita und Thraetaona; auf der anderen Seite berühren sich die Namen auch formell so nahe mit einander, dafs man zugeben müfste, dafs beide Persönlichkeiten verwandt sein müssen, selbst weun die Mittel fehlten, sie näher zu vergleichen. Es ist dies jedoch, wie ich glaube, keineswegs so ganz der Fall, ich finde noch einen gemeinsamen Mythus in der Himmelfahrt dieses Königs und in seinen prachtvollen Bauten. Nach der érânischen Mythe hat Kai-Kâus herrliche Paläste gebaut und aus Uebermuth selbst den Versuch gemacht, in den Himmel emporzufliegen. Vier Adler wurden an die Füfse des Thrones gebunden, auf dem der König safs, sie flogen auf und trugen ihn zu den Sternen empor, endlich aber

begaben sie sich auf die Erde zurück und der König stürzte herab auf die Erde, wo er von den Grofsen seines Reiches gefunden und wegen seines Uebermuthes hart getadelt wird. In Indien wird eine ähnliche Sage zwar nicht von Kâvya Uçanas selbst, wohl aber von seinem Schwiegersohne erzählt, der zum Götterhimmel emporsteigt, aber wegen seines Hochmuthes von Indra wieder auf die Erde zurückgeworfen wird. Man sieht, es ist dieselbe Fabel, die in Griechenland von Daedalus, in deutschen Sagen von Wieland dem Schmied erzählt wird, die sich aber bei Indern und Erâniern in einer gewissen Familie festgesetzt hat. Ebenso erinnert die Erzählung von den prachtvollen Palästen, die sich Kava Uça erbaute, an die griechische Mythe vom Labyrinth, welches Daedalus erbaute. Auch der Enkel des Kava Uça: Kava Huçrava (der Kai Khosru der Spätern) scheint mit dem vedischen Suçravas identisch zu sein; doch wissen wir nicht, ob sich die Verwandtschaft weiter als bis auf den Namen erstreckte, da die Vêdas über den Suçravas so gut als kein Material geben. Wir gewinnen aber wenigstens die Ueberzeugung, dafs der Name in die arische Vorzeit zurückgeht, und wahrscheinlich auch in die indogermanische. Letzteres würde wenigstens sehr wahrscheinlich, wenn es sich bewahrheitete, dafs der griechische Name Ἐτεοκλῆς dem skr. Satyaçravas entsprechen könne [1]). — Das Avesta kennt auch einen Sohn des Kava Huçrava, den es Âkhrûra nennt, über welchen uns sonst nichts bekannt ist. Einen Akrûra findet man auch in den indischen epischen Gedichten erwähnt.

Wir sind natürlich berechtigt, auch solche mythische Persönlichkeiten als in die arische Zeit hineinragend zu betrachten, welche nicht im allgemeinen érânischen Bewufstsein, sondern nur bei einzelnen Stämmen als Stammessagen ihren Platz gefunden haben, wenn sich nämlich auch auf indischem Gebiete Stoff zur Vergleichung findet. Darum ist wohl hier der schicklichste Ort der Sage von Kuru oder Kyrus zu gedenken [2]). Wir wollen damit natürlich nicht sagen, dafs die historisch vollkommen sicher

[1]) Cf. Kuhn, Zeitschr. f. vergl. Sprachf. IV, 400. X, 345.

[2]) Ausführliches vergl. man in meiner Abhandlung: Kyrus und Kuru, Kambyses und Kambodscha in Kuhn's Beiträgen I, 32 flg.

stehende Persönlichkeit des Stifters des Achämenidenreiches ein Mythus sei. Aber der Erzählung vom historischen Kyrus ist eben viel Fabelhaftes beigemischt, wie schon Herodot beklagt hat, und die neuere historische Kritik hat diese sagenhaften Theile auszuscheiden gesucht. Es scheint mir nun, dafs diese fabelhaften Beimischungen zu der Geschichte des historischen Kyrus oder Kuru (so heifst er nämlich bei den Persern) dadurch entstanden seien, dafs es einen älteren sagenhaften Helden gleichen Namens gab, den Unkundige mit der wirklich historischen Persönlichkeit verwechselten und die Erzählungen von Jenem auf diese übertrugen. Welches nun die Berichte über jenen fabelhaften Kuru gewesen seien, können wir zum Theil noch sehen, wenn wir die ungeschichtlichen Elemente aus dem Leben des Kyrus ausscheiden, sie betreffen zumeist dessen Jugendgeschichte. Der Traum der Mutter des Kyrus ist gewifs nicht historisch, solche Erzählungen von den Träumen der Mütter bedeutender Männer vor der Geburt ihres Sohnes sind im Orient häufig und lassen sich bei Persern und Türken nachweisen. Längst hat man auch schon auf die grofse Aehnlichkeit hingewiesen, welche der Bericht Herodots über die Jugendgeschichte des Kyrus mit der Erzählung Firdôsî's von der Jugend des Kai Khosru hat. Bei Herodot läfst Astyages den Kyrus nach seiner Geburt dem Harpagus übergeben, damit er ihn tödte, Dieser wieder übergiebt das Kind einem Hirten und befiehlt ihm, dasselbe auszusetzen. Statt dies zu thun, zieht der Hirt den Knaben als seinen eigenen auf. Nachdem dieser zehn Jahre alt geworden ist, wird seine wahre Herkunft durch sein Benehmen entdeckt, aber er wird nicht getödtet, sondern unversehrt zu seinen Eltern nach der Persis geschickt, weil der König von Medien wähnte, der böse Traum der Mutter des Knaben sei bereits in Erfüllung gegangen. Später fordert Harpagus den Kyrus auf, sich an seinem Grofsvater zu rächen, der seinen Tod gewollt habe. Die Erzählung Firdôsî's von Kai Khosru trägt bei aller Verschiedenheit ein sehr ähnliches Gepräge. Kai Khosru ist der Sohn des Siâvusch, eines Prinzen des érânischen Königshauses, der, um den Ränken seiner Stiefmutter und namentlich dem Bruche eines geschlossenen Vertrages zu entgehen, welcher ihm zugemuthet wird, nach Turân geflüchtet ist und sich dort

mit der Tochter des turânischen Königs Afrâsiâb vermählt hat. In finsterem und grundlosem Argwohn läfst Afrâsiâb den schuldlosen Siâvusch tödten, und auch den neugebornen Sohn desselben würde ein gleiches Schicksal ereilt haben, hätte nicht Pîrân, der Minister des Afrâsiâb, für sein Leben gebeten und ihn — mit Erlaubnifs des Königs — den Hirten zur Erziehung übergeben. Der Knabe wächst auf, ohne seinen wirklichen Rang zu kennen, aber die hohe Abkunft des Prinzen zeigt sich deutlich durch sein eigenthümliches, von dem Betragen anderer Kinder abweichendes Benehmen. Schon mit sieben Jahren beginnt er, sich Holz zum Bogen zu schneiden, Pfeile zu schnitzen und auf eigene Gefahr hin die Wälder zu durchstreifen. Im zehnten Jahre genügt ihm nur noch die Jagd auf Eber, Bären, Löwen und Tiger. Da läfst dem Afrâsiâb sein böses Gewissen keine Ruhe, er sieht in dem Enkel den Rächer seines Vaters und bereut es, ihn am Leben gelassen zu haben, er will ihn noch nachträglich tödten, im Falle derselbe auf Böses sinnen sollte. Um ihn zu beruhigen, führt Pîrân den Kai Khosru vor Afrâsiâb, und er spielt auf einen Wink seines Beschützers die Rolle eines Tölpels mit solcher Geschicklichkeit, dafs ihn Afrâsiâb, als vollkommen unschädlich, mit Verachtung entläfst. Später entkommt Kai Khosru nach Erân nnd wird wirklich der Rächer seines Vaters. Die Aehnlichkeit beider Sagen ist offenkundig. Ich glaube nun nicht, dafs man, wie es früher geschah, annehmen darf, Kai Khosru und Kyrus seien ein und dieselbe Person, sondern blofs, dafs man in Westérân die Sage von Kai Khosru oder doch eine derselben ähnliche auf einen mythischen Kuru übertragen habe. Uebrigens ist der Name Kuru nicht blofs Name eines Helden, sondern auch zweier Flüsse, von denen der eine in der Persis selbst, der andere im Norden in der Gegend von Tiflis fliefst. Ich halte die Benennung des nördlichen Stromes für die ursprüngliche, die des südlichen für eine spätere Uebertragung, denn nicht nur fliefst dieser nördliche Kuru durch ein heiliges Land, wie wir später sehen werden, sondern die Kuru-Sage weist uns überhaupt nach Norden. Wenden wir uns nämlich nach Indien, so finden wir auch dort einen fabelhaften Kuru als Stammvater eines der ältesten indischen Königsgeschlechter, auch dort ist der Name nicht auf die

Person allein beschränkt, sondern die Uttara-Kuravas sind ein im Norden gelegenes Land und Geschlecht seliger Menschen [1]). Dieselbe Doppelheit der Bezeichnung findet sich auch beim Namen Kambyses. Die altpersische Form ist Kambudschiya und bedeutet einen Mann, der in Kambudscha zu Hause ist. Dann ist es aber auch der Name zweier Flüsse im Norden von Erân, nämlich eines kleinen Küstenflusses im nördlichen Medien und eines Flusses in Albanien, des heutigen Gori. Auch eine Landschaft Kambysene findet sich in Armenien, eine andere in Albanien. Wenden wir uns nach Indien, so finden wir auch dort ein Land und Volk der Kambodschas, das, wie wir oben (p. 193) gesehen haben, wahrscheinlich mit dem der heutigen Kâfirs identisch ist, ein Stamm Derselben soll noch heute den Namen Kamoze führen. Man könnte nun aus diesen Thatsachen schliefsen wollen, die érânischen Kuru und Kambudscha seien mit den indischen Kuru und Kambodscha identisch und wir hätten hier einen Fingerzeig, dafs die Sage der Erânier nach Osten weise. Ein solcher Schlufs würde, wie man leicht sieht, nicht stichhaltig sein. Es ist kein Grund vorhanden, um annehmen zu müssen, dafs die Erânier in Erân dasselbe Land mit diesen beiden Namen bezeichneten, wie die Inder. Wir werden blofs sagen dürfen, dafs beiden Völkern aus der arischen Periode die Erinnerung geblieben sei, dafs Kuru und Kambudscha ein nördliches Land bezeichnen müssen.

Zu dieser nicht geringen Anzahl von Uebereinstimmungen in der Götterlehre und Heldensage kommen noch einige andere, die nicht minder das frühere innige Zusammenleben beider Völker bekunden. Ueber den Namen der Arier haben wir schon gesprochen, bezeichnend ist aber der Gegensatz in der Bedeutung eines anderen Wortes von einiger Wichtigkeit. Mit dem Namen ***daqyu*** oder ***dağhu*** bezeichnet der Erânier einen gröfseren Landstrich, namentlich einen solchen, der von einer gröfseren Abtheilung des érânischen Volkes (von Medern, Persern, Baktriern u. s. w.) bewohnt wird. Bei den Indern dagegen bedeutet der entsprechende Aus-

---

[1]) Cf. Lassen, Zeitschrift für die Kunde des Morgenl. II, 62. Ind. Alterthumskunde I, 511. Muir, Sanskrit texts II, 332 flg.

druck *dasyu* entschieden feindliche Wesen, theils menschliche, theils übermenschliche, die sowohl der Abstammung als ihrer Religion nach von den Ariern verschieden waren. Wenn Potts, Kuhns und namentlich M. Müllers Ansicht die richtige ist [1]), so ist die indische Bedeutung die ursprüngliche und **dasyu** hängt mit skr. *dâsa*, Diener, gr. *δεσπότης* und *δάϊος*, Feind, zusammen. Gewiſs ist, daſs die Arier den Nebenbegriff des Unterjochten in dem Worte *daghu* nicht mehr fühlen. Uebrigens sehen wir auch hier wieder, daſs der Begriff nicht erst auf vedischem Boden entstanden ist, sondern — dies beweisen die griechischen Analogieen — in die indogermanische Urzeit zurückgeht, wir brauchen also auch nicht anzunehmen, daſs die Erânier diesen Ausdruck aus Indien geholt haben. Für die Culturgeschichte ist es auch nicht unwichtig, daſs die érânischen Priester im Avesta **âthrava** (d. i. mit Feuer begabt) benannt werden, während die Inder mit dem identischen **atharvan** namentlich einen Soma- und Feuerpriester bezeichnen. Es scheint sich hier eine Erinnerung erhalten zu haben, daſs auch die Inder ehemals ihre Priester *âthrava* genannt haben. — Zu diesen Aehnlichkeiten in Sage und Einrichtung rechnen wir nun auch noch einige bedeutsame Gebräuche. Daſs beide Völker den Sôma- oder Haomasaft bei ihren Opfern gebrauchen, haben wir schon oben gesehen. Ebenso besteht in beiden Religionen die Sitte, die herangewachsenen Jünglinge durch Umhängung einer heiligen Schnur in die religiöse und politische Gemeinschaft aufzunehmen. Allein auch hier liegt nichts vor, was zur Vermuthung Anlaſs geben könnte, das eine Volk habe diese Einriohtung früher gehabt als das andere, oder gar, daſs die Inder die Erfinder derselben seien.

Wir fügen endlich zu diesen Beweisen der ursprünglichen Gemeinschaft der arischen Völker noch den Nachweis der Gemeinsamkeit in einigen geographischen Bezeichnungen. Es sind dies besonders Namen von Flüssen, welche denn auch dazu verwendet wurden, die an die Flüsse angränzenden Landstriche zu bezeichnen. So wird der Fluſs von Herât sammt dem angränzenden Bezirke im Avesta und in den Keilinschriften mit dem Na-

[1]) Kuhn, Zeitschrift V, 151.

men Haraiva (i. e. Haré oder Heri der Neueren) genannt, und es ist gewifs, dafs dies dasselbe Wort ist, das wir im Namen des indischen Flusses Sarayu wiederfinden. Allein hierdurch ist weder erwiesen, dafs die Erânier diesen Namen von den Indern, noch dafs die Inder diesen Namen von den Erâniern erhalten haben. Der Name ist gewifs ganz allgemeiner Bedeutung, und wenn er sich kaum auf ein indisches *sarasyu*, wasserliebend, zurückführen läfst, wie man wohl annahm, so dürfte er doch mit gr. ἕλος nahe verwandt sein. Der alte Name Arachosiens ist Haraqaiti oder Harauvatis und hier haben wir wieder die indische Sarasvatî (die wasserreiche), eine Bezeichnung, welche übrigens nicht blofs auf den uns bekannten Flufs, sondern auf viele Flüsse pafst. Die érânische Ragha, nach meiner Ansicht der Jaxartes (s. unten), ist dem Namen nach identisch mit der indischen Rasâ, die in den Vêdas Flufs überhaupt, in späteren Schriften einen Flufs im Nordosten bezeichnet zu haben scheint. Ebenso ist Hapta hendu das indische sapta sindhavas d. h. die sieben Flüsse, worunter die vedischen Inder das Pendschâb mit Einschlufs des Kâbulstromes verstehen, die Erânier scheinen ziemlich denselben Landstrich damit bezeichnet zu haben. Hierher gehört auch der Flufs Vîtaguhaiti im Avesta (Yt. 5, 76 flg.), welcher sich, wie mich A. Weber belehrt, in dem indischen Vitasvat (Name eines Badeplatzes) findet, dann läfst sich wohl an Vitasta d. i. „entschleudert, schnell", den Sanskritnamen des Hydaspes, denken. Aber alle diese Namen beweisen gar nichts, als dafs die Arier, ehe sie sich trennten, schon gewisse Bezeichnungen für Flüsse ausgebildet hatten, von denen aber keine charakteristisch genug ist, um uns einen Wink über die Gegend zu geben, wo sie zuerst angewandt wurde. Es könnte sein, dafs Erân oder Indien das Land wäre, wo diese Namen zuerst gebraucht wurden, es ist aber eben so gut möglich, dafs sie zuerst in einem anderen Lande in Anwendung kamen und von den Ariern in ihre neuen Wohnsitze mitgenommen wurden und dort zur Bezeichnung von Plätzen dienten, die in irgend einer Hinsicht an die vaterländischen erinnerten. Von Bergnamen wüfste ich blofs den Berg Maenakha anzuführen, der Yt. 19, 4 erscheint und wohl mit der indischen Nymphe Mênakâ, der Gattin des Himâla, zusam-

menhängt. Räthselhaft ist mir immer die Aehnlichkeit der arischen Weltansicht bei den beiden asiatischen Zweigen gewesen. Das érânische System der Kareshvares (cf. Bundehesch cc. 5, 11) ist deutlich dem indischen der Dvîpas sehr ähnlich. Es besteht bei den Erâniern die Erde aus sieben Kareshvares, die durch Meere oder auch Berge von einander getrennt sind, so daſs man von einem Kareshvare nicht in das andere gelangen kann. In der Mitte dieser Kareshvares liegt Qaniratha, das ausgezeichnetste von allen. Ebenso giebt es in Indien — nach einer Ansicht wenigstens — sieben Dvîpas oder Inseln, die von sieben Seen umgeben und von einander getrennt sind. In der Mitte liegt Dschambudvîpa, das ausgezeichnetste von allen (cf. Wilson, Vishṇupurâṇa p. 166). Ich gestehe, daſs ich die Entstehung dieses Systems weder in Indien noch in Erân recht denken kann; es scheint seltsam, daſs man in diesen Ländern auf ein Inselsystem gekommen sein sollte; ein solches System wird man begreiflicher finden in einem Lande, das auf allen oder mehreren Seiten vom Meere umgeben war und wo man Kunde davon hatte, daſs auch jenseits desselben noch groſse Länder vorhanden sind. Es könnte also sein, daſs die beiden arischen Völker dieses Weltsystem von auſsen her empfangen haben.

Hiermit haben wir den ganzen Kreis von Vorstellungen erschöpft, den ich bis jetzt als sicher beiden Völkern gemeinsam ansehen möchte. Ehe wir weiter gehen, wollen wir unsere Resultate noch kurz zusammenfassen. Wir haben gefunden, daſs ein groſser Theil — wo nicht der gröſste — dieser gemeinschaftlichen Vorstellungen schon bis in die altindogermanische Zeit zurückreicht und auch in den Fällen, wo wir dies nicht nachweisen können, läſst sich ja nicht der sichere Schluſs ziehen, daſs diese Vorstellungen früher nicht vorhanden waren, denn jene ferne Urzeit ist uns überhaupt nur sehr fragmentarisch überliefert. Was aber die beiden arischen Völker näher aneinander bindet als die Gleichheit des Stoffes, ist die groſse Aehnlichkeit der Form, in welche diese Vorstellungen gegossen sind. Diese Aehnlichkeit der Form nun ist es, welche uns nöthigt, anzunehmen, daſs die beiden arischen Völker nach Abtrennung der übrigen Indogermanen noch eine Zeitlang beisammen geblieben seien und sich gemein-

schaftlich entwickelt haben. Hingegen haben wir auch nicht den kleinsten Zug gefunden, welcher der Annahme Wahrscheinlichkeit verliehe, daſs die Erânier die vedische Periode mit den Indern durchlebt hätten, mithin aus den Indern hervorgegangen wären. Wenn wir das beiden Völkern Gemeinschaftliche, sei es in der Sprache, sei es in der Religion, betrachten, so finden wir das Ursprünglichere bald auf der einen, bald auf der anderen Seite. Sollte sich im Ganzen die Ursprünglichkeit öfter auf der indischen Seite finden als auf der érânischen, so wird daraus Niemand den Schluſs ziehen wollen, daſs die Inder die Voreltern der Erânier seien, so wenig wie man aus der gleichen Thatsache schlieſsen wird, daſs Griechen oder Germanen von den Indern abstammen. Daſs die Inder sowohl in Sprache als Mythologie meist das Ursprüngliche anderen Völkern gegenüber erhalten haben, rührt einfach daher, daſs ihre Sprache und Literatur am nächsten an die Urzeit hinanreicht, nicht daher, daſs sie das Urvolk selbst sind. Wer da beweisen will, daſs die Erânier die vedische Zeit mit durchlebt haben, der muſs Thatsachen beibringen, die sich eben nur aus den Vedas, nicht aus jener Vorzeit erklären lassen. So lange solche Beweise nicht beigebracht sind — und sie sind es bis jetzt nicht im Entferntesten — bleiben wir bei der schon von Lassen ausgesprochenen Behauptung, daſs Veda und Avesta die erste Entwickelungsperiode der getrennten arischen Völker bezeichnet und daſs beide Völker schon lange geschieden waren, ehe diese Werke geschrieben wurden [1]).

Also nicht bloſs das behaupten wir, daſs die Erânier nicht erst aus den Indern hervorgegangen sind, es scheint uns auch durchaus nöthig, einen längeren Zeitraum anzunehmen zwischen der arischen Periode und dem Auftreten Zarathustras auf der einen und der Abfassung der Vedas auf der anderen Seite; in diesem Zeitraume muſs sich jedes der beiden arischen Völker gesondert entwickelt haben. Dies scheint mir schon klar, wenn man auch nur das Verhältniſs beider Religionen zu einander im Allgemeinen betrachtet. Das Charakteristische der vedischen Religion liegt darin, das kein System in ihr zu finden ist, denn auch

[1]) Cf. Lassen, Ind. Alterthumsk. I, 753.

dasjenige, welches die alten Erklärer der Vedas darin finden wollten, pafst nicht. Jeder Gott wird vielmehr dann angerufen, wenn man seiner gerade bedarf, uud dann erscheint er auch als der vorzüglichste. Dagegen ruht ein Hauptverdienst der érânischen Religion gerade in der Folgerichtigkeit ihres Systems, das mit einer Strenge durchgeführt ist, wie bei keiner anderen Nation des Alterthums. Jede Gottheit hat ihre ganz streng bestimmte Stellung, aus der sie nicht gerückt werden kann, weil sonst das ganze System in Unordnung gerathen würde. Ein zweiter Unterschied ist, dafs der Veda seine Götter in naiver Weise ganz menschenähnlich fafst, während im Avesta die menschenähnliche Fassung im Abnehmen begriffen ist, weil das vorwiegend ethische Interesse der Religion die Götter fast aller Realität beraubt und sie zu blofsen Trägern abstracter Ideen macht. Aber auch wenn wir die Einzelnheiten betrachten, verschwindet das Gleichartige gegen die Masse des Ungleichartigen. Es fehlen dem Avesta ganze Klassen von göttlichen Wesen, welche im Veda vorkommen, wie z. B. die Sturmgottheiten der Rudras und Maruts, es fehlt ferner Varuṇa, ein in den Vedas sehr wichtiger Gott, ferner die Göttin der Morgenröthe, die Göttin der Nacht und viele andere. Agni, der Gott des Feuers in den Vedas, ist sowohl dem Namen als der Persönlichkeit nach ganz verschieden von dem érânischen Âtare, welcher dasselbe bedeutet. Von den später entstandenen Gottheiten wie Bṛihaspati, Vishṇu u. s. w. ist ohnehin keine Spur im Avesta. Alle diese Gottheiten müfsten also, wenn wir annehmen wollten, dafs die Erânier aus den vedischen Indern hervorgingen, vor der Abfassung des Avesta aus dem Gedächtnisse derselben entschwunden sein, es müfste also die Trennung schon lange vollzogen gewesen sein, ehe das Avesta geschrieben wurde. Dieselbe Thatsache läfst sich ebenso gut wie durch das Fehlen einer grofsen Anzahl vedischer Götter bei den Erâniern auch durch das Vorhandensein einer guten Anzahl von Göttern im Avesta erweisen, von denen die Inder nichts wissen. Hieher rechnen wir vor allem den Cultus der Anâhita, der nicht nur in Erân, sondern in dem ganzen westlichen Oriente sehr verbreitet war, von ihm findet sich aber im Veda keine Spur. Die Amescha-Çpenta's oder Amschaspands der Parsen lassen sich zwar mit den Aditya's der Inder

der Zahl nach vergleichen — es giebt nämlich von diesen wie von jenen gerade sieben —, allein eine innere Verwandtschaft existirt nicht, und so wird wohl auch die Gleichheit der Zahl bloſs Zufall sein. So ist es auch mit Çraosha, einer der häufigst genannten êrânischen Gottheiten, mit Ashis-vaǧuhi, der Göttin des Segens, mit Gêus-urva, der Seele des eingeborenen Stiers, welche die Gesundheit des Viehes erhalten soll. Auch im Reiche der bösen Geister sind die meisten mit vedischen Gottheiten gar nicht verwandt, so gleich Aǧro-mainyus, der oberste der Dämonen, Aeshma, der Gegner des Çraosha und Dämon des Zorns, Naçu, der Dämon der Leichenunreinigkeit u. a. m. So zeigt es sich denn auch, von dieser Seite betrachtet, als das Einfachste, anzunehmen, daſs jene gemeinsamen Gestalten in der indischen und êrânischen Religion in eine Zeit zurückgehen, wo es weder Inder noch Erânier, weder Veda noch Avesta gab, mit einem Worte, wo sich beide Völkerstämme noch nicht geschieden hatten, und die beiden genannten Religionsurkunden sind als die ersten Lebenszeichen der lange vorher schon geschiedenen Völker zu betrachten, unter sich haben sie nichts gemein. Dies ist die Ansicht von Forschern wie Lassen und Windischmann, an ihr halten auch wir auf das Bestimmteste fest, zumal da auch sprachliche Gründe dafür sprechen. Hiernach ergiebt sich von selbst, wie wir uns die Hauptmomente der Vorgeschichte der arischen Völker zurechtzulegen haben. Sie müssen jedenfalls längere Zeit ein einziges Volk gebildet haben; es ist denkbar, daſs sie damals ein anderes Land bewohnt haben als jetzt, es ist aber ebenso denkbar, daſs die Bewohner von Erân und die Bewohner des Pentschâb (denn dahin müssen wir die ältesten Wohnsitze der Inder verlegen) ein einziges Volk bildeten, ohne den Wohnplatz zu verändern, und daſs die östlichen Stämme in einem ganz verschiedenen Klima wohnend sich mit der Zeit eigenthümlich ausbildeten und endlich als ein selbständiges Volk abtrennten. Wann dieſs geschehen sei, läſst sich natürlich mit Bestimmtheit nicht mehr angeben, auch ist die Frage nicht von sonderlicher Erheblichkeit; es geschah gewiſs vor dem Beginn aller Geschichte und weit früher, als irgend ein Vedahymnus verfaſst wurde. Auch die Erânier müssen nach der Trennung eine Zeit lang sich selbständig

entwickelt haben, ehe Zarathustra auftrat und die gesammten Religionsanschauungen in ein System zusammenfaſste.

Dieser früher allgemein angenommenen Ansicht ist in neuerer Zeit eine andere zur Seite getreten, welche von Bunsen und seiner Schule vertreten wird. Nach dieser Ansicht sollen die Erânier die vedische Periode mit den Indern durchlebt haben und in Folge des Schismas, das durch Zarathustras Auftreten entstand, aus Indien ausgewandert sein, oder auch umgekehrt: die Inder trennten sich aus Aerger über dieses Schisma von den Erâniern und zogen nach Indien. Soweit sich diese Annahme auf die beiden Völkern gemeinschaftlichen Anschauungen stützt, dürfen wir sie wohl durch die vorausgegangene Darlegung des wirklichen Sachverhalts für widerlegt ansehen. Wir haben gesehen, daſs nichts darauf hinweist, daſs die érânischen Vorstellungen aus den indischen entstanden sind; wir haben auch gesehen, daſs die Aehnlichkeit beider Religionen keineswegs eine so groſse ist, als man gerne glauben machen möchte. Die groſse und schlagende Aehnlichkeit mancher Persönlichkeiten mag man zugeben, aber man darf nicht vergessen, daſs auch wieder höchst wichtige Unterschiede beide Völker trennen. Das religiöse System Zarathustras besteht nicht etwa bloſs aus vedischen Anschauungen, die dem dualistischen System dienstbar gemacht sind, sondern die meisten seiner mythischen Gestalten sind ganz neu und den Vedas gänzlich unbekannt. Wie soll man sich unter diesen Umständen denken, daſs Zarathustra sein System inmitten der vedischen Inder ausgebildet habe? Die Annahme einer längeren Trennung beider Völker vor seinem Auftreten scheint mir ganz unabweisbar.

Allein es sind auch keineswegs bloſs Schlüsse aus dem oben mitgetheilten Material der vergleichenden Mythologie, welche diese Hypothese stützen sollen, man vermeint vielmehr sichere historische Urkunden zu haben, welche diese Wanderungen erzählen und welchen gegenüber aller Widerspruch vergeblich sein müſste. Das erste Capitel des Vendidâd soll diese Urkunde sein, welche uns die vorhistorischen Wanderungen erzählt, und mit der Ankunft im Lande der sieben Flüsse sollen diese Wanderungen ihr Ende erreichen. Wir müssen also den Werth, welchen die ge-

nannte Urkunde für diesen Zweck hat, etwas genauer untersuchen. Das erste Capitel des Vendidâd hat seit seinem Bekanntwerden eigenthümliche Schicksale gehabt. Weder der erste Uebersetzer des Avesta, Anquetil, noch die auf ihn sich stützenden älteren Gelehrten, welche dieses Capitel in das Bereich ihrer Untersuchungen zogen, wie Heeren u. A. haben etwas von einer Wanderung in demselben gefunden. Die eigenthümliche Einseitigkeit in der Aufzählung érânischer Provinzen (es werden nämlich mit zwei Ausnahmen nur solche aufgezählt, welche in Osterân liegen) ist zwar schon früher aufgefallen, allein man erklärte sich die Sache durch die Annahme, dafs Erân in zwei Reiche getheilt war, als das erste Capitel des Vendidâd geschrieben wurde [1]). Erst fünfzig Jahre nach dem ersten Erscheinen des Avesta hat Rhode in seinem übrigens sehr verdienstvollen Werke: die heilige Sage des Zendvolkes (p. 68 flg.) die Ueberzeugung ausgesprochen, dafs in diesem Capitel von Wanderungen die Rede sei. Er findet in dieser Urkunde „ein Verzeichnifs der Provinzen des Zendvolkes, wie sie Ormuzd für sein Volk erschuf oder wie das Volk eine nach der anderen in Besitz nahm, anbaute und bevölkerte. Diefs geht deutlich aus der Stellung des Ganzen hervor, weil jedesmal der von Ahriman herrührende Grund angegeben wird, warum das Volk an dem Orte unzufrieden war und warum Ormuzd einen anderen Ort zur Wohnung schuf.“ Auf diese Ausführung hin hat man nun lange Zeit hindurch allgemein angenommen, dafs im ersten Capitel des Vendidâd die Wanderungen der alten Erânier erzählt würden. Mit der Zeit ist man noch weiter gegangen als Rhode selbst. Da man nämlich fand, dafs zu der Ansicht von der Wanderung von einem Orte zum anderen die von der Tradition angegebene Lage der einzelnen Landstriche nicht passe, so hat man geradezu für dieselben andere Lagen angenommen. Namentlich hat man gleich das erste der angegebenen Länder aus seiner ihm von den Parsen gegebenen Stelle gerückt. Die Parsen sehen in Airyana vaedscha ein sehr nördlich gelegenes Land, aber sie setzen es ausdrücklich an die Seite von Atropatene. Schon Anquetil hat gesehen, dafs dies nichts Anderes sein könne

[1]) Cf. Heeren, Ideen I, 466 der Ausgabe von 1815.

als die Araxes-Ebene, welche noch im Mittelalter bei muhammedanischen Geographen den Namen Arran führt, und womit sogar das Land nördlich bis Tiflis bezeichnet wird. Diesen Gründen glaubte man alles Gewicht durch die Bemerkung entziehen zu können, daſs von dieser Gegend eine Auswanderung nach dem zweiten der genannten Landstriche, nach Sogd, nicht möglich sei; man verlegte daher Airyana vaedscha in die Gegend der Hochebene von Pamer. Aehnliche Versetzungen muſsten sich auch andere Landstriche gefallen lassen. Es liegt hier ein Fehlgriff vor, der schon öfter bei der Exegese des Avesta verderblich gewirkt hat: anstatt die Geltung einer Hypothese von der Beistimmung der uns erhaltenen Texte abhängig zu machen, ging man häufig, und so auch hier, von einer Hypothese wie von einer feststehenden Thatsache aus, man betrachtete die Texte unter diesem Gesichtspunkte und änderte dieselben sogar, wenn sie sich den Annahmen nicht fügen wollten. Man mag nun das erste Capitel des Vendidâd im Grundtexte oder in irgend einer Uebersetzung lesen, immer wird man finden, daſs in demselben kein Wort davon steht, daſs das Volk wegen der ahrimanischen Plagen mit einem Lande „unzufrieden" war und daſs Ahura Mazda darum einen anderen Ort erschuf.

Der Erste, welcher das Verdienst hat, diesem Irrthum ein Ziel gesetzt und die Untersuchung wieder in richtige Bahnen geleitet zu haben, ist ohne Frage Kiepert, der in einer lehrreichen Abhandlung [1]) das erste Capitel des Vendidâd und die geographische Bedeutung desselben einer genauen Prüfung unterwarf. Sehr richtig nennt er die Wanderungshypothese „eine unglückliche, spitzfindige, durch keinerlei Andeutung des Textes im geringsten gerechtfertigte Hypothese". Ich gehe indeſs noch weiter als Kiepert und läugne nicht bloſs, daſs dieses Capitel eine Einwanderung der Erânier in einer nach Raum und Zeit einfach fortlaufenden Linie enthalte, sondern überhaupt, daſs von irgend

[1]) Ueber die geographische Anordnung der Namen arischer Landschaften im ersten Fargard des Vendidâd in den Sitzungsberichten der K. Akademie der Wissenschaften in Berlin 1856, p. 621 flg. Vergl. auch meine Abhandlung über das erste Capitel des Vendidâd in: Münchener gelehrte Anzeigen, April 1859, Nr. 43—46 und M. Bréal, de la géographie de l'Avesta im Journal asiatique 1862.

einer Wanderung die Rede sei. Diese schon vor mehreren Jahren von mir aufgestellte Behauptung ist mir jetzt zur völligen Gewifsheit geworden durch das richtige Verständnifs der Einleitung zu diesem Capitel, die in allen früheren Uebersetzungen (auch in der meinigen) verfehlt war, deren Sinn ich nun aber sicher erkannt habe. Es besagt aber diese Einleitung, richtig verstanden, nichts Anderes, als dafs Ahura Mazda in den Menschen die Liebe zum Vaterlande gelegt habe, so dafs er dieses für das schönste hält und nirgends sonst Freude findet. Man sieht aus dieser Einleitung also deutlich genug, dafs der Zweck dieses Capitels ein ganz anderer ist, als man gewöhnlich annimmt. Es soll mitnichten erklärt werden, warum die Erânier immer weiter und weiter gewandert sind, sondern umgekehrt, warum sie trotz der verschiedenartigen, von Agro-mainyus über ihre Länder verhängten Plagen doch in diesen aushalten. Der seit langem sich kundgebende Versuch, eine Ordnung in der Aufzählung der Länder zu finden, ist natürlich an und für sich sehr berechtigt und nicht aufzugeben, trotzdem dafs er meines Erachtens bis jetzt zu keinem sichern Resultate geführt hat. Es ist natürlich jetzt nicht mehr nöthig anzunehmen, dafs die Lage der einzelnen Orte gegeneinander so beschaffen sein müsse, dafs man bequem von dem einen zum andern wandern konnte; auch ist, nach Beseitigung der obigen Hypothese, die traditionelle Angabe bei der Ermittelung der einzelnen Landstriche mehr zu berücksichtigen, als bisher der Fall war [1]. Welches die Reihenfolge der Länder war, welche dem Verfasser dieses Capitels vorschwebte, getraue ich mir jetzt nicht mit Sicherheit in allen Einzelnheiten anzugeben, wohl aber in einigen Punkten. Die Aufzählung beginnt mit Airyana vaodscha, aus zwei Gründen, sowohl weil dieser Ort das Vaterland Zarathustras war, als auch, weil es das am nördlichsten gelegene Land war. Dies sehen wir aus dem Bundehesch (cap. XXV, cf. p. 106 der Windischmann'schen Uebersetzung). Dort wird uns gesagt, dafs der Winter aus dem Norden kommt und sich zuerst mit seiner ganzen Kraft nach Airyana-vaedscha wendet; erst dann, wenn er dort eingedrungen ist, verbreitet er

[1]) Vgl. auch Windischmann, Zor. Studien p. 247 not.

sich noch über die übrige Welt. Die Kälte in Airyana-vaedscha erklärt sich also daher, dafs es am weitesten gegen Norden, den Ursitz des Winters, vorgeschoben ist. Wie Airyana-vaedscha gegen Norden, so ist (cf. Bundehesch a. a. O.) Indien, der fünfzehnte Segensort des Ahura-Mazda, am weitesten gegen Süden, den Sitz des Sommers, vorgeschoben; dorthin hat der Winter nicht die Kraft, vorzudringen, wohl aber ist die übergrofse Hitze eine kaum mindere Plage. Der sechszehnte Segensort: an den Gewässern der Ragha, ist auch wieder ein Punkt am Ende der Erde, wie wir dies in der folgenden Abhandlung sehen werden. Der erste, fünfzehnte und sechszehnte Segensort bilden also bestimmte Gränzlinien, innerhalb deren die übrigen Länder eingeschlossen sind.

Ehe wir das erste Capitel des Vendidâd verlassen, müssen wir noch eine wichtige Thatsache erwähnen, welche mit demselben in Verbindung steht. Es ist längst anerkannt, dafs in diesem Länderverzeichnisse nur nach Osterân gehörende Landschaften aufgezählt werden, mit nur zwei Ausnahmen: Airyana-vaedscha und Ragha (Kiepert bestreitet auch die letztere Localität) und diese finden leicht in dem Umstande ihre Erkläruug, dafs sie beide mit der Geschichte des Stifters der érânischen Religion in engem Zusammenhange stehen. Diese Thatsache pafst ganz zu den übrigen geographischen Angaben des Avesta, denn auch diese gehören alle nach Osterân. Nun ist es gewifs merkwürdig, dafs die Alten uns von einer Unterabtheilung des érânischen Ländergebietes sprechen, welche sie Ariana benennen. Zwar ist dieser Name nicht für die älteste Zeit bezeugt, Herodot erwähnt sie nicht, sondern blofs Erathostenes und Strabo (cf. oben p. 196), doch ist damit nicht gesagt, dafs darum die Bezeichnung erst später entstanden sein müsse und es liefse sich Manches für das höhere Alter derselben anführen. So z. B. wenn im Avesta von einem zarathustrischen Ragha gesprochen wird, welches aufserhalb des zarathustrischen Reiches liegt; Ragha würde in der That aufserhalb der Gränzen Ariana's fallen. Da sich jedoch gegen diese Uebersetzung Einwände machen liefsen; so wollen wir kein grofses Gewicht auf dieselbe legen. Wichtig aber scheint mir ein culturhistorisches Moment: das Aufhören der Keilschrift.

In den Ländern östlich von Ragha sind noch keine Denkmale mit Keilschrift gefunden worden und dürften dort auch kaum gefunden werden; die Bildung, der die Entwickelung der Keilschrift angehört, scheint nicht bis Ariana vorgedrungen zu sein. Auf den ersten Blick scheint diese Theilung des Landes höchst seltsam, denn Ariana befafst alle érânischen Provinzen mit Ausnahme von Medien, Persis und Susiana, schliefst also gerade diejenigen Provinzen aus, welche wir in der Geschichte Erâns als die bedeutendsten kennen. Allein die Ungleichartigkeit dieser Scheidung ist nur scheinbar, wir dürfen nicht vergessen, dafs die ethnographischen Gränzen des érânischen Sprachstammes durchaus nicht mit den Gränzen Erâns zusammenfallen; im Alterthume war der Unterschied noch gröfser, als er jetzt ist. Es ist meines Wissens noch nirgends erwähnt, aber doch, wie mir scheint, unzweifelhaft, dafs die ethnographischen und politischen Gränzen Erâns im Alterthume viel weiter waren, als nach der Eroberung Alexanders. Die neueren Forschungen haben nicht nur gezeigt, dafs das Armenische eine érânische Sprache sei, die armenischen Schriftsteller belehren uns auch, dafs die Religion der alten Armenier im Ganzen dieselbe war, als in Erân. Wie mit Armenien, so war es auch mit Kappadokien. Wenn wir nun bedenken, dafs Armenien und Kappadokien im Alterthume durch Sprache und Religion mit den westérânischen Stämmen auf das Innigste verbunden waren, so erhalten wir für diese ein zusammenhängendes Ländergebiet, welches an Gröfse dem ostérânischen nichts nachgab, an weltgeschichtlicher Bedeutung aber sehr überlegen war. Erst auf diese Weise erhält man einen Begriff von der hohen Stellung Erâns im Alterthume und von der Bedeutung Westérâns insbesondere.

Wir kehren nun nach dieser langen Abschweifung wieder zu unserem Gegenstande zurück. Wir haben also gefunden, dafs das erste Capitel des Vendidâd allerdings ein sehr wichtiges geographisches Denkmal ist, allein wir sprechen ihm die historische Bedeutung in der Hinsicht ab, in der man es zu erklären gesucht hat: als Bericht über die vorhistorischen Wanderungen der Arier. Noch schlechter ist es mit dem Beweise bestellt, dafs Zarathustra in Indien oder unter Indern aufgetreten

sei und seine Religion verkündet habe. Man hat den Zarathustra mit einer angeblich vedischen Persönlichkeit, dem Dscharadaschti, vergleichen wollen. Es hat jedoch diese Ansicht wenig Beifall gefunden, vornehmlich, weil ihr von Seite der Vedaphilologen entschieden widersprochen wurde. Hiermit ist aber die Sache keineswegs abgothan und es ist um so mehr erforderlich, hier auf den Gegenstand genau einzugehen, als es sich nicht blofs um das einzelne Resultat, sondern um die Methode der Forschung überhaupt handelt. Auch wenn die Ansicht von Seiten der Vedaphilologie Beifall statt Widerspruch gefunden hätte, so wären doch von Seiten der éränischen Philologie so entschiedene Gegengründe geltend zu machen, dafs sie dennoch verworfen werden müfste.

Nehmen wir einmal für einen Augenblick die günstigste Sachlage an, welche für diese Hypothese gegeben sein könnte. Es seien sowohl die Namen Zarathustra als Dscharadaschti Bezeichnungen von Personen, und der zuletzt genannte vedische Name entspräche dem Namen Zarathustra Buchstabe für Buchstabe — was würde denn dann erwiesen sein? Ich glaube, zunächst für keinen Vernünftigen etwas Weiteres, als dafs der Name beider Persönlichkeiten der gleiche sei und folglich diese Personenbezeichnung wenigstens bis in die arische Periode zurückreichen müsse. Die Identität des éränischen Zarathustra und des vedischen Dscharadaschti folgte aber daraus mitnichten. Um zu erweisen, dafs mit diesen beiden Namen dieselbe Persönlichkeit bezeichnet werde, bedürfte es mehr als etymologischer, es bedürfte historischer Gründe. Es müfsten Züge, sowohl aus dem Avesta, wie aus dem Veda, nachgewiesen werden, die es unzweifelhaft machten, dafs beide Bücher von derselben Person sprechen. Allein es ist allgemein anerkannt, dafs die Wörter Zarathustra und Dscharadaschti lautlich nicht identisch sind, die éränische Form soll die ursprüngliche und von den Indern entstellt worden sein. Mit diesem Zugeständnisse ist es selbstverständlich aufgegeben, die Namen irgendwie als Beweis für die Identität beider Persönlichkeiten anzuführen. Es müfsten um so prägnantere Züge aus dem Leben und den Thaten beider Persönlichkeiten aufgezeigt werden, welche uns nöthigten, trotz der Verschieden-

heit der Namen, dieselben doch für identisch zu halten. Nun ist aber allgemein anerkannt, daſs das vedische Dscharadaschṭi gar kein Eigenname ist, sondern ein Adjectivum, und damit ist die Frage nach der Identität von Zarathustra und Dscharadaschṭi freilich erledigt. Hiermit ist aber noch wenig gewonnen. Die Hauptsache: daſs Zarathustra mit seiner neuen Religion unter den vedischen Indern aufgetreten sei, könnte darum noch immer bestehen bleiben, wenn es sich nämlich herausstellte, wie gleichfalls behauptet worden ist, daſs Zarathustra durch von ihm selbst geschriebene Schriften seinen genauen Zusammenhang mit den vedischen Indern bekunde. Wir müssen also auch diese Behauptung näher untersuchen.

Um nun bestimmen zu können, ob es Bücher von Zarathustra gebe oder nicht, und welche von den vorhandenen Schriften etwa darauf Anspruch haben, von ihm herzurühren, müssen wir vor allem wissen, wer Zarathustra war und unter welchen Umständen er lebte. Die Nachrichten, welche wir von ihm haben, sind äuſserst spärlich, wir wollen jedoch versuchen, ob wir nicht mittelst derselben zu einiger genauerer Kenntniſs gelangen können. Unsere Nachrichten lassen sich in zwei Klassen theilen: in abendländische und in morgenländische. Auf die Frage: wo Zarathustra zu Hause war, geben uns die abendländischen Berichte sehr abweichende Auskunft. Die Einen halten ihn für einen Meder, Andere für einen Perser, wieder Andere setzen ihn nach Pamphylien und sogar nach Prokonnesos, endlich lassen ihn Andere aus Baktrien stammen. Einige erwähnen einen Zoroaster als König der Meder, Andere als einen König der Baktrer. Aus diesen verwirrten Nachrichten geht jedoch so viel mit Sicherheit hervor, daſs nicht nur die meisten Zeugnisse der Alten den Zarathustra nach dem Westen setzen, sondern auch die ältesten. Die Autorität für den osterânischen Ursprung Zarathustras ist eigentlich bloſs Ammianus Marcellinus, ein so später Schriftsteller, daſs er kaum etwas Anderes über Zarathustra hörte, als was wir sonst auch wissen, und dessen Zeugniſs eigentlich gar nicht in Betracht kommen kann. Die morgenländischen Quellen sind über diesen Gegenstand weniger uneinig. Der Bundehesch läſst den Vater des Zarathustra in Airyana-vaedscha wohnen,

d. h. in der Araxes-Ebene (cf. oben p. 261 flg.) und eben dort auch den Zarathustra zuerst sein Gesetz verkündigen [1]). Diese Angabe stimmt nun auch mit dem Avesta selbst [2]). Spätere Quellen setzen ihn nach Atropatene und geben Ragha als seinen Geburtsort an [3]); aber die Ansicht, dafs Zarathustra aus Osterân stamme, ist ihnen vollkommen fremd. Wir mögen also abendländische oder morgenländische Zeugnisse betrachten, so setzen sie den Geburtsort Zarathustras nach Westerân, die Geburt desselben in Osterân ist nur von Wenigen, ein indischer Ursprung gar nicht bezeugt.

Ueber die Frage, wann Zarathustra gelebt habe? sind unsere Quellen aus dem Abendlande wieder aufserordentlich schwankend. Die Einen setzen ihn 5—6000 Jahre vor den trojanischen Krieg, Andere 600 Jahre vor Xerxes, Ammianus Marcellinus unter Hystaspes, den Vater des Darius. Dafs diese letztere Nachricht gar keinen Glauben verdiene und dafs die Alten den Zarathustra immer für weit älter ansahen, ist oft und noch zuletzt von Windischmann erwiesen worden, so dafs wir die Gründe hier übergehen können. Die orientalischen Quellen, wenigstens die Angaben der Parsen, die uns hier vorzüglich interessiren, sind klarer. Aus Windischmanns epochemachenden Untersuchungen über die heilige Chronologie der Parsen [4]) geht unwiderleglich hervor, dafs sie den Zarathustra gerade in die Mitte der bevölkerten Welt setzen. Von der ganzen zwölftausendjährigen Weltdauer sind 6000 Jahre verlaufen, ohne dafs Menschen auf der Welt waren, es verflossen dann weitere 3000 Jahre bis zum Auftreten Zarathustras; 3000 Jahre wird die Welt noch nach ihm bestehen. Dafs diese Angabe eine mythische ist, springt in die Augen. Wir mögen mithin abendländische oder morgenländische Quellen befragen, so kommen wir zu dem Resultate, dafs die Lebenszeit Zarathustras eine durchaus mythische ist und wir somit seine Lebenszeit sehr weit hinaufrücken müssen.

---

[1]) Vergl. meine Uebersetzung des Avesta Bd. II, p. IX.

[2]) Cf. Windischmann, Zoroastr. St. p. 47 flg.

[3]) Windischmann l. c.

[4]) Windischmann l. c. p. 147 flg.

Von den angeblichen näheren Lebensumständen Zarathustras erwähnen die abendländischen Berichte nur einiges Wenige; freigebiger sind die orientalischen Quellen, namentlich besitzen die neueren Parsen ein legendenhaftes Buch über das Leben Zarathustras, das aber aus der neuesten Zeit stammt. Man hat darum dieser Legende allen Werth abgesprochen und behauptet, sie stimme nicht zu den Angaben des Avesta. Ich bin der ganz entgegengesetzten Ansicht [1]). Es fragt sich freilich, was man unter Uebereinstimmung versteht. Wenn man von mir verlangen wollte, ich solle das ganze parsische Zartuscht-nâme mit allen darin erzählten Wundern Legende für Legende im Avestatexte belegen, so würde mir dies freilich unmöglich sein, aber nicht wegen der Widersprüche, sondern darum, weil es an dem nöthigen Stoffe zur Vergleichung beider Werke mangeln würde. Wem es aber genügt, einzelne hauptsächliche Züge belegt zu sehen, der wird gestehen müssen, dafs die Uebereinstimmung eine sehr grofse ist. Die ganze Legende von Zarathustra bei Firdôsi sowohl, als im Zartuscht-nâme der neueren Parsen spielt unter der Regierung des Königs Gustâçp, dem Sohne des Lohrasp. Ganz dasselbe ist der Fall im Avesta, auch dort erscheint der mit Gustâçp identische Vîstâçpa, der Sohn des Aurvaṭ-açpa, d. i. Lohrasp. Der Stammbaum dieses Königs Vîstâçpa wird an den des Kava Huçrava oder Kai Khosru angeknüpft, von dem wir oben sprachen. Dieser Stamm ist ein durchweg mythischer, schon der arischen Periode angehöriger, wie wir schon früher gesehen haben, dies läfst sich nun von der Vîstâçpa-Sage nicht behaupten, denn weder Vîstâçpa oder Zarathustra selbst, noch auch der königliche Minister Dschâmâçpa und dessen Bruder Fraschaoschtra lassen sich irgendwo an arische oder indogermanische Mythen anknüpfen. Auch sieht man noch deutlich genug, dafs die ganze Zarathustralegende — wenn auch schon in sehr alter Zeit — nur lose an die alte Heldensage angeknüpft ist. Während diese den Sitz des Königthums sehr richtig in die Persis verlegt, residirt der König Aurvaṭ-açpa und sein Hof in Balkh, und dorthin kommt Zarathustra, nachdem er aus Airyana-vaedscha ausgewandert ist.

[1]) Vergl. auch Windischmann l. c. p. 275 not.

Während in der alten Heldensage die Helden Sedschestâns, wie Zâl, Rustem u. s. w., als Muster der Tapferkeit und der Tugend geschildert werden, verblassen sie und erlahmen in der Vîstâçpa-Sage gegen den Glanz neuer, gläubiger Helden. Die Kriege mit den Turâniern dauern auch in der Vîstâçpa-Sage fort, Afrâsiâb ist todt, Kai Khosru hat ihn getödtet, er hat einen Nachfolger in Ardschasp. Die Kämpfe mit Ardschasp sind ebenfalls schon durch das Avesta beglaubigt, dort heifst dieser turânische König Aredschaṭ-açpa. Allein der Charakter der Kämpfe ist ein ganz anderer als in der früheren Sage, es ist vorwiegend ein Religionskrieg. Aus diesem Allen glaube ich nun schliefsen zu dürfen, dafs wir in der Vîstâçpa-Sage eine zwar alte, aber von der übrigen Heldensage ganz unabhängige Sage vor uns haben. In diese Vîstâçpa-Sage ist nun die Zarathustralegende verwebt. Diese Legende ist schon im Avesta selbst, wie in dem späteren Zartuscht-nâme mit Fabeln vermischt, und wie alt mehrere derselben sind, beweist der Umstand, dafs sie sich auch theilweise bei den Alten erwähnt finden. Den Zug, dafs Zarathustra am Tage seiner Geburt gelacht habe, erwähnt Plinius in Uebereinstimmung mit dem Zartuscht-nâme; auch die Nachricht von der Zurückgezogenheit des Zarathustra in die Einsamkeit ist alt. Wir können also mit Sicherheit sagen, dafs die legendenhaften Berichte über das Leben Zarathustras so hoch hinauf gehen, als unsere Nachrichten von ihm überhaupt reichen.

Es fragt sich nun weiter: Können die unter dem Namen des Avesta erhaltenen Schriften von diesem fabelhaften Zarathustra herrühren? Wir dürfen hierauf mit vollkommener Sicherheit verneinend antworten. Einmal zeigen uns die Berichte des Avesta selbst den Zarathustra in einem allzu fabelhaften Lichte, als dafs sie von ihm herrühren könnten. Dann beweist aber auch das Avesta durch sein ganzes Colorit unwiderleglich, dafs es nach Osterân zu setzen ist und von den Zuständen Westerâns nur unvollständige Kenntnifs hat, Zarathustra aber gehört nach den meisten Zeugnissen und vor allem nach dem Zeugnisse des Avesta selbst nach Westerân. Es werden somit diese Schriften fälschlich dem Zarathustra zugeschrieben werden. Die Wahrheit dieser Behauptung ist im Allgemeinen auch anerkannt, nur für einen

kleinen Theil, die sogenannten Gâthâs, die unzweifelhaft die ältesten Stücke des Avesta sind, hat man eine Ausnahme machen und sie dem Zarathustra selbst zutheilen wollen. Gegen diese Ansicht mufs ich mich durchaus erklären, denn nach meinem Dafürhalten ist schon die Art und Weise, wie der Beweis geführt wird, entschieden zu verwerfen. Man gelangt nämlich zu dem obigen Resultate auf folgende Weise: 1) durch die ausgedehnteste Benützung des *argumentum a silentio;* 2) durch eine nicht zu billigende Beschränkung des Materials; 3) durch eine ganz falsche Methode der Interpretation der Texte selbst.

Wenn man die ältesten Stücke des Avesta, die Gâthâs, in Bezug auf ihren Umfang betrachtet, so sieht man, dafs sie nur aus wenigen Bogen bestehen. Sie wenden sich zumeist an Ahura-Mazda selbst, zur Nennung untergeordneter Gottheiten ist wenig Gelegenheit gegeben. Wenn man nun annimmt, dafs alle die Gottheiten, welche nicht genannt werden, auch nicht existirten, als die Gâthâs geschrieben wurden, so kann man freilich einen grofsen Unterschied zwischen den älteren und späteren Schriften auffinden, man sieht aber leicht, dafs der Schlufs: Alles, was nicht namentlich genannt wird, sei auch nicht vorhanden gewesen, ein ganz ungerechtfertigter ist. Es wird aber auch zweitens das Material dieser angeblich so alten Literatur auf ganz ungehörige Art beschränkt. Man spricht immer nur von den Gâthâs, d. h. von den Stücken in Versen und ignorirt dabei gänzlich sieben Kapitel in Prosa (den sogenannten Yaçna haptaghâiti), der gerade einige wichtige Erwähnungen enthält, die sich in den Gâthâs nicht vorfinden, und von denen sich durchaus nicht erweisen läfst, dafs sie einer späteren Zeit angehören, als die Gâthâs selbst. Man hat grofses Gewicht darauf gelegt, dafs Zarathustra in diesen Stücken von sich selbst in der ersten Person spricht. Auf diesen Umstand würde nur dann Gewicht zu legen sein, wenn andere Gründe dafür sprächen, dafs diese Stücke von Zarathustra herrühren. So aber erklärt sich die Sache ganz einfach als Einkleidung, denn das ganze Avesta hält die Fiction fest, aus Gesprächen zwischen Zarathustra und Ahura-Mazda zu bestehen; wenn Zarathustra in einzelnen Stücken in der ersten Person spricht, so ist damit nicht mehr erwiesen, dafs sie wirklich von

ihm herrühren, als es erwiesen ist, dafs diejenigen Stücke von Ahura-Mazda sind, in denen er von sich in der ersten Person redet. Die Hauptsache aber ist endlich drittens die falsche Interpretation. Man trennt die Stücke, welche Gâthâs heifsen, ganz willkürlich vom Avesta los und behandelt sie ganz anders, indem man von vorn herein behauptet, die Tradition über ihre Erklärung tauge nichts, man müsse sie aus den Vedas zu erklären suchen. Auf diese Art erreicht man so schöne Resultate, als man erreichen würde, wenn man plötzlich erklärte, die ganze griechische Ueberlieferung von Homer sei werthlos, man müsse den Homer aus den Vedas erklären. Es ist hier nicht der Ort, die Unmasse von Widersprüchen, in welche sich diese Annahme verwickelt, näher nachzuweisen.

Wir müssen hiernach also auch die Ansicht, dafs Zarathustra mit seiner Religion in Indien zuerst aufgetreten sei, als unbewiesen und unbeweisbar fallen lassen. Zum Schlusse erwähnen wir hier noch einige anscheinende Gründe, die für den historischen Zusammenhang des Avesta mit dem Veda sprechen. Der erste ist die angebliche Erwähnung eines Gautama im Avesta (Yt. 13, 16). Allein obwohl dort das Wort *gaotema* im Texte steht (was genau genommen einem sanskritischen *gotama*, nicht *gautama*, entspricht), so ist damit doch nicht gesagt, dafs das Wort im Altbaktrischen ein Eigenname sein müsse, weil es im Sanskrit einer ist; ich mufs gestehen, dafs ich einen Eigennamen unpassend finde, mag man die Stelle so fassen wie Windischmann, oder wie ich es selbst gethan habe. Aber auch, wenn Gaotema wirklich ein Eigenname wäre, so würde immer noch die Frage sein, welcher Gaotema es sei, ob einer der uns bekannten oder ein anderer, uns unbekannter. Windischmann übersetzt: der Naidhyağha des Gautama, und will darunter einen vedischen Gautama Nodhasa verstehen (cf. Mithra p. 29). Hiergegen mufs ich mich schon aus sprachlichen Gründen erklären, Naidhyağha kann niemals dem indischen Nodhasa entsprechen, da skr. *o* stets durch *ao* vertreten wird. Dafs Gaotema aber der Gautama Buddha sei, ist noch unwahrscheinlicher, und würde jedenfalls uns in eine weit spätere Zeit verweisen als die vedische: die Anspielung müfste dann in einer Zeit niedergeschrieben sein, als sich schon

der Buddhismus nach Erân verbreitet hatte, also in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt. Es ist gewifs nicht Voreingenommenheit für unsere Ansicht, wenn wir diese angebliche Anspielung für durchaus problematisch halten und durch sie gar nichts für bewiesen halten. Aehnlich verhält es sich mit einem vedischen Citate. Dort kommt nämlich — sowohl im Rigveda als in einer späteren Schrift — ein Tiriṃdara Parçu oder Pâraçavya vor (cf. Weber, Ind. Stud. IV, 379). Der Name Tiriṃdara lautet sehr éränisch und erinnert an Namen, wie Tiridates u. a., man kann daher versucht sein, Parçu als gleichbedeutend mit dem éränischen Pârça zu fassen und mit „Perser" zu übersetzen, der Schlufsvocal *u* würde sich ähnlich erklären, wie im skr. *turvaça* neben *turvasu*. Allein dieses Citat spricht, richtig angesehen, durchaus gegen die Annahme, dafs die Erânier die vedische Periode mit den Indern durchlebt haben; denn wenn der Text des Rigveda schon die Besonderung der Erânier in ihre einzelnen Stämme kennt, so mufs nothwendig die Trennung der beiden Völkerschaften schon lange vorher erfolgt sein und die gesonderte Entwickelung begonnen haben.

Avesta und die Genesis
oder die Beziehungen der Erânier zu den Semiten.

Unsere Untersuchungen über das Vaterland Zarathustras haben mit Sicherheit festgestellt, dafs wir dieses nicht in Baktrien, sondern in Westérân suchen müssen, und zwar scheint er zuerst in den fruchtbaren Ebenen am Ufer des Araxes, unweit des Ararat geweilt zu haben. Diese Thatsache bringt uns freilich keine Erklärung über den ursprünglichen Zusammenhang der Erânier und Inder, sie nöthigt uns im Gegentheil, das Zusammenleben beider Völker in um so fernere Zeit hinauf zu rücken. Dagegen wirft sie ein ganz neues Licht auf eine andere Verwandtschaft, welche nicht weniger unzweifelhaft ist. Die Ideen, welche wir in den elf ersten Capiteln der Genesis finden, zeigen eine unverkennbare Verwandtschaft mit Ideen des Avesta, wie dies längst von Männern wie Ewald, Lassen und Renan anerkannt wurde. Es kann diese Verwandtschaft nicht etwa daher kommen, dafs die Hebräer Ansichten aus dem Avesta entlehnt hätten, denn die Bekanntschaft derselben mit éränischen Ideen zeigt sich erst seit dem Beginne der Achämenidenherrschaft. Wir sind folglich genöthigt, die Quelle dieser Berührungen in sehr alter Zeit zu suchen und zwar früher, als die Hebräer nach Palästina einwanderten, denn dort ist eine solche Berührung nicht mehr gut denkbar. Der Ausgangspunkt des hebräischen Volkes, auf den seine Geschichte selbst hinweist, ist Haran, welches Land mit Arran d. i. Airyana vaedscha identisch zu sein scheint [1]). Hiermit werden wir auf das Vaterland Zarathustras geführt, und dafs in der That in der Nähe desselben die Gränzen der Indogermanen und Semiten sich sehr enge berührten, haben unsere früheren ethnographischen Untersuchungen gezeigt (cf. oben p. 43 flg.). Es ist somit leicht denk-

[1]) Cf. Ewald, Geschichte des Volkes Israel I, 384. 2. Ausg.

bar, sowohl daſs Zarathustra semitische Ideen in sein System aufnahm, als auch umgekehrt, daſs die Semiten mit zarathustrischen Ideen bekannt werden konnten. Daſs wir die uns unter dem Namen des Avesta überlieferten Bücher nicht als unmittelbare Werke Zarathustras betrachten dürfen, haben wir gesehen; allein damit soll nicht gesagt sein, daſs keine zarathustrischen Ideen in denselben enthalten seien. Die Vergleichung mit der Genesis giebt uns nun die Möglichkeit, eine Anzahl solcher Ideen auszuscheiden, denn ich glaube keinen Widerspruch befürchten zu dürfen, wenn ich annehme, daſs Anschauungen, die sich sowohl im Avesta als in der Genesis finden, unzweifelhaft alt sein müssen. Das vergleichbare Material in beiden Büchern wollen wir im Folgenden näher besprechen.

Längst ist es hervorgehoben worden, daſs es eine den Semiten und Indogermanen gemeinsame Vorstellung sei, die Dauer der Welt in vier Zeitalter zu vertheilen. Als die drei ersten Perioden bezeichnet der Hebräer die Schöpfung, die Entstehung der neuen Menschenwelt nach der groſsen Flut, und die Einwanderung Abrahams nach Kanaan. Hierzu kommt als vierte Periode die Zeit nach dem Heimgange der Erzväter, d. i. die jetzige Einrichtung der Welt, wie sie sich mit wenig Veränderung bis in die Zeit erhalten hat, wo der Verfasser schrieb. Diese Eintheilung in vier Perioden trifft man bekanntlich auch bei den Indern und Parsen; bei den letzteren findet sie sich deutlich ausgesprochen nur in solchen Schriften, welche erst der Zeit der Sasaniden angehören, doch läſst sich leicht nachweisen, daſs die Vorstellung auch bis in die alte Zeit zurückreicht. Dieselbe Vorstellung findet sich auch bei den Griechen, nur daſs diese vier Perioden der Urzeit annehmen und dazu noch eine fünfte fügen, welche den jetzigen Zustand der Welt begreift. — Ueber die Lehre von den Weltaltern bei Indern und Griechen hat neulich noch R. Roth ausführlich gehandelt [1]), und dabei den, wie ich glaube, richtigen Gesichtspunkt aufgefunden, von welchem aus die Verwandtschaft dieser Lehre bei den einzelnen Völkern betrachtet werden muſs.

[1]) Der Mythus von den fünf Menschengeschlechtern bei Hesiod und die Indische Lehre von den vier Weltaltern von R. Roth. Tübingen 1860.

Die Lehre von den vier Weltaltern ist nicht ein der Urzeit angehöriger Mythus, sondern eine bloſse Theorie, nichts weiter. Darum scheint es mir auch sehr wahrscheinlich, daſs sie in irgend einem Lande zuerst entstand und von da zu verschiedenen Völkern gewandert ist. Da es sich nun erweisen läſst, daſs diese Lehre den vedischen Indern noch unbekannt war (Roth l. c. p. 24 flg.), so spricht dies wohl dafür, daſs sie ihnen erst später vom Westen her übermittelt wurde. Ueberhaupt muſs das wirklich Gemeinsame der Anschauung auf ein sehr bescheidenes Maſs zurückgeführt werden. Die Hauptsache ist die Zahl vier, die mit einer Ausnahme überall erscheint und wohl das Ursprüngliche ist. Gemeinsam ist auch die Grundansicht, daſs die Menschheit in ihren Ursprüngen gut, und die Kehrseite, daſs sie jetzt, gegen früher genommen, verderbt und schlecht ist. Zwar machen auch hier wieder die Parsen eine Ausnahme, indem sie zuletzt wieder einen Zeitraum des Glaubens eintreten lassen, allein dies ist eine im Interesse ihres Religionssystems gemachte Abänderung des Ursprünglichen und gewiſs später. Sobald wir aber über die genannten Grundanschauungen hinausgehen, finden wir keine Gemeinschaft mehr; jedes der Völker, welches die Lehre von den Weltaltern besitzt, hat dieselbe auf seine Weise aufgefaſst. Die hebräische Fassung verdient aber den Vorzug vor den anderen, weil man in ihr noch deutlich die Gründe sieht, warum gerade vier Weltalter und nicht mehr angenommen werden. Die vier Weltalter der Hebräer sind dem innersten Wesen nach von einander geschieden und jedes hat gerade nur in dieser Folge einen Sinn. Die indische Lehre von den Weltaltern setzt zwar eine regelmäſsig und stufenweise fortschreitende Verschlechterung des Menschengeschlechtes, allein die Zwischenstufen ermangeln der Bestimmtheit und sind eigentlich nur Uebergänge (Roth l. c. p. 32). Die êrânische Fassung der Lehre zeigt groſse Aehnlichkeit sowohl mit der indischen als der griechischen; mit der indischen nämlich darin, daſs auch die Erânier gegen das Ende der Welt hin eine namentlich in physischer Hinsicht eintretende Verschlechterung kommen sehen, wo Krieg, Hungersnoth und alle Plagen wüthen, freilich nur, um zuletzt bei dem Erscheinen des Weltheilandes auf einmal beseitigt zu werden. Wie aber im griechi-

schen Mythus die zwei ersten Weltalter den übrigen entgegenstehen, indem die Männer des ersten und zweiten Geschlechtes nach ihrem Tode zu Geisterwesen umgewandelt werden, so scheidet auch der Parsismus die zwei ersten Weltperioden als eine Zeit des Glaubens ab, denn die ersten dreitausend Jahre vergingen mit der Schöpfung der reinen Wesen, ohne dafs die dämonischen Widersacher den lichten Geistern etwas anzuhaben vermochten. Die zweiten dreitausend Jahre hindurch befand sich der Urmensch Gayo-maratan oder Gayomarth allein auf der Welt, gleichfalls ohne von den bösen Wesen belästigt zu werden. Erst bei dem 6000jährigen Bestehen der Welt kam Unglück und Bedrückung in dieselbe, doch ist hier der Unterschied, dafs die Macht der bösen Geister am Anfange am stärksten ist, nach und nach aber immer mehr abnimmt, so dafs sie zuletzt ganz kraftlos sein werden. Was aber den griechischen Mythus von allen anderen Fassungen scheidet, ist, dafs in ihm nicht ein Stufengang von Zeitaltern, sondern ein Wechsel von Geschlechtern angenommen wird.

Das erste Capitel der Genesis läfst die Welt in sechs Tagen geschaffen werden. Das Avesta setzt für die Schöpfung der Welt sechs Schöpfungsperioden, die bald länger, bald kürzer gedacht werden, zusammen aber den Zeitraum eines Jahres ausmachen. Den Gipfelpunkt der Schöpfung nach der einen wie nach der anderen Fassung bildet die Schöpfung des Menschen. Wie die hebräische, so enthält auch die érânische Schöpfungsgeschichte die Lehre von dem Falle der ursprünglich gut geschaffenen Urmenschen; wie dort die Schlange, so ist es hier Ahriman mit seinen Dévs, der sie zu üblen Thaten verleitet. Im Einzelnen aber sind beide Fassungen sehr abweichend und zwar ist es wohl zum Theil dem Grunde zuzuschreiben, den schon Windischmann angegeben hat [1]), dafs nämlich ein Theil der Lehre von den Weltaltern in die érânische Schöpfungsgeschichte verwebt ist; dann aber hat die Schöpfungsgeschichte des Bundehesch unverkennbar auch die Tendenz, neben der allmählichen Verschlechterung der Menschen durch die Dämonen auch das allmähliche Fortschreiten derselben

[1]) Windischmann, Zoroastrische Studien p. 212.

in der Cultur und Civilisation zu schildern. Das Leben des Maschia und der Maschiaua, sowie die Regierung der ersten Könige, des Haoshyagha und Takhma-urupa sind ebenso viele Stufen der fortschreitenden Civilisation, besserer Benützung der Natur und ihrer Geschöpfe von Seite des Menschen zu seinem Zwecke, bis zuletzt Yima fähig ist, eine geordnete Staatseinrichtung zu begründen. Dasselbe Bestreben zeigt sich deutlich auch bei Sanchoniathon [1]), währeud die hebräische Fassung zwar auch Ansätze enthält; doch kann ich diese Lehre nicht deutlich hervortretend findeu.

Unverkennbar ist auch die Aehnlichkeit der im zweiten Capitel der Genesis gegebenen Beschreibung des Garten Eden und seiner Lage mit Anschauungen des Avesta. Mau wird zugeben müssen, dafs die Angaben über die Lage dieses Segensortes nicht willkürlich gemacht sein können, sondern wirklich in der Vorstellung des Schreibenden begründet waren. Die Lage des Paradieses, wie es sich der Hebräer dachte, war besonders durch die vier Flüsse charakterisirt, welche von demselben ausgehen. Am geuauesten entspricht die Lage von Armenien, doch sind wir nicht an dieses Land selbst gebunden, wir müssen blofs ein nördlich gelegenes Hochland annehmen. Von dem Paradiese gehen nämlich vier Hauptströme aus in die bewohnte Welt, von denen zwei bestimmt der Euphrat und Tigris sind, über die beiden anderen, im Grundtexte Pischon uud Gihon genannt, schwanken die Ansichten; nach Lassens Ansicht [2]) sind es der Indus und der Oxus, und dies hat, namentlich was den erstgenannten Flufs betrifft, bei den Erklärern der Geuesis vielen Anklaug gefunden [3]). Der Pischon umfliefst das Land Chavila, als Erzeugnisse dieses Landes werden Gold, Edelsteine und Bedolach hervorgehoben, das erstere namentlich findet sich reichlich am oberen Indus, Edelsteine in dicht angränzenden Gebieten, Bedolach könnte vielleicht Moschus sein. In Gen. 10, 29 wird Chavila mit Ophir verbunden, was wohl gewifs ein indisches Land ist. Unter dem Gihon versteht Lassen den Oxus, und Renan stimmt ihm bei, obwohl er

[1]) Cf. Sanchoniathonis Berytii fragmenta p. 20 flg. ed. Orelli.

[2]) Indische Alterthumskunde I, 528.

[3]) Renan, Histoire générale des langues sémitiques I, 452. 1. Ausg.

richtig bemerkt, daſs man einen Beweis für diese Annahme darin nicht suchen dürfe, daſs der Oxus noch heute von den Muhammedanern Dschihun genannt wird, denn der Name kann von Juden und Moslemen auf den Oxus übertragen worden sein, weil man diesen Fluſs für den Gihon der Genesis hielt. Auf alle Fälle wird man auſser an den Oxus nur an den Jaxartes denken können, denn der Ganges, den Manche in dem Gihon vermuthen wollten, liegt durchaus auſserhalb des Gesichtskreises der alten Welt. Schwierigkeit machte aber von jeher die Bemerkung, daſs der Gihon das Land Kusch umflieſse, und das hat ältere wie neuere Erklärer zu der Annahme veranlaſst, daſs unter dem Gihon der Nil zu verstehen sei, trotzdem daſs dieser Fluſs sonst im Alten Testamente unter anderen Namen erscheint.

Die groſse Aehnlichkeit, welche diese Erzählung der Genesis mit einer anderen des Bundehesch hat, ist Renan nicht entgangen [1]), und ich glaube in der That, daſs die Vergleichung beider Berichte zu günstigen Resultaten führen kann. Wir weisen dabei gleich Anfangs den früher wohl erhobenen Einwand zurück, als sei der Bundehesch eben ein sehr spätes Buch und darum unwürdig, mit der Genesis verglichen zu werden. Wohl ist der Bundehesch erst spät niedergeschrieben, aus Windischmann's eingehenden Untersuchungen über dieses Buch [2]) kann sich aber Jeder, der da will, überzeugen, daſs der Verfasser desselben nur in sein Werk aufgenommen hat, was er durch alte Urkunden bezeugt fand, es war freilich der Umfang der alten Urkunden zu seiner Zeit etwas gröſser als heutzutage. Aus diesem Grunde können wir getrost die Aussagen des Bundehesch denen der Grundtexte gleichsetzen. Es bedarf jedoch, ehe wir die beiderseitigen Berichte vergleichen, einer genaueren Uebersetzung der für uns wichtigen Stellen, als sie Anquetil giebt, und ich setze meine eigene her, weil sie sich auch von der Windischmanns in einigen wichtigen Punkten unterscheidet. Das zwanzigste Capitel des Bundehesch beginnt nämlich folgendermaſsen [3]): „Ueber die Beschaffenheit der

[1]) Renan l. c. p. 454.

[2]) Vergl. Windischmann, Zoroastrische Studien, besonders p. 232.

[3]) Die für unsern Zweck wichtigsten Worte gebe ich mit durchschossener Schrift.

Flüsse heifst es im Gesetze: dafs diese zwei Flüsse von der nördlichen Gegend, von der Gegend des Ar-burdsch, von dem Arburdsch des Ormazd ausgeflossen sind: der eine nach Westen, nämlich der Arg-roț, der andere nach Osten, nämlich der Veh-roț. Nach ihnen sind 18 Flüsse aus derselben Urquelle geflossen, wie (auch) andere Gewässer in grofser Anzahl von ihnen geflossen sind, wie es heifst: so schnell ist der eine vom anderen weggeflossen als ein Mann ein Ashemvohû vom Anfange (?) spricht. — Alle diese Flüsse vereinigen sich mit demselben Wasser (d. h. derselben Wassermasse) wieder mit jenem Flusse: dem Arg-roț und dem Veh-roț. Diese beiden Flüsse befinden sich an den zwei Enden der Erde, sie ergiefsen sich in das Meer und alle Keschvars geniefsen von der Gröfse dieser beiden. Nachdem diese beiden Flüsse zum Meere gekommen sind, kehren sie wieder zur Quelle zurück, von der sie ausgeflossen sind, wie es denn auch im Gesetze heifst: So wie das Licht auf den Arburdsch kommt und wieder zum Arburdsch zurückkehrt, so kommt auch das Wasser zuerst auf den Arburdsch und kehrt wieder auf den Arburdsch zurück."

Aus dieser Stelle geht hervor, dafs die Erânier, welche die Flüsse als die Adern der Erde betrachten, in zwei Flüssen, dem Arg-roț und dem Veh-roț, gleichsam die Hauptarterien sehen, in denen das vom Himmel herab geschenkte Wasser pulsirt. Diese Flüsse werden an das Ende der Erde gesetzt. Der erste strömt gegen Westen, der zweite gegen Osten. Diese Bemerkung ist sehr wichtig, denn sie zeigt uns, dafs wir eine grofse Menge von Strömen gleich von vornherein von unserer Betrachtung ausschliefsen müssen. Um nun aber genauer zu bestimmen, welche Ströme der Bundehesch meint, müssen wir die genauere Beschreibung lesen, welche er uns von dem Laufe derselben giebt. Ich beginne mit dem zweiten, dem Veh-roț, weil mir hier die Beschreibung am klarsten scheint. Ueber ihn heifst es im Texte: „Veh-roț fliefst im Osten und kommt in die Gegend von Sind und fliefst in Hindostân ins Meer, dort nennt man ihn Mehra-rot." Diese Stelle scheint mir unzweideutig zu beweisen, dafs man unter dem Veh-roț nicht den Oxus verstehen darf, wie Burnouf gethan hat, sondern den Indus, denn nur dieser fliefst durch Sind

und fällt in Indien ins Meer. Da nun auch der Veh-roṭ am Ende der Erdo fliefsen soll, so erhellt, dafs nach der Weltanschauung des Bundehesch der Indus die Gränze der Welt gegen Osten bildet.

Schwieriger ist die Bestimmung des Arg-roṭ, denn die Stelle läfst etwas verschiedene Auffassungen zu. Nach meiner Auffassung lautet sie: „Arg-roṭ wird der genannt, der vom Arburdsch kommt und durch ein Loch der Erde, welches man Amĕcĕ nennt, nach Aegypten, welches auch Meçr genannt wird, hinüber geht, dort nennt man ihn den Flufs Nil“ [1]). Bei der Frage nun, welches der Arg-roṭ sei, kommt zuerst in Betracht, wie er im Avesta selbst heifst. Während der Veh-roṭ meines Wissens in unseren Grundtexten nicht zu finden ist, können wir den Arg-roṭ nachweisen, es ist, wie schon Windischmann gezeigt hat [2]), der Flufs Ragha. Um die Lage desselben zu bestimmen, haben wir zwei Anhaltspunkte: er kommt aus dem Norden und fliefst nach dem Westen; folglich kann es nur der Oxus oder der Jaxartes sein. Auch die Grundtexte sehen in dem Rag̃ha einen Gränzflufs der Erde,

[1]) Die Wichtigkeit dieser Stelle für unseren Zwock wird es entschuldigen, wonn ich sie hier philologisch etwas genauer bespreche. Der Text ist etwas verdorben und einige Verbesserung unabweisbar. Nach Windischmann's Uebersetzung lautet die Stelle: „Arg-rûṭ heifst jener, welcher vom Harbure ausgeht, in das Land Erak, wo man (ihn) Amece nennt, in das Land Aegypten, das man Meçraj nennt, hinüber geht, wo man ihn Nilflufs nennt.“ Windischmann hat, wie ich, dio verdorbenen Namen für „Aegypten“ und „Nil“ hergestellt, sein schliefsendes *aj* in Meçraj fasse ich als die Partikel „auch“. Der Hauptunterschied der beiden Uebersetzungen liegt in der Uebertragung der Worte פנך סוראך בום, was ich mit: „durch ein Loch der Erde“ übersetze (wobei, wio häufig, die Isafet ausgelassen sein mufs, man kann סוראך בום auch als Compositum fassen: „das Land der Löcher“), Windischmann dagegen „im Lande Erak“. Dies ist unzulässig; das Wort, so wie es da steht, kann gewifs nicht „Erak“ gelesen werden, sondern nur סוראך, was in der Bedeutung „Loch“ oft genug vorkommt. Die Ergänzung von „ihn“ scheint mir auch unzulässig. Für *amece* liefse sich *amuce* vermuthen. *Amu* heifst das Land zwischen Chorasmien und dem Euphrat. Mit einer leichten Verbesserung würde man allerdings סוראך in סוריך umwandeln können, und dies ist das Wort, mit dem die Huzvâresch-Uebersetzung des Avesta den Namen Çughdha wieder giebt. Dann wäre also an unserer Stelle gesagt, der Arg-roṭ fliefse durch Çughdha und dann würde man den Oxus verstehen müssen. Ich halte jedoch diese Verbesserung für überflüssig.

[2]) Windischmann l. c. 187 flg.

denn die Worte Yt. 10, 104 *yaṭciṭ çanakê raghayâo yaṭciṭ rimaidhim aghâo zemô* sind zu übersetzen: was ist in der Steppe der Ragha, was ist am Ende dieser Erde; *rimaidhya* ist nicht Mitte, wie Windischmann glaubt, sondern im Gegentheil die Nicht-Mitte, die Gränze, wie das pârsische *rimañṭ*, Gränze, was wohl mit *rimaidhya* identisch ist. Nach Vd. I, 77 wird die Gegend *upa aodhaeshu raghayâo*, an den Gewässern der Ragha, von der Huzvâresch-Uebersetzung mit Arum erklärt, was entweder Harum, das angebliche Land der Amazonen oder auch Arum, Hrum d. i. das byzantinische Reich ist. So wenig ich Windischmann beistimmen kann, wenn er in dem Veh-roṭ den Ganges sieht, ebensowenig kann ich mich ihm auch hier anschliefsen und im Arg-roṭ den Indus sehen. Am liebsten würde ich unter dem Arg-roṭ den Oxus verstehen, weil dieser in der êrânischen Heldensage wirklich die Gränze des êrânischen Reiches bildet. Ich ziehe es jedoch vor, mit Burnouf [1]) unter dem Arg-roṭ den Jaxartes zu verstehen, da es mir nicht denkbar ist, dafs die Parsen, welche doch Çughdha ganz gut kannten, am Oxus das Ende der Welt gesucht haben, und dafs sie von einem so bedeutenden Flufs, wie der Jaxartes ist, gar keine Kunde gehabt haben sollten. Dagegen scheint es mir sehr wohl denkbar, dafs sie die Gegend jenseits des Jaxartes ebenso oberflächlich kannten wie die jenseits des Indus.

Also, um es kurz zu sagen, Avesta und Bundehesch nehmen einen grofsen Strom an, der im Norden vom Himmel herabströmt, sich dann in zwei Arme theilt und die Welt gegen Osten und Westen begränzt. Der östliche Arm ist der Indus, der westliche der Jaxartes. Die Weltkenntnifs der Erânier scheint sich im Laufe der Zeit nicht in gleichem Mafse im Osten erweitert zu haben wie gegen Westen, was ein Blick auf die Geschichte der Achämeniden begreiflich macht; man behielt daher den Indus als östliche Gränze bei, allein nach Westen zu war es nöthig, den Nil noch unterzubringen. Man verband daher den Jaxartes und Nil zu einem Flusse und zwar vermittelst der im Alterthum nicht ungewöhnlichen Annahme [2]) eines unterirdischen Laufes. Für diese

[1]) Yaçna Not. et Ecl. p. CLXXXIV.

[2]) Cf. Letronne bei A. v. Humboldt: Kritische Untersuchungen über die

meine Ansicht glaube ich auch die Geschichtschreiber Alexanders des Grofsen anführen zu können, denn es bedarf wohl heutzutage keines Beweises mehr, dafs diese in ihre Beschreibungen so manche volksthümliche Ansicht, namentlich der Erâuier, aufgenommen haben. Wenn uns nun Nearch (bei Strabo L. XV, p. 696 Cas.) berichtet, Alexauder habe geglaubt, als er den Indus sah, dafs er an die Quellen des Nil gekommen sei, so ist dies die besprochene érânische Ansicht. Man halte mir nicht entgegen, der Bundehesch identificire ja nicht den Veh-roț, sondern den Arg-roț mit dem Nil, denn beide Flüsse haben, wie gesagt, dieselbe Quelle. Was nun den Arg-roț betrifft, der im Huzvâresch auch Arang genannt wird, so ist dieser Name nicht nur identisch mit dem altbaktrischen Ragha, sondern auch mit dem Namen Ἀράξης, mit dem Herodot (1, 202) den Jaxartes bezeichnet. Ich bin weit entfernt, den Namen, welchen Herodot dem Jaxartes giebt, für einen fehlerhaften zu halten, ich glaube im Gegentheil, dafs wir im Jaxartes den ursprünglichen Araxes sehen müssen, dessen Name dann erst auf die anderen Flüsse in Armenien und der Persis übertragen wurde; denn ich glaube, dafs man es als Regel bei den gleichnamigen Flüssen Erâns annehmen darf, dafs die südlichen nach den nördlichen benannt wurden. Wie bei den alten Erâniern der Jaxartes mit dem Nil identificirt wurde, so bei den alten Griechen mit dem Tanaïs. Der Grundgedanke ist offenbar derselbe: Jaxartes und Tanaïs ist der Gränzstrom der bewohnten Welt. Dieselbe Ansicht hat wohl auch den Huzvâresch-Uebersetzern des Vendidâd vorgeschwebt, wenn sie Arum an den Gewässern der Ragha liegen lassen.

Nachdem der Bundehesch die beiden Hauptflüsse beschrieben hat, schickt er sich an, auch die nach ihnen beschriebenen achtzehn anderen Flüsse aufzuzählen. Die ersten unter diesen sind der Frât oder Euphrat, der zweite der Dagrad (so ist statt Deirad zu lesen) d. i der Diglito oder Tigris. Hierzu fügt der Bundehesch noch die Bemerkung: „man nennt den Dagrad auch den zweiten Veh-roț." Aus welchem Grunde diese Bemerkung her-

---

historische Entwickelung der geogr. Kenntnisse von der neuen Welt I, 82 flg. in Idelers Uebersetzung.

vorgegangen ist, scheint mir nicht zweifelhaft, sie rührt wohl von der Beobachtung her, dafs der Tigris im Westen das éränische Gebiet in ähnlicher Weise abgränzt, wie der Indus im Osten. Die übrigen im Bundehesch genannten Ströme berühren uns hier nicht weiter, sie gehören sämmtlich dem inneren Erân (mit Einschlufs von Airyana vaedscha) an, fallen also innerhalb der durch die obigen vier Ströme gezogenen Gränzen. — Die geographische Ansicht des Bundehesch scheint mir demnach klar zu sein. Zwei Ströme begränzen Erân im Norden und Osten, nämlich der Arg-ret (Jaxartes-Nil) im Norden und der Veh-ret (Indus) im Osten; nach diesen beiden Seiten hin sind die Gränzen Erâns zugleich auch die Gränzen der Welt. Im Westen ist dies anders: der Tigris und der Euphrat begränzen zwar Erân dort in ähnlicher Weise wie der Indus im Osten, aber die Erânier wufsten sehr wohl, dafs nach Westen hin über diese Ströme hinaus noch andere Länder liegen. Dadurch, dafs man den Nil mit dem Jaxartes vermittelst unterirdischen Laufes zu einem Strome vereinigt, erreichte man auch nach dieser Seite hin eine feste Gränze und erklärte zugleich, woher es kam, dafs ein so mächtiger Strom wie der Jaxartes nicht in das Weltmeer ausmünde; denn es ist klar, dafs die Beantwortung dieser Frage für den Jaxartes zugleich für den Oxus gilt, da beide Ströme in dasselbe Wasserbecken fliefsen. Gegen Süden brauchte keine Gränze angegeben zu werden, es bildete diese selbstverständlich das Meer.

Die Verwandtschaft dieser geographischen Anschauung des Bundehesch mit der der Genesis ist augenscheinlich. Wir haben hier ebenso im Westen den Euphrat und Tigris wie im Bundehesch. Für den Norden gleicht aber die éränische Ansicht von der unterirdischen Vereinigung des Jaxartes und des Nil die Abweichung aus, die bis jetzt unter den biblischen Exegeten über die Erklärung des Gihon bestand: der Gihon ist sowohl das eine wie das andere, dafs aber diese Ansicht nur innerhalb Erâns, Airyana vaedscha mit eingeschlossen, entstehen konnte, scheint mir klar.

Noch in anderer Hinsicht ist das zweite Capitel der Genesis für unseren Zweck beachtenswerth. Es heifst dort, dafs in der Mitte des Gartens Eden zwei Bäume stehen: der Baum des

Lebens und der Baum der Erkenntnifs des Guten und Bösen. Windischmann hat neuerdings eingehend über diese beiden Bäume gehandelt[1]). Er hat gezeigt, dafs auch die Erânier zwei solche Bäume kennen, den einen als Baum des Lebens, Gaokerena geheifsen, der den weifsen Haoma trägt, mit dem künftighin bei der Auferstehung die Unsterblichkeit bewerkstelligt wird, und einen zweiten, den Baum ohne Leiden[2]), der dem Baume der Erkenntnifs des Guten und Bösen entsprechen mufs. Ferner hat Windischmann, wie vor ihm schon Kuhn (die Herabkunft des Feuers p. 126 flg.) nachgewiesen, dafs diese Vorstellung von den beiden Bäumen eine altindogermanische sei, dafs auch die Inder einen grofsen Feigenbaum kennen, aus dem der Himmel gezimmert ist. „Zwischen der indischen und zendischen Vorstellung", sagt Kuhn (l. c. p. 129), „ist nur der eine Hauptunterschied, dafs nach indischer Vorstellung der allen Saamen enthaltende und Sêma träufelnde Baum ein und derselbe ist, während die zendische Ueberlieferung daraus deren zwei, obwohl nahe bei einander stehende macht." Dafs wir übrigens die hebräische Vorstellung an die érânische, nicht an die indische Form anzuschliefsen haben, ist wohl klar. Noch in einer anderen Beziehung verdient die Erzählung der Genesis unsere Beachtung. Aus Gen. 3, 22 flg. erhellt, dafs der Hauptgrund der Vertreibung Adams aus dem Paradiese der ist, um ihn vom Lebensbaume abzuwehren, damit er nicht davon esse. Darum werden am Eingange des Paradieses die Cherubim mit dem flammenden Schwerte aufgestellt, um seine Rückkunft zu verhindern. Längst hat man die Cherubim mit den griech. γρύφες und den deutschen Greifen zusammengestellt; sie haben unter den verschiedenen Köpfen, die sie besitzen, auch einen Adlerkopf. Mir scheint es unmöglich, bei der Beschreibung der Genesis nicht an die Sêmahüter zu denken, von denen die Vedas sprechen und bei denen gleichfalls die Adler erwähnt werden. Auch die Erânier kennen Hüter des Haoma; da aber nach ihrer Vorstellung der Haoma im Wasser wächst, so sind Fische

[1]) l. c. p. 165 flg.

[2]) Windischmanns Conjectur, dafs dieser Baum der Baum aller Heilmittel heifse, ist zwar sehr schön, scheint mir aber doch etwas gewagt.

die Hüter desselben geworden. Bei aller Abweichung im Einzelnen scheint mir doch der Grundgedanke überall derselbe zu sein.

Man hat sich schon vielfach bemüht, auch die Erzählung von der Sündflut bei den Êrâniern nachzuweisen, die sich nicht blofs bei den Hebräern, sondern auch bei den Indern findet. Zwar haben früher Burnouf und Lassen geglaubt, die Flutsage der Inder sei diesen nicht ursprünglich, sondern sie hätten sie von den Semiten überkommen, allein sie kannten eben nur die spätere Form der Sage, wie sie uns im Mahâbhârata vorliegt [1]). Seitdem A. Weber die ältere Fassung der Sage im Çatapatha-brâhmaṇa entdeckt hat [2]), welche wesentlich verschiedene Züge enthält, wird allgemein zugegeben, dafs diese Sage nicht durch Entlehnung zu den Indern gekommen sein kann. Wenn man nun trotz aller angewandten Mühe doch keine entsprechende Sage bei den Êrâniern gefunden hat, (alles, was sich vergleichen liefse, wie der in Bundehesch c. 7 erzählte Regen des Tistar, geht in die vormenschliche Zeit zurück) und auch, wie ich glaube, kaum je finden wird, so hat dies seinen guten Grund, spricht aber nicht gegen das Alter der Flutsage. Wie hätte sich eine solche Sage auch in einem Lande erhalten sollen, dessen aufserordentliche Trockenheit wir fast in jedem der vorhergehenden Abschnitte beklagen mufsten?

Wir haben oben gesehen, dafs die Geschichte von der Schöpfung des Menschen und seinem Falle mit der Erzählung der Genesis gar manche Aehnlichkeiten hat, dafs diese aber bei näherer Betrachtung nicht so grofs sind, als es scheinen möchte. Dagegen scheint durch die Vergleichung mit dem Avesta eine andere, zuerst von Ewald ausgesprochene, von Renan aber bezweifelte Ansicht über die Dauer der mythischen Zeitalter bestätigt zu werden. Nach Windischmanns meisterhaften und, wie mir scheint, kaum noch einem Zweifel Raum lassenden Untersuchungen [3]) über die heilige Chronologie der Parsen wird festgestellt, dafs diese in eine Anzahl von Zeiträumen zu tausend Jahren zerfallen. Auch

---

[1]) Cf. Bopp: Die Sündflut nebst drei anderen der wichtigsten Episoden des Mahâbhârata. Berlin 1829.

[2]) Weber, Indische Studien I, 161 flg.

[3]) Windischmann l. c. p. 147 flg.

Windischmann hat schon (l. c. p. 162) darauf aufmerksam gemacht, daſs die von der érânischen Ursage festgesetzten Perioden denen der Genesis ähnlich sind, daſs man die zehn Geschlechter von Adam bis Noah mit denen von Yima bis Thraetaona gleichsetzen muſs, die zwölf von Thraetaona bis Manustschithra den zwölfen von Sem bis Isaak, die dreizehn von Manustschithra bis Zarathustra den dreizehn von Isaak bis David. Unter allen Uebereinstimmungen scheint mir gerade diese die auffälligste zu sein.

Noah, der Stammvater des Menschengeschlechtes nach der Flut, hat drei Söhne: Sem, Ham und Japhet, von welchen die verschiedenen Völker der Erde abstammen. Die Arche aber, aus der Noah mit seinen Söhnen wieder auf die entvölkerte Welt zurückkehrt, bleibt stehen auf der Höhe des Berges Ararat. Daſs dieser Berg in der Nähe des érânischen Segenslandes Airyana-vaedscha liege, haben wir schon gesehen und wie ich glaube, klingt selbst der Name an Erânisches an. Nach Moses von Chorene (I, 15 ed. Venet.) ist der Name von dem fabelhaften Könige Ara abzuleiten, der nach den wahrscheinlich sehr späten armenischen Sagen ein Zeitgenosse der Semiramis sein soll. Nach diesem Geschichtschreiber steht *ararat* für *airarat* oder *araji arat* (i. e. *Arai macula*); allein diese Angabe scheint mir kaum einer Berücksichtigung werth, die Etymologie ist deutlich genug sehr gezwungen und die Existenz eines Königs Ara ganz unsicher. Wenn auch der Name Ararat nicht bloſs als Bezeichnung des Berges, sondern auch des umliegenden Landes gebraucht wird (cf. 2. Reg. 19, 37; Jerem. 51, 27), so ist doch wohl kein Zweifel, daſs das Wort ursprünglich den Berg bezeichnete, und daſs wir in der Silbe *Ar* dasselbe Wort haben wie in *Ar-bela*, *Ardebil*, *Ar-parçin*, *Ar-burdsch* (dies ist die ältere Form statt *Alburdsch*). In *Ar-parçin* und *Ar-burdsch* ist das Wort deutlich das altb. *hara*, Berg, und auch in *Arbela* (*Arbira* oder *Arbaira* in den Keilinschriften) wird man wohl dasselbe Wort suchen müssen. Das Wort *Hara* wird aber im Avesta nicht von jedem beliebigen Berge gebraucht, sondern nur von dem fabelhaften Hauptberge der Welt, dem Alburdsch und seinen verschiedenen Gipfeln. Die Herkunft des Wortes *hara* oder *Ar* ist streitig; J. Müller hat

es auf das semitische *har*, Berg, zurückgeführt, und dies ist auch das nächstliegende, doch ist allerdings zu bemerken, dafs die Aramäer, mit denen die Erânier zunächst in Berührung kommen mufsten, das Wort gewöhnlich nicht als Bezeichnung eines Berges verwenden. Windischmann (Mithra p. 24) hält das altbaktrische *hara* für ursprünglich indogermanisch und will griechisch εἴλη, ἕλη vergleichen. Wie altb. *hara* zur Erklärung von *ar*, *har*, so bietet sich altb. *haraiti* zur Erklärung von *arat* dar. Auch *haraiti* bezeichnet wieder den Albordsch (cf. Yç. X, 28. LVI, 8. 3. Yt. 9, 17. Yt. 10, 50. 51. 88. 90 etc.), aber, wie mir scheint, mehr das ganze Gebirge im Allgemeinen, während *hara* die einzelnen Gipfel oder auch Ketten bezeichnen kann. *Hara haraithyâo* oder *Ararat* würde also ein Gipfel des weltumfassenden Gebirges sein, vielleicht der Gipfel, welcher dem Zarathustra in seinem ursprünglichen Vaterlande am nächsten lag und ihm am meisten Ehrfurcht einflöfste.

Nachdem die Flut vorüber ist und Noah die Erde wieder in Besitz genommen hat, vertheilt er diese unter seine drei Söhne Sem, Ham und Japhet. Von Sem stammen die Semiten ab, wofür bekanntlich bei den Hebräern nicht alle die Völker gelten, welche wir mit diesem Namen belegen, sondern nur ein Theil derselben, mit denen sich die Hebräer besonders nahe verwandt glaubten. Innerhalb des Kreises der Semiten kehrt dieselbe Dreizahl wieder bei Terach, der drei Söhne hat: den Abram, Nahor und Haran, von denen der erstere nach Palästina zieht. Aber nicht alle Nachkommen des Abram blieben in dem auserwählten Lande der Hebräer, es wird vielmehr dieses vor allen anderen bevorzugte Land dem jüngsten Sohne des Isaak, dem Jakob, zu Theil, der durch List den älteren Bruder um das Recht der Erstgeburt zu bringen weifs. Hier liegen uns nun wieder ähnliche Züge bei Indern wie bei Erâniern vor. Auch in Erân theilt Thraetaona sein Reich — welches die gesammte bewohnte Welt ist — unter seine drei Söhne und giebt dem jüngsten, dem Eradsch, das Land Erân, über welche Bevorzugung die beiden älteren Brüder so erbittert werden, dafs sie den jüngsten ermorden. In Indien theilt der König Yayâti sein Reich, welches gleichfalls die ganze bewohnbare Welt ist, unter seine fünf Söhne, den

älteren giebt er die aufserindischen Länder nach allen vier Himmelsgegenden, der jüngste, Puru, erhält Indien selbst. Auch nach indischer Ansicht ist Puru vor seinen Brüdern bevorzugt, allein man sucht dafür einen Rechtsgrund anzugeben. Yayâti hatte verlangt, dafs einer seiner Söhne ihm seine Jugend abtreten und dafür sein Alter übernehmen solle; nach 1000 Jahren welle er das Alter wieder zurücknehmen und dem Sohne zum Lohn für seinen Tausch die Nachfolge im Reiche übergeben. Die älteren Söhne hatten den Tausch abgelehnt und nur der jüngste ihn angenommen; darum gehört ihm von Rechtswegen das Reich, wie dies auch die Unterthanen selbst anerkennen. Auch hier finden sich auf semitischer und indogermanischer Seite nur die Variationen eines und desselben Grundgedankens. Was mir aber innerhalb des érânischen Religionssystems noch für die nahe Berührung mit den Semiten zu sprechen scheint, ist namentlich die Stellung, welche Zarathustra hat. Die Stellung keines anderen Religionsstifters ähnelt so sehr dem ächt semitischen Begriffe eines Propheten, wie die Zarathustra's. Er ist der von Gott eines persönlichen Umgangs gewürdigte Mensch, wie Moses und Muhammed; was er verkündigt, ist nicht sein Wort, sondern das Wort Gottes, ihm unmittelbar und Buchstabe für Buchstabe von Gott mitgetheilt. Auch der Name des obersten érânischen Gottes drückt offenbar dieselbe Idee aus, wie die des Gottes der Hebräer ist. *Ahura* so wie das noch ursprünglichere *ahu* heifst im Altbaktrischen „Herr“, beide Wörter aber führen auf die Wurzel *ah* = skr. *as* „sein“ zurück und bezeichnen ursprünglich den „Seienden“, ganz so, wie *Jahveh* bei den Hebräern.

Ueberblicken wir zum Schlusse nochmals unsere Resultate, so finden wir, dafs wir den bisher schon geltenden Ansichten über den ursprünglichen genauen Zusammenhang der Indogermanen und Semiten beistimmen und nur im Einzelnen Manches genauer fassen müssen. Es bleibt nach wie vor bestehen, dafs sowohl Indogermanen als Semiten ein Urland annehmen, aus dem sie ursprünglich ausgewandert sind und das sie in den hohen Norden, in die Quellgebiete des Oxus und Jaxartes verlegen. Aber es ist gewifs, dafs dieses Urland nicht Airyana-vaedscha ist, dieses Land liegt vielmehr am Fufse des Ararat. Dahin setzen die Semiten

ihre Vorväter, von denen sie zunächst abstammen, dahin setzen die Erânier den Stifter ihrer Religion und mithin den Ursprung ihrer Bildung. Was nun wahrscheinlich macht, dafs diese Sagen einen historischen Hintergrund haben, das sind die ethnographischen Verhältnisse jener Gegend. Noch heute wohnen dort Semiten und Indogermanen in naher Gemeinschaft; dafs dies im Alterthume noch weit mehr der Fall war, läfst sich erweisen. Wir haben ferner gesehen, dafs sich die Form der semitischen Fassung näher an die érânische anschliefst als an die indische; auch dadurch wird eine Berührung dieser beiden Völker höchst wahrscheinlich. Es mufs daher in jenem Lande ein alter Heerd der Cultur gewesen sein, die sich von da ab sowohl nach Osten als nach Westen verbreitete. Welcher von den beiden Völkerstämmen den gröfsten Antheil an der Schöpfung dieser Cultur hat, das wagen wir nicht zu bestimmen. Wie mir scheint, stehen wir jetzt so ziemlich an der Gränze dessen, was wir mit unsern gegenwärtigen Hülfsmitteln erforschen können; weitere Aufschlüsse dürfen wir vielleicht von der Entzifferung der Keilinschriften erwarten. Es genügt uns, darauf hingewiesen zu haben, dafs Zarathustra und seine Zeit eine wichtige Epoche bilden in der Entwickelung der Menschheit.

Die érânische Stammverfassung.

Der bekannte englische Staatsmann und Schriftsteller Mountstuart Elphinstone benützte seine im Jahre 1808 an den Hof von Kâbul unternommene Gesandtschaftsreise zu eingehenden Untersuchungen über das Land und das Volk der Afghânen, welche, trotz allem, was später über Afghânistân geschrieben wurde, noch heute in mehr als einer Beziehung unübertroffen dastehen. In dem zuerst im Jahre 1815 erschienenen Berichte über diese Reise nach Kâbul fand auch eine ausführliche Darstellung der eigenthümlichen Stammesverhältnisse der Afghânen (p. 158—178) ihren Platz, und die auffallende Aehnlichkeit dieser afghânischen Stammesverfassung mit der altgermanischen veranlafste den Historiker Wilken, beide in einer eigenen Abhandlung mit einander zu vergleichen [1]). Es ist die Mäfsigung anzuerkennen, mit der Wilken die grofse Gleichartigkeit dieser beiden Verfassungen besprach, ohne darum unhaltbare Hypothesen auf die Aehnlichkeit zu bauen; solche Hypothesen wären um so entschuldbarer gewesen, als eben in jener Zeit, da Wilken seine Abhandlung schrieb, ein genauer Zusammenhang der Erânier und Germanen bei sehr namhaften Gelehrten für eine ausgemachte Sache galt. Gestützt aber auf die grofsen Fortschritte, welche die Wissenschaft seit jener Zeit gemacht hat, wollen wir versuchen, in den nachfolgenden Blättern wirklich eine solche Verwandtschaft nachzuweisen und zwar, wie wir hoffen, auf sicheren Grundlagen. Es wird nämlich zunächst unser Bestreben sein, zu zeigen, dafs diese Stammesverfassung nicht etwa blofs den Afghânen eigenthümlich, sondern heute noch über ganz Erân verbreitet ist; wir werden von da aufsteigend den Beweis zu führen suchen, dafs die alten Erânier dieselbe Verfassung hatten, um endlich, auf sprachliche Gründe gestützt,

[1]) Ueber die Verfassung, den Ursprung und die Geschichte der Afghanen in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1818—1819, p. 237—262.

dieselbe oder eine ähnliche Verfassungsweise für den ganzen érânischen Stamm in Anspruch zu nehmen. Um nun von dem Unbestrittenen auszugehen, wollen wir zuerst einen kurzen Abrifs der afghânischen Stammverfassung geben, wie dieselbe Elphinstone und nach ihm Wilken entwickelt hat.

Die Afghânen zerfallen in zwei grofse Abtheilungen, die westlichen und die östlichen (cf. oben p. 180), von welchen die westlichen mehr gesittet und milder sind und sich in Sprache und Sitte am meisten an die Perser anschliefsen, deren Herrschern sie Jahrhunderte lang unterworfen waren. Doch ist diese Scheidung nur durch zufällige Ursachen entstanden und wir dürfen die Afghânen im Wesentlichen als ein Volk ansehen [1]). Sie zerfallen aber unter sich in Stämme, und jeder Stamm hat bei ihnen wieder seine in sich abgeschlossene Verfassung. Aber auch jeder Stamm zerfällt noch in verschiedene Clane und diese wieder in Unterabtheilungen, von denen die geringsten nur aus zehn bis zwölf Familien bestehen. Sowohl der ganze Stamm als auch die Unterabtheilungen werden mit dem Namen Ulufs bezeichnet [2]). Die Anzahl der Unterabtheilungen, in die ein Stamm zerfällt, ist willkürlich und von zufälligen Bedingungen abhängig. Jeder Stamm hat ein Oberhaupt, welches den Titel Chân führt; die Unterabtheilungen haben wieder ihre eigenen Vorsteher, die mit den Titeln Malik, Muschir und Çpîn-zehrah oder Weifsbart benannt werden, die zuletzt genannten stehen den kleinsten Abtheilungen vor. Aber alle diese Häuptlinge sind innerhalb ihrer Abtheilungen nicht unumschränkt, sie können im Gegentheile nichts von Bedeutung vornehmen ohne Genehmigung der Volksversammlung (Dschîrgha). Solcher Dschîrghas finden sich mehrere in einem Stamme, und zwar in denselben Abstufungen wie die Abtheilungen der Stämme. Die Dschîrgha der Çpîn-zehras besteht

[1]) Die Afghânen selbst belegen sich mit dem Namen Puschtu oder Pukhtu, doch haben sie auch einen Afghâna unter ihren Vorvätern (cf. oben p. 140). Der Name Afghân findet sich bei Ibn Haidar, und in der alterthümlichen Form Awghân (أوغان) schon bei Mirkhond (Wilken l. c. p. 237). Ich leite das Wort auf die skr. Wurzel *han* „schlagen“ zurück, cf. *avaghnâț* in der Bedeutung „verwunden, beifsen“ Vd. XIII, 88 flg.

[2]) Elphinstone p. 159.

aus den einzelnen Familienhäuptern, die der Muschirs aus den einzelnen Çpîn-zehras, die des Malik aus den Muschirs und endlich die des Châns aus den einzelnen Maliks. Die Dschirgha ist zugleich das höchste Gericht, auf dessen Mahnung Jedermann erscheinen mufs, und vor dessen Forum man jeden Rechtshandel bringen kann, wenn auch dieser Weg für einen weniger ehrenvollen gilt und man es gemeiniglich vorzieht, Streitigkeiten mit dem Schwerte zu entscheiden, wenn der Abstand der Kräfte zwischen den beiden streitenden Parteien nicht allzu grofs ist. Der Preis der zu bezahlenden Bufse wird bei den Afghânen nach Frauen bestimmt, weil diese von ihren Verwandten gekauft werden müssen. So wird die Bufse für einen Mord bei den westlichen Afghânen auf zwölf Frauen festgesetzt, von denen sechs mit einer gewissen Ausstattung versehen sein müssen. Das Ausbrechen eines Zahns wird mit drei, eine Wunde am Vorderkopf mit einer Frau gesühnt. — Eine andere afghânische Sitte ist, dafs der Beleidiger — wenn er voraussichtlich die Bufse nicht bezahlen kann — in eigener Person (aber bevor der Fall noch an die Dschîrgha gebracht ist) in Begleitung zweier geachteter Männer sich in das Haus des Beleidigten begiebt und um Verzeihung bittet, wobei es aber letzterem nicht freisteht, ihm diese Verzeihung abzuschlagen, und er sich einzig und allein — wenn er diese nicht gewähren will — durch die Flucht dem Antrage entziehen kann.

Die Forschungen der Reisenden in Erân in den letzten Jahrzehnten haben uns mehrere interessante Parallelen zur afghânischen Stammverfassung gebracht, die wir nicht übersehen dürfen. Rawlinson, Layard, Bode und Rich haben uns Berichte über die in den Gebirgen Westérâns wohnenden Stämme der Lûren und Kurden gegeben, die auch Manches über die Stammverfassung enthalten, ebenso Pottinger über die Bolutschen [1]). Lûristân, das Land der Lûren, zerfällt in Grofs- und Klein-Lûristân. Das öst-

[1]) In Bezug auf die Lûren ist zu vergleichen: C. de Bode, Travels II, 76 flg. 269 flg. Rawlinson im Journal of the R. Geogr. Society T. IX. Ritter IX, 209 flg. und Layard, Journ. of the R. Geogr. Society XVI, 1 flg. Bezüglich der Kurden aufser dem Werke von Rich noch Ritter l. c. p. 612; bezüglich der Belutschen Pottinger p. 58 flg.

licher liegende Grofs-Lûristân bewohnt der Stamm der Bakhtiaris. Nach sprachlichen Zeugnissen gehören diese, wie die Lûren überhaupt, zu der grofsen kurdischen Familie [1]). Die Bakhtiaris zerfallen wieder in zwei Unterabtheilungen: die Tschahâr-lengs und die Haft-lengs. Beide Unterabtheilungen theilen sich wieder in Zweige, welche den Namen Tîres führen. Die Tschahâr-lengs bestehen aus acht, die Haft-lengs aus sieben solcher Tîres. Verbunden mit diesen Abtheilungen ist noch eine dritte: die Dinarunis, die in vier Abtheilungen zerfällt. Von Volksversammlungen wird bei diesen östlichen Lûren nichts gemeldet, jede Tribus hat ihr eigenes Oberhaupt, welches dieselbe mit despotischer Willkür beherrscht. Die Bewohner von Klein-Lûristân zerfallen wieder in zwei Abtheilungen: in Pisch-kûh und Puscht-i-kûh. Die ersteren sind die stärksten, sie zerfallen in vier Stämme, von denen jeder wieder mehrere Unterabtheilungen hat. Die Namen der Stämme führt Rawlinson folgendermafsen auf: 1) Dilsun, 1500 Familien mit sechs Unterabtheilungen; 2) Silasila, 15,000 Familien mit drei Unterabtheilungen; 3) Bala Giriva, 6000 Familien mit vier Unterabtheilungen; 4) Amala, 2000 Familien mit neun Unterabtheilungen. Die Puscht-i-kûh sind schwächer und bestehen nur aus einem Stamme, den Feilis, etwa 12,000 Familien mit fünf Unterabtheilungen. Die Stämme der kleinen Lûren haben keine Oberhäupter, sondern blofs die Unterabtheilungen der Stämme, dagegen ist bei den kleinen Lûren den Volksversammlungen eine bedeutende Macht geblieben; fast alle wichtigen Angelegenheiten müssen auf diesen berathen werden, und es wird keine zu kühne Vermuthung sein, wenn wir annehmen, dafs auch bei den grofsen Lûren die Volksversammlungen ursprünglich bekannt waren und nur durch die Despotie der Stammesoberhäupter nach und nach aufser Gebrauch kamen.

Wie die Lûren, so zerfallen auch die Kurden wieder in einzelne Stämme und diese wieder in Tribus; von einzelnen dieser Stämme wissen wir, dafs auch diese Unterabtheilungen noch weiter zerlegt werden, bei andern sind die Unterabtheilungen verschwunden. Es liegt in der Natur der Sache, dafs bei rohen

[1]) Cf. Rich, Narrative of a journey in Koordistan 1, 130.

Völkern die Stammesoberhäupter immer nach absoluter Herrschaft streben, und aus solchen Bestrebungen dürfen wir uns auch das Verschwinden der Unterabtheilungen bei manchen Stämmen erklären. Spuren von Volksversammlungen finden wir jedoch bei einzelnen Stämmen, wie bei den wilden Bulbassis, erwähnt, das Voto eines Einzelnen hat sogar ein solches Gewicht, dafs es eine sonst so gut als abgeschlossene Sache wieder rückgängig machen kann. Rücksichtlich der Belutschen haben wir schon oben (p. 218) erwähnt, dafs sie in drei Stämme: die Rind, Maghsi oder Moghassi und die Nharuï, getheilt sind, die wieder in zahllose Unterabtheilungen zerfallen.

Unabhängig von dieser Stammesverfassung ist eine andere Eintheilung, welche sich durch alle Stämme der Lûren, Kurden, Afghânen und Belutschen zieht und sie in gleiche oder ungleiche Theile theilt. Es ist dies die Eintheilung der Bevölkerung in Sefshafte und Nichtsefshafte. Die letzteren sind Nomaden, natürlich aber ist Viehzucht nur die Neben-, Raub und Plünderung aber die Hauptsache. Die Sefshaften bilden den Haupttheil der Bevölkerung, sind aber überall mehr oder minder in Verachtung und Hörigkeit herabgesunken. Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, dafs diese Hörigkeit erst später eingetreten ist; es begreift sich leicht, dafs bei einem noch ungebildeten Volksstamme der Krieger als der höchste, der Ackerbauer als der untergeordnete Bewohner angesehen wird. Darum wird auch gewifs in Erân stets der Ackerbauer dem Krieger an Würde nachgestanden sein, ohne dafs man daraus schliefsen darf, er sei stets unter dessen Botmäfsigkeit gewesen. An diese sefshaften Glieder der Stämme schliefsen wir auch noch die Tadschiks oder Dehwars an, die in ganz Erân und darüber hinaus einen grofsen Theil der sefshaften Bevölkerung ausmachen und sich überall durch ihr reines Persisch auszeichnen; wir haben wiederholt in diesem Werke Gelegenheit gehabt, von diesem Theile der Bevölkerung zu sprechen. Von dem früher genannten Theile der sefshaften Bevölkerung unterscheiden sich die Tadschiks dadurch, dafs sie gar keine Stammverfassung, noch auch Verbindung mit den Stämmen haben, in deren Nähe sie wohnen. Für diese ist dies natürlich ein Grund, die Tadschiks um so tiefer zu stellen, für uns aber kann es nur ein

Beweis sein, dafs diese schon sehr lange dem wandernden Leben entsagt haben müssen und dafs wir grofsentheils aus ihrer Mitte die Gebildeten des Landes hervorgegangen erachten dürfen.

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dafs diese Gleichartigkeit der Stammesverfassung gerade bei den wilden Bergvölkern Erâns aus sehr alter Zeit herrühre. Die verschiedenen Dynastieen, die Erân zu verschiedenen Zeiten beherrschten, hatten diese Völkerschaften mehr dem Namen als der That nach in ihrer Gewalt. Man scheute stets die schwierigen und vielen Zufälligkeiten unterworfenen Züge in solche rauhe Gegenden und begnügte sich gern mit der Unterwerfung der einzelnen Häuptlinge, ohne sich in die inneren Verhältnisse des Stammes selbst zu mischen. Haben doch die Achämeniden selbst in der guten Zeit ihrer Herrschaft den Uxiern Tribut gezahlt. Auf diese Weise kommt es, dafs sich in den Bergen so manches Ursprüngliche erhalten hat, was in den mehr zugänglichen Gegenden von den Stürmen der Zeit verweht oder vom Despotismus ausgerottet wurde.

Wenden wir uns aus der neuen in die alte Zeit zurück, so finden wir zwar nur spärliche Nachrichten über die Stammesverfassung bei den Erâniern, doch werden sie hinreichen zu beweisen, dafs die Verhältnisse schon damals ähnlich gewesen sein müssen, und dafs die Stammeseintheilung eines der wichtigsten Momente der altérânischen Verfassung ist. Eiue Hauptstelle findet sich bei Herodot (I, 125), wo als Stämme der Perser angegeben werden: die *Πασαργάδαι*, *Μαράφιοι*, *Μάσπιοι*. Diese Stämme zerfielen wieder in Unterabtheilungen, denn Herodot fährt fort: *τούτων Πασαργάδαι εἰσὶ ἄριςοι· ἐν τοῖσι καὶ Ἀχαιμενίδαι εἰσὶ φρήτρη, ἔνθεν οἱ βασιλέες οἱ Περσεῖδαι γεγόνασι· ἄλλοι δὲ Πέρσαι εἰσὶ οἵδε· Πανθιαλαῖοι, Δηρουσιαῖοι, Γερμάνιοι· οὗτοι μὲν πάντες ἀροτῆρές εἰσι, οἱ δὲ ἄλλοι νομάδες, Δάοι, Μάρδοι, Δροπικοὶ, Σαγάρτιοι.* Dafs hier Herodot nicht von Persien im engeren, sondern im weiteren Sinne redet, wird klar aus Lib. I, 101, wo die medischen Geschlechter in derselben Weise aufgezählt werden: *Δηϊόκης μέν νυν τὸ Μηδικὸν ἔθνος συνέςρεψε μοῦνον, καὶ τούτου ἦρξε, ἔςι δὲ Μήδων τοσάδε γένεα, Βουσαὶ, Παρητακηνοὶ, Στρούχατες, Ἀριζαντοὶ, Βούδιοι, Μάγοι.* Aus der zuerst angeführten Stelle des Herodot geht nun hervor, dafs der Name Perser

der allgemeine Name des Volkes war, das eine Anzahl einzelner, (συχνὰ γένεα) besonders benannter Stämme umfaſste. Diese Stämme zerfielen in eine Anzahl Tribus (φρήτρη), die wieder ihre besonderen Namen führten und deren eine, die Achämeniden, namentlich hervorgehoben wird. Die Sitte der Volksversammlung (ἁλίη) erwähnt Herodot (I, 125) bei Gelegenheit der Geschichte des Kyrus, worauf schon Wilken aufmerksam gemacht hat. In der zweiten der oben angeführten Stellen zählt Herodot die Geschlechter der Meder auf, in ähnlicher Weise wie die der Perser; Unterabtheilungen erwähnt er nicht, sei es, daſs er sie nicht für wichtig genug hielt, oder daſs dieselben bereits verschwunden waren. Die Perser aber theilt Herodot ausdrücklich in Seſshafte und in Nichtseſshafte, so daſs wir auch hierin eine auffallende Aehnlichkeit der alten und neuen Perser finden.

Die Betrachtung des Avesta wird uns auf ganz ähnliche Resultate führen, wie die griechischen Nachrichten. In diesem Buche kommt die Eintheilung und Gliederung der alten Erânier öfter vor (cf. Vd. VII, 106 flg. VIII, 295. IX, 147. X, 11. 12. Yç. XIV, 1. LXVII, 13 und viele andere Stellen). Die unterste Stelle nehmen die Bewohner eines Hauses (*nmâna*) ein, also die Familie, von da aufwärts ist die nächste Unterabtheilung der Clan (*viç*), dann folgt der Stamm (*zañtu*), zuletzt die Gegend oder Provinz (*daǵhu*). An zwei Stellen des Yaçna (LXI, 15. LXVII, 13) erscheint daneben noch *daǵhuçaçti*, und damit soll, wie es scheint, ein höherer Begriff, die Zusammenfassung mehrerer Bezirke, ausgedrückt werden. In einer von Burnouf (Etudes I, 367 flg.) besprochenen Stelle Neriosenghs (cf. Neriosengh Yç. XIV, 1 m. A.) wird der Umfang eines *nmâna* auf ein Paar, der der *viç* auf funfzehn, der des *zañtu* auf dreiſsig, und der der *daǵhu* auf funfzig Paare beschränkt. Diese Bestimmung mag nicht unrichtig sein, doch versteht es sich von selbst, daſs die Zahl derer, welche zu einer solchen Abtheilung gehörten, bedeutend schwankte. Die Etymologie der oben angeführten altérânischen Bezeichnungen ist ohne Schwierigkeit, *nmâna* kommt von der Wurzel *man*, wovon das neup. *mânden* „bleiben“ abstammt, das vorgesetzte *n* scheint eine Verstümmelung der Präp. *ni* zu sein. Das Wort *viç* gehört den meisten indogermanischen Sprachen an; wir finden es im sans-

kritischen *viç* und *veçma* wieder, ebenso im lateinischen *vicus*, dem griech. *οἶκος* und dem gothischen *veihs*; man sieht aus den Bedeutungen, welche dieses Wort in den einzelnen Sprachen hat, zur Genüge, dafs der Begriff des *viç* ein sehr unbestimmter gewesen sein mufs. Nicht schwieriger ist die Etymologie des Wortes *zañtu*, doch erfordert dieselbe einige weitere Erörterungen. Die altérânische Wurzel *zan* kann lautlich den drei sanskritischen Wurzeln *han*, tödten, *jan*, gebären, und *jñâ*, wissen, entsprechen. Die zuerst genannte Wurzel kommt hier nicht in Betracht, es möchte aber schwer sein, bestimmt zu ermitteln, welcher der beiden anderen Wnrzeln das Wort *zañtu* angehöre; *zan* = *jñâ* findet sich öfter, z. B. Vd. VI, 94. VIII, 5. 28. XIX, 133. Das dunkle Wort Zend, i. e. *zaiñti* = *γνῶσις*, ist auch hierher zu ziehen, sowie das neup. *ferzâna*, weise. Wahrscheinlicher ist jedoch die Ableitung des Wortes *zañtu* von *zan*, gebären, wovon *frazaiñtis*, Nachkommenschaft, neup. *farzand*, dann hängt skr. *jana*, *jantu*, das lateinische *gens*, *natio*, *co-gnatus*, das griechische *γένος*, und goth. *knods*, *kuni* und *kunds* (in *innakunds*, *airthakunds* etc.) auf das Innigste mit *zañtu* zusammen. Dafs übrigens der *zañtu* zusammen wohnte, geht aus Vd. VIII, 295 unwiderleglich hervor. Das Wort *daǵhu* endlich findet sich zwar im Skr. *dasyu* wieder, aber in anderer Bedeutung (es heifst Räuber), und scheint nicht in weitere Kreise gewandert zu sein. Für das Altérânische ist die Bedeutung „Gegend“ gewifs, und wenn wir das identische neupersische *dih* in der Bedeutung „Dorf“ wiederfinden, so ist diefs der engste Begriff des Wortes. Auch der in manchen Einzelnheiten abweichende zweite Theil des Yaçna kennt diese Eintheilungen unter dem Namen *demâna* (die gewöhnliche Form für *nmâna* in diesem Dialekte [1]), *viç*, *shôithra*, *daqyus*, also, mit Ausnahme des Ausdruckes *shôithra* für *zañtu* ganz mit der gewöhnlichen Eintheilung identisch cf. Yç. XXXI, 18. — Dafs übrigens schon in alter Zeit nicht alle diese Eintheilungen bei den Erâniern vorhanden waren, beweist die wichtige Stelle Yç. XIX, 50—52 (XIX, 18 bei Westergaard): *Kaya ratavô nmânyô viçyo zañtumô*

[1]) Cf. *Gorothman* zu dem gewöhnlichen *garô-nemânem*, und *devyni*, *devjetj* = *navan*, *debesis* = *nabhas*, in den slavisch lettischen Sprachen.

daqyumô zarathustrô pukhdhô ǎoghanm daqyunanm yâo anyâo rajôiṭ zarathustrôiṭ cathru ratus ragha zarathustris. Kaya aghâo ratavô nmânyaçca viçyaçca zañtumaçca zarathustrô tûiryô, d. h. „Welches sind die Herren? Der Hausherr, der Clanfürst, der Herr des Stammes, der Herr der Gegend, Zarathustra als der fünfte. Von den Gegenden, welche aufser diesem zarathustrischen Reiche sich befinden, hat (nur) vier Herren das zarathustrische Ragha. Welches sind die Herren desselben? Der Hausherr, der Clanfürst, der Herr des Stammes, Zarathustra als der vierte." Ich stimme Westergaard jetzt um so mehr bei, wenn er *ragha* als den Eigennamen Ragha (Rhages, Ῥάγαι) fafst, nicht als blofses Appellativum, was grammatisch auch möglich wäre, als das vorhergehende *ǎoghanm daqyunanm* einen bestimmten Gegensatz verlangt. Ziehen wir die zarathustrische d. i. geistliche Würde ab, die in der vorliegenden Stelle der gewöhnlichen Eintheilung hinzugefügt ist, so finden wir, dafs in Ragha der *daqyuma* oder *daghupaiti* fehlte, also kein Oberherr, sondern eine mehr republikanische Verfassung vorhanden war. Vortrefflich stimmt hierzu, dafs Ragha im Vendidâd (1, 60) das Beiwort *thrizañtu* d. i. aus drei Stämmen bestehend, erhält.

Die andere Eintheilung der érânischen Völkerschaften auch im Avesta nachzuweisen, ist nicht schwierig, und man erkennt leicht in der neueren Eintheilung einen Ueberrest der drei Stände, wie sie im Avesta sich vorfinden: der Priester, Krieger und Ackerbauer; nur ist natürlich der Stand der Priester mit der alten Religion verschwunden. Auch die afghânische Sitte, die Bufsen durch Frauen abzutragen, hat ihre Parallele im Avesta, wenn man Stellen wie Vendidâd IV, 119 flg., XIV, 64 flg. vergleicht.

In den Keilinschriften ist zwar die Bedeutung von *mâniya* (Inschr. v. Behistun I, 65) unsicher, aber wir finden *vith* ganz dem *viç* des Avesta analog (man vergleiche Stellen wie die folgenden: Inschrift von Behistun I, 69. 71. Inschr. v. Naqs-i-Rustam lin. 53). Der Ausdruck *zañtu* findet sich in den Keilinschriften zwar nicht, doch möchte in dem häufig vorkommenden *paruzana* ziemlich dieselbe Bedeutuug liegen, auch neup. *barzan* (برزن *vicus urbis)* dürfte hierher gehören. *Dahyu* oder *daqyu* findet sich häufig und zwar sowohl im weiteren wie im engeren Sinne.

So heifst es z. B. I, 7 flg. *imâ dahyâva* ..... *manâ bâjim abara* „diese Gegenden ..... brachten mir Tribut“ und es folgen dann Namen, wie die der Meder, Assyrer etc., und ebenso in der Inschrift von Behistun I, 16 flg. In derselben Inschrift (I, 34) heifst es: *paçâva drauga dahyauvâ vaçiy abara utâ Pârçaiy utâ Mâdaiy utâ aniyâuvâ dahyusuvâ* „hierauf entstanden in den Gegenden viele Lügen, sowohl in Persien und Medien, als auch in den anderen Gegenden.“ Im Gegensatze hierzu heifst es aber II, 27: *Kampada nâmâ dahyâus Mâdaiy* „es giebt eine Gegend mit Namen Kampada in Medien“; II, 71: *Ragâ nâmâ dahyâus Mâdaiy* „eine Gegend in Medien führt den Namen Raga; III, 23: *Yutiyâ nâmâ dahyâus Pârçaiy* „in Persien ist eine Gegend mit Namen Yutiya“, woraus denn klar werden wird, dafs innerhalb jener gröfseren Bezirke der Name *dahyâus* auch kleineren Landstrecken zukam.

Als Resultat unserer bisherigen Untersuchung werden wir nun angeben können, dafs die Verfassung der alten Perser und des alten Erâns überhaupt eine Stammverfassung war, und zwar mit wenigen Veränderungen dieselbe, wie wir sie noch heute bei den Bewohnern der érânischen Gebirge vorfinden. Oben an steht der Begriff der *dahyâus* oder *daqyu*, welche von einem Herrscher (*daǵhupaiti*) befehligt wurde. Die Einwohner solcher Gegenden hatten besondere Namen, wie Pârça, Mâda u. s. w. in der älteren, Puschtu, Lûr, Kurd in der neueren Zeit. Innerhalb einer solchen Gegend war nun eine zweite Abtheilung des Namens *zañtu* (oder *shôithra*), mit dem *zañtu-paiti* an der Spitze. Auch diese Stämme hatten besondere Namen; solche waren die Pasargaden, die Arizanti in der älteren, die Jusuf-zai oder Bakhtiari in der neueren Zeit. Die dritte Abtheilung, der Clan, *viç*, mit dem *Viçpaiti* an der Spitze, hatte gleichfalls besondere Namen, so die Achämeniden in alter, die Tschahâr-leng u. s. w. in neuerer Zeit. Das gleiche gilt von den noch niederern Abtheilungen. Man sieht, die Verfassung des alten Erân war keineswegs eine durchweg despotische, vielmehr eine für einen gröfseren Staatsverband nur allzufreie. Der Herr einer Gegend, *daǵhupaiti*, hat wohl auch *khshâyathiya*, König, geheifsen, und ihm stand wohl kaum weitere Macht zu, als der Oberbefehl im Kriege und ein gewisser Antheil an der Beute. Die inneren Verhältnisse der Stämme und Clane wurden

von ihren Vorstehern geordnet, und diese werden eifersüchtig genug darüber gewacht haben, dafs kein Eingriff in ihre Rechte geschehe. Ungeachtet aller dieser Zersplitterung fühlten sich aber die Arier doch als ein Volk und bezeichneten sich darum auch mit einem Namen: *airya*, Arier. Auch ein Oberherr aller einzelnen Stammkönige, ***khshâyathiyânâm khshâyathiya***, der König der Könige, mag vorhanden gewesen sein, aber seine Macht war — so lange sie blofs auf érânische Völkerschaften beschränkt blieb — eine sehr geringe und das oberste Königthum mehr Hegemonie des einen und anderen Stammes, welche oft willkürlich wechselte. Man sieht aus diesem allen, dafs die Einrichtung der érânischen Stämme mehr demokratisch als despotisch war; man darf daher Herodots Bericht (Lib. III, 80 flg.), dafs die Perser nach Ermordung des falschen Smerdes in Zweifel gewesen seien, ob sie die demokratische oder oligarchische Verfassung nicht der Monarchie vorziehen sollten, keineswegs als eine blofs von dem Griechen ihnen untergeschobene Ansicht bezeichnen. Die érânische Stammverfassung in ihren Grundzügen mit ihren Unterabtheilungen der einzelnen Stämme und mit einem Könige an der Spitze, ist zwar eine unzweifelhaft alte; im Avesta selbst kommt zwar der Ausdruck „König" nicht vor, wohl aber ***khshathrem*** „Reich", und Erzählungen, wie die von Yima, lassen keinen Zweifel bestehen, dafs man die Einrichtung selbst gekannt habe. Es ist aber diese ganze Stammesverfassung eine so rohe, nur für die einfachsten Verhältnisse passende, dafs ein gröfseres Reich unmöglich dabei bestehen konnte. Der Stand der Gewerbtreibenden fehlte noch gänzlich, Städte in unserem Sinne des Wortes scheinen auch noch nicht existirt zu haben. Man könnte zwar in den Orten und Plätzen, von denen das erste Capitel des Vendidâd spricht, Städte sehen wollen, aber schwerlich mit Recht. ***Açô***, Ort, ist Platz überhaupt; aus Vd. VIII, 271 geht hervor, dafs an einem solchen Orte nicht einmal Menschen zu wohnen brauchten. Der zweite Ausdruck, ***shôithra***, dürfte wohl das heutige ***schehr***, Stadt, sein, aber der Etymologie nach heifst es blofs Wohnort, und da die persische Tradition nicht einmal in späterer Zeit Städte darunter versteht, so haben wir kein Recht, die Bedeutung „Stadt" dem Texte aufzudrängen. Das eigentlich persische Wort

für „Stadt“ ist *vardana*, i. e. skr. *vardhana* „wachsen“, welches in den Keilinschriften häufig vorkommt (man vergl. auch den Ausdruck des Vendidâd II, 13 *dâṭ mê gaêthâo varedhaya)* und noch in Namen wie Abiverd, Lasdiverd erhalten und — mit dialektischer Umwandlung des *v* in *g* oder *dsch* — in Dârâbgerd, Burudschird und ähnlichen Namen wieder zu erkennen ist. In dieser letzten Umwandlung erhält das persische *vardana* eine zufällige Aehnlichkeit mit dem aramäischen *qarta*, das auch Stadt bedeutet; man mufs sich hüten, beides zu verwechseln.

Wenn ich mich nicht irre, so dient ein genauerer Einblick in die êrânische Stammesverfassung dazu, uns manche Einrichtungen und Vorfälle des alten persischen Reiches klar zu machen, die uns sonst auffällig erscheinen müfsten. So scheint sich mir die so oft schon anstöfsig befundene Heirath unter den nächsten Anverwandten (der Name ist *qaêtva-datha*, woraus das neuere خيتويث entstanden ist, und ist schon dem Vendidâd bekannt, cf. Vd. VIII, 36) durch die Sorge für die Reinerhaltung des Bluts zu erklären, und es ist natürlich, dafs, je höher sich eine Familie dünkte, desto weniger sie mit anderen Familien sich vermischen wollte. Es hört auf, seltsam zu sein, dafs der königlichen Verwandten eine so grofse Zahl war, wenn wir bedenken, dafs der ganze Clan des Königs sich zu diesen rechnet. Auch der Versuch des falschen Smerdes, sich der Herrschaft zu bemächtigen, erscheint in einem ernsteren Lichte. Es war nicht blofs der Versuch eines Einzelnen, die Herrschaft an sich zu reifsen, sondern das Bestreben, die Hegemonie des êrânischen Staates wieder vom Perserstamme hinweg zu den Medern zu bringen, und es wird sehr begreiflich, dafs die Perser, als sie die List des falschen Smerdes entdeckten, nicht blofs diesen selbst, sondern alle Magier tödteten, deren sie habhaft werden konnten, ja sogar zum Andenken an diese That ein besonderes Fest feierten (Her. III, 79). Darum ging auch der Umsturz des persischen Reiches durch Alexander den Grofsen im Ganzen so ruhig vorüber. Die Völker Erâns hatten blofs ihren Grofskönig gewechselt, statt des persischen einen griechischen erhalten, das war alles. Die Stammesverfassung und die Stammhäupter blieben, denn zu Strabos Zeit

standen Atropatene, Gordyene und die Persis selbst unter eigenen Stammeshäuptern (Strab. XV, 3 fin.).

Es fragt sich nun, wie diese Stammesverfassung sich zu der Form der späteren persischen Weltmonarchie verhalten habe, wie sich die letztere überhaupt aus der êrânischen Stammverfassung habe herausbilden können. Wir können hier dem persischen Oberkönige, mögen seine Befugnisse sonst so beschränkt gewesen sein, als sie wollen, nicht weniger zugestehen, als das Recht, unter irgend einer Form Steuer oder Tribut von seinen Unterthanen zu erheben, dann das Recht, wenn es ihm passend erschien, die Heeresmacht aller ihm unterworfenen Stämme zu einem Kriegszuge zu vereinigen. Die letztere dieser Befugnisse auszuüben, wird nie sehr schwer gehalten haben, die kriegerische Neigung der êrânischen Stämme machte den Gehorsam leicht, wenn Aussicht auf Beute vorhanden war, diese war aber zu hoffen in den reichen Provinzen Mesopotamiens, auf welche die persischen Grofskönige ihre Blicke zuerst richten mufsten. Mit den auswärtigen Eroberungen wuchs auch die Macht der Oberkönige. Waren sie auch in ihren Verhältnissen zu den Erâniern beschränkt, so bestritt ihnen doch Niemand das Recht, in den eroberten Provinzen nach Belieben zu schalten; in welchem Verhältnisse diese zu den persischen Siegern standen, hat schon längst und besser, als ich es vermag, der verewigte Heeren dargelegt; nur dürfte es nöthig sein, darauf aufmerksam zu machen, dafs die persischen Oberkönige in den semitischen Provinzen am Euphrat und Tigris nicht blofs Luxus und Reichthum, sondern auch ein ausgebildetes, unumschränktes Königthum vorfanden. An Glanz und Würde wollte der persische Grofskönig seinen Vorfahren in der Weltherrschaft nicht nachstehen; nach dem Urbilde Assyriens und Babylons wurde der ganze Hof eingerichtet, die Bauten der Achämeniden geben noch heute den sprechenden Beleg dafür. Es mufsten also die eroberten Provinzen des Westens den êrânischen Königen immer wichtiger werden, da sie aus ihnen die Mittel zu ihrem Glanze zogen und sie dieselben nach Willkür beherrschen konnten. Alle Hauptstädte der Achämeniden befanden sich daher im Westen, und die weniger reichen Provinzen Erâns, die weder

viel geben konnten noch wollten, traten allmählich in die zweite Linie zurück.

Durch fortgesetzte glückliche Eroberungen war aus dem Beherrscher eines kleinen Hirtenvolkes ein grofser König geworden, und dem Blick des Darius entging es nicht, dafs ein so grofses Reich anders verwaltet werden müsse, als ein kleiner Stamm. Der Fortschritt, den das Verwaltungssystem durch Darius gemacht hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die älteren orientalischen Weltreiche, so wie des Darius eigene Vorfahren, verstanden nur zu erobern, nicht zu regieren. Man plünderte und legte Tribute auf, ohne Rücksicht auf die Hülfsquellen des Staates, liefs aber sonst die Verfassungen der einzelnen Staaten bestehen. Fortgesetztem Ungehorsam wufste man nicht anders zu begegnen, als durch Wegführung der ganzen Volksmenge. Darius war vor allem darauf bedacht, die Einkünfte zu regeln, und dazu errichtete er das Institut der Satrapen. Es ist uns hier gleichgültig, wie diese in den westlichen Provinzen regierten; wir haben schon gesagt, dafs der König dort freie Hand hatte, uns interessirt hier nur, wie sich das neue Institut zur êrânischen Stammverfassung verhielt. Es leuchtet von selbst ein, dafs eine Aenderung an einer so althergebrachten Einrichtung, wie diese Stammesverfassung, ein höchst gefährliches Beginnen war und einen Sturm hervorrufen mufste, den zu beschwichtigen fast als unmöglich erscheinen mufste, da er ganz Erân bis auf jeden Einzelnen herab erschütterte. Darius hütete sich daher auch wohlweislich, eine solche Aenderung vorzunehmen, und setzte nur, indem er die Stammverfassung unangetastet liefs, die Satrapen daneben. Diese waren blofse Civilbeamte, die für die Eintreibung der regelmäfsigen Steuern zu sorgen hatten, die Militärmacht lag nach wie vor in den Händen der Vorsteher der einzelnen Stämme, und die Furcht, diese Stammverfassung anzutasten, wird wohl die strenge Scheidung der Civil- und Militärgewalt in Erân nöthig gemacht haben. Trotz dieser Behutsamkeit des Darius war seine neue Einrichtung noch unpopulär genug; die Perser waren gewohnt freiwillige Geschenke zu entrichten [1]), nicht aber regel-

[1]) Cf. Her. III, 89: *ἐπὶ γὰρ Κύρου ἄρχοντος καὶ αὖτις Καμβύσεω ἦν κα-*

mäfsige Steuern, darum berichtet auch Herodot (l. c.) διὰ δὲ ταύτην τὴν ἐπίταξιν τοῦ φόρου καὶ παραπλήσια ἄλλα λέγουσι Πέρσαι, ὡς Δαρεῖος μὲν ἦν κάπηλος, Καμβύσης δὲ δεσπότης, Κῦρος δὲ πατήρ. - Es begreift sich auch leicht, dafs ein gutes Einvernehmen zwischen den Satrapen und Stammeshäuptlingen nicht lange bleiben konnte. Der Wille, die auferlegten Steuern zu bezahlen, war gewifs bei diesen uncultivirten Stämmen nicht der beste, im Falle einer Steuerverweigerung aber mufste der Satrap stets den Kürzeren ziehen, da anzunehmen ist, dafs das Volk mit dem Häuptlinge gemeinsame Sache machte. Um nun den Forderungen des Satrapen den nöthigen Nachdruck zu schaffen, blieb nichts übrig, als ihm eine von der Stammesverfassung unabhängige Heeresmacht zur Seite zu stellen. Hierdurch mag vorzüglich das Halten von Miethstruppen sich den persischen Königen empfohlen haben, deren ausgedehnter Gebrauch später für die Monarchie so gefährlich wurde. Auf diese Weise wurde die Heerpflichtigkeit der Stämme nur auf die allgemeinen Aufgebote zu gröfseren Zügen beschränkt, und Mangel an Uebung, die fortschreitende Cultur und äufsere Gewalt haben in den zugänglicheren und fruchtbarerern Gegenden Erâns die alte Stammverfassung wohl bald in den Hintergrund gedrängt, in den gebirgigen Gegenden aber, wo man jeden Conflict möglichst vermied, weil dort wenig zu gewinnen, wohl aber viel zu verlieren war, ist nicht blofs die Herrschaft der Achämeniden spurlos vorübergegangen, sondern die angestammten Sitten nnd Einrichtungen haben auch alle die vielen wechselnden Schicksale überdauert, welchen Erân seitdem unterworfen war, und haben sich bis auf die neueste Zeit erhalten.

Wir haben nun noch den letzten Theil unserer Aufgabe zu lösen nnd mit einigen Worten zu zeigen, welche Bedeutung die

---

τεστηκὸς οὐδὲν φόρου πέρι ἀλλὰ δῶρα ἐγίνεον. Aehnlich noch jetzt bei den Kurden. Cf. Rich, Narrative etc. I, 153: *He (the prince) receives nothing from the revenues of his own estates. Should he want a sum of money for any extraordinary exigency, he mounts his mule and goes round to the chiefs of the different clans, becoming a mussafer, or guest for a night with each of them, when, by the laws of hospitality, they cannot refuse his request, and in the morning, when he departs, the chief with whom he has passed the night makes up a small sum as a voluntary offering to him.*

genauere Kenntnifs der éränischen Stammverfassung für das indogermanische Alterthum habe. Die ganze Eintheilung ist so einfach und im Grunde von selbst verständlich, dafs der blefse Nachweis, es finde sich bei allen Indogermanen eine ganz ähnliche Verfassung, noch nicht genügen würde, um dieselbe in jene Zeit hinaufzuführen, in der die Indogermanen noch ein einziges Volk waren; man würde mit Recht einwenden können, dafs sich auch bei anderen, sicher nicht zum Stamme der Indogermanen gehörenden Völkern ähnliche Verfassungen vorfinden. Vollkommen gesichert wird ein solcher Nachweis erst durch sprachliche Beweise. Man hat nämlich jetzt angefangen, die sprachlichen Resultate, welche die vergleichende Sprachwissenschaft gewonnen hat, auch für die Erklärung des indogermanischen Alterthums nützlich zu machen, indem man aus den gemeinschaftlichen Bezeichnungen gewisser Gegenstände bei allen indogermanischen Völkerstämmen auf das hohe Alter der Begriffe selbst geschlossen hat. Auf diese Weise hat man die Grundzüge einer indogermanischen Alterthumskunde gewonnen, welche uns den Grad der Cultur kennen lehrt, den das alte indogermanische Volk vor seiner Zersplitterung in einzelne Volksstämme erreicht hatte [1]). Charakteristisch für die Beschäftigung des Volkes ist, dafs wir eine fast vollständige Uebereinstimmung in der Bezeichnung der Hausthiere finden. Die Begriffe für Vieh überhaupt, dann für Stier, Kuh, Pferd, Schaaf, Ziege, Hund sind in der indischen wie in der éränischen, in der griechischen, römischen, deutschen und slavischen Sprachfamilie mit denselben Namen bezeichnet; auch für den Begriff des Ackerns findet sich (mit Ausnahme des Sanskrit und Altéränischen) noch vollkommene Uebereinstimmung. Bezüglich der Getreidearten ist blofs das Wort *yava* zu erwähnen, dessen Bedeutung zwar etwas schwankt, sonst aber eine weite Verbreitung hat. Längst bekannt ist die durchgängige Gleichheit der Namen für einzelne Familienglieder, und hiermit ist nachgewiesen, dafs sich die Familie bei den alten Indogermanen schon gebildet hatte. Gehen wir nun aber von der Familie einen Schritt weiter zur allgemeineren Bezeichnung der Verwandtschaft fort, so sind es besonders zwei

[1]) Man vergl. hierzu die Abhandlung A. Kuhns: Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker in Webers Ind. Studien I, 320 flg.

Namen éránischer Stammesabtheilungen, die sich im weitesten Kreise wiederfinden. *Viç* findet sich im Sanskrit und Altéránischen gleichlautend, in der erstgenannten Sprache auch noch in den Ableitungen *veça* und *veçma*, beide in der Bedeutung Haus, Wohnung. Diese letzte Bedeutung hat auch *οἶκος* und litthauisch *ukis* (Bauernhaus) sowie altpreufsisch *wais* (in Compositen), Wohnung, etwas weiter gefafst ist der Begriff in lat. *vicus* und goth. *veihs;* das litthauische *wieszpati*, Landesherr, zeigt, dafs auch der litthauischen Sprache der weitere Begriff nicht fremd war. Die weitere Verwandtschaft bezeichnet *zañtu*, *gens*, wozu die betreffenden Vergleichungen schon oben angeführt worden sind [1]). Nur auf diese beiden Begriffe scheinen sich die alten Indogermanen beschränkt zu haben, alles Weitere aber späterer Zusatz zu sein. Ob *daqyu*, skr. *dasyu*, mit griech. *λαός*, Volk, identisch ist, wie man hat behaupten wollen [2]), wage ich nicht zu entscheiden.

An diese Stammeseintheilung schliefsen sich auch, wie ich glaube, die ersten Begriffe des Herrschers an. Einmal hat sich das altéránische *viçpaiti* ganz erhalten in skr. *viçpati*, im litthauischen *wieszpati;* das altpreufsische Femininum *waispattin* läfst auch auf ein entsprechendes Masculinum schliefsen. Dann ist auch *pati* dasjenige Wort für Herrscher, das allein sich durchgängig erhalten hat. Es findet sich in skr. *pati* oder altéránisch *paiti* wieder, dann im griech. *πόσις* (cf. auch *δεςπότης*), im lat. *potis*, goth. *faths* (cf. *brudafaths*, *hundafaths*), lit. *pati*, slavisch *pod* (in *gospodin*) [3]). Selbst das Femininum findet sich noch ziemlich allgemein, cf. skr. *patnî*, altb. *pathni*, gr. *πότνια*, litt. *patene*, altpreufsisch *pattin* (in *waispattin*, Hausfrau). Was über dieses Wort hinausgeht, findet sich nicht mehr überall. Zwar ist *rex* das skr. *râjan* und goth. *reiks*, aber weiter wird die Vergleichung nicht zu führen sein und die weitere Ausbildung des Herrscherbegriffs erst einer späteren Zeit angehören.

---

[1]) *Viç* sowohl als *jantu* bedeutet im vedischen Skr. die Menschen überhaupt.

[2]) Cf. M. Müller bei Kuhn, Zeitschr. V, 151.

[3]) Es mufs jedoch bemerkt werden, dafs Schleicher (Formenlehre der Kirchenslavischen Sprache p. 107. 108) die Etymologie des zuletzt genannten Wortes beanstandet.

Dejokes und die Anfänge der medischen Herrschaft.

(Ein Vortrag.)

Ehe ich mich zu dem Gegenstand selbst wende, für den ich mir Ihre Aufmerksamkeit für eine kleine Zeit erbitten möchte, gestatten Sie mir zuerst einige Worte der Entschuldigung wegen der Wahl, die ich getroffen habe. Diese Entschuldigung, so scheint es mir, ist eine keineswegs unnöthige. Ich habe mein Thema aus der orientalischen Geschichte entnommen, und ich kann doch selbst nicht läugnen, daſs diese nicht zu den erquicklichsten Theilen der orientalischen Alterthumsforschung gehört. Vergebens sucht man in dem Verlaufe orientalischer Dynastieen nach leitenden Gedanken, nach einem Fortschritt und Entwickelung politischer Ideen; Könige werden abgesetzt und ermordet, und andere folgen ihnen nach, ohne daſs wir eine merkliche Veränderung in den Zuständen gewahrten. Wohl entstehen groſse und mächtige Reiche, aber sie entstehen zumeist durch die gewaltige Persönlichkeit eines Einzelnen, und dauern nur so lange als sie von dem Glanze des Stifters gehalten werden. Nur selten — wie bei den Osmanen — hat ein solches rasch emporgeblühtes Reich das Glück, durch eine Reihe tüchtiger Persönlichkeiten längere Zeit seine Bedeutung zu behaupten. Gewöhnlich zerfallen diese Reiche so rasch wie sie entstanden, und andere, nicht bessere folgen ihnen nach.

Dieſs ist im allgemeinen der Zustand orientalischer Geschichte, nur ein Befangener kann dieſs läugnen. Jedoch giebt es auch Ausnahmen. Eine solche Ausnahme ist es, wenn wir in die älteste Zeit orientalischer Geschichte hinabsteigen, in die Zeit, wo das Morgenland noch allein auf dem Schauplatz der Geschichte erscheint. Damals waren die orientalischen Staatsverfassungen, so einfach und ungenügend sie uns heute auch erscheinen, noch nicht etwas Festes, Ueberliefertes, und es war eine nicht geringe

Aufgabe, sie zu schaffen. Damals war die Kluft zwischen dem König und dem Volk keine so grofse wie späterhin, beide vereinigten sich zum einmüthigen Wirken. Die Geschichte ist also noch nicht blofse Hofgeschichte geworden, ihr Verlauf ist ein würdigerer als in späteren Zeiten.

In jene Zeit der Anfänge alter Geschichte möchte ich Sie einladen mit mir hinabzusteigen, in die Zeit, wo der indogermanische Stamm zum ersten Male den Boden der Geschichte betritt, als die Meder das Joch der Assyrer abschüttelten und die Herrschaft an sich rissen. Wir besitzen nur eine, aber wichtige Nachricht über jene Vorgänge, den Bericht nämlich, den uns Herodot über Dejokes, den ersten medischen König, und die Entstehung des medischen Königthums hinterlassen hat. Diese Erzählung selbst ist allbekannt, aber die Urtheile über ihre Glaubwürdigkeit sind getheilt, und wichtige Stimmen erklären sich gegen sie. Duncker (II, 418) meint, die Erzählung werde von dem naiven Pragmatismus beherrscht, welcher Herodots Geschichtschreibung charakterisirt, und habe wenig Anspruch darauf, für historisch gelten zu können und den wirklichen Hergang der Dinge mitzutheilen. Herodot pragmatisire das den Griechen fremdartige Ceremoniell orientalischer Hofsitte, und es dürfte kaum mehr von seiner Erzählung bestehen bleiben, als dafs Dejokes wenige Jahre nach Abschüttelung der assyrischen Herrschaft auf den Thron gelangte, rasch die Ordnung im Innern herstellte, sich durch scharfsinnige Richtersprüche auszeichnete und dem Reiche eine neue Hauptstadt erbaute. Noch weiter geht der Engländer Rawlinson und mit ihm M. von Niebuhr, der neueste Geschichtschreiber des assyrischen Reiches. Beide bezweifeln — und diefs mit gutem Recht — dafs der erste König von Medien Dejokes geheifsen habe. Sie suchen darin den Namen einer Dynastie, die Erzählung Herodots nennt Niebuhr (p. 175 not.) eine dichterisch umgestaltete.

Ganz im Gegensatze gegen diese Ansichten glaube ich an der historischen Richtigkeit jener Erzählung Herodots festhalten zu müssen, und denke, dafs sie, richtig verstanden, nicht unwichtige Aufschlüsse über das medische Staatsleben giebt. Ich besitze keine neuen Quellen für jene Begebenheit, und ich glaube, dafs es deren nicht bedarf. Nur müssen wir eben, was Herodot

seinen griechischen Landsleuten erzählte, wieder in die orientalischen Verhältnisse zurückversetzen, und diefs ist um so leichter, weil Herodot fast niemals an der Sache etwas ändert, welche er berichtet.

Obwohl ich voraussetzen darf, dafs die Geschichte, welche Herodot von Dejokes erzählt, allgemein bekannt ist, so sehe ich mich doch genöthigt, sie etwas genauer zu wiederholen, da es mir nicht blofs auf die Sache, sondern auf die Worte ankommt. Die Meder also, erzählt uns Herodot (I, 96—100), hätten zur Zeit des Dejokes in Dörfern gewohnt, aber es habe grofse Gesetzlosigkeit bei ihnen geherrscht. Dejokes habe sich der Gerechtigkeit befleifsigt und dadurch bewirkt, dafs er in dem Dorfe seiner Heimath zum Richter gewählt wurde. Der Ruf seiner Gerechtigkeit verbreitete sich so, dafs auch andere Dörfer seine Dienste in Anspruch nahmen; Dejokes aber habe sich geweigert, weiter zu richten, weil seine eigenen Geschäfte unter dem Rechtsprechen litten. Als dadurch die Gesetzlosigkeit noch gröfser wurde, sprachen die Meder unter einander, dafs dieser Zustand unerträglich sei: die Gesetzlosigkeit müsse aufhören, damit jeder sein Geschäft treiben könne, und defshalb ein König gewählt werden. Als nun Rath gehalten wurde, wer zum Könige gewählt werden solle, da wurde Dejokes in Vorschlag gebracht und zum Könige erhoben.

Hier können wir innehalten und auf das Erzählte zurückschauen. Herodot erzählt uns, die Meder hätten in Dörfern gewohnt, in einem derselben sei Dejokes Richter geworden. Wir werden uns also fragen müssen, was ein solches Dorf eigentlich ist? Hier ist es nun unstatthaft, darunter ein Aggregat von Häusern zu verstehen, ähnlich unsern heutigen Dörfern. Der Name Dorf bezeichnet in Medien und dem ganzen persischen Reiche von Alters her einen bestimmten politischen Begriff, eine in sich gegliederte Gemeinde mit bestimmten Unterabtheilungen. Ein Dorf zerfällt wieder in Genossenschaften, diese in Clane, die Clane in Familien. An der Spitze des Dorfes, so wie jeder Unterabtheilung steht ein Häuptling, der die Angelegenheiten ordnet und bei streitigen Fällen namentlich auch Recht zu sprechen hat. Keiner dieser Häuptlinge ist aber unbeschränkt, ihm zur Seite

stehen die Volksversammlungen, in der Art, daſs der Clanvorsteher sämmtliche Familienhäupter zu seinen Beisitzern hat, der Vorsteher der Genossenschaft die Clanvorsteher, endlich der Vorsteher des Dorfes die der sämmtlichen Genossenschaften [1]). Die Würde des Vorstehers ist an gewisse Familien geknüpft, in denen sie erblich ist, jedoch nicht in der Weise, daſs sie vom Vater auf den Sohn forterbte, vielmehr sind sämmtliche männliche Mitglieder einer solchen Familie wählbar. Auch kann ein Häuptling bei seinen Lebzeiten abgesetzt werden, doch ist die Volksversammlung verbunden, den Nachfolger wieder aus derselben Familie zu wählen. — Diese Verfassung ist uralt, Darius in seinen Inschriften bezeichnet sie ganz deutlich, nicht bloſs für die Perser, sondern auch für die Meder. Herodot beschreibt sie ganz eben so, und bis auf den heutigen Tag haben sie alle éranischen Völkerschaften, als da sind Kurden, Lûren, Afghânen, Belutschen u. s. w. mit äuſserst geringen Abweichungen erhalten.

Die Landesgränzen einer solchen Dorfschaft waren und sind noch genau bestimmt und sie können keine sehr engen sein, wenn man bedenkt, daſs nur ein Theil der Bevölkerung derselben seſshaft ist, während ein groſser Theil aus Nomaden besteht. Doch ist der Begriff einer solchen Dorfschaft natürlich ein wechselnder. Als die geringste Anzahl für eine Dorfschaft werden uns 50 Paare (oder Familien) angegeben, für eine Genossenschaft 30, für einen Clan 15, für eine Familie 2. Sehr häufig aber sind natürlich Dorfschaften viel gröſser. Darius bezeichnet in seiner groſsen Inschrift ganz Medien, Persien mit dem Ausdruck Dorf, spricht aber dann wieder von Dörfern in Medien, in Persien. Das Wort hat also wie das lateinische *pagus* die Bedeutungen „Dorf" und „Gau".

Die Verfassung eines solchen Dorfes entfernte dasselbe ziemlich gleichweit von Despotie wie von Demokratie, es konnte aber der Natur der Sache nach sowohl in die eine oder die andere Verfassungsform eintreten. Oft genug kam es vor und kommt es noch vor, daſs kluge und ehrgeizige Häuptlinge die Macht der Volksversammlung annulliren und ihren Bezirk despotisch beherr-

[1]) Cf. oben p. 293.

schen. Dagegen wahren wieder andere Stämme, namentlich in den Gebirgen, ihre Freiheiten argwöhnisch; die Macht der Häuptlinge ist sehr gering, jede nur einigermafsen wichtige Sache mufs an die Volksversammlung gebracht werden. Jeder einzelne Beisitzer dieser Volksversammlung hat ein absolutes Veto, und nicht selten enden diese Versammlungen mit blutigen Streitigkeiten.

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung zu dem Berichte Herodots zurück, so wird nun klar geworden sein, dafs die Würde eines Dorfobersten, die Dejokes erlangt hatte, keine so geringe war, als es wohl scheinen könnte. Es war die höchste, die es damals überhaupt in Medien gab, die er nur noch mit Wenigen theilte. Dafs er überhaupt zu dieser Würde erhoben werden konnte, berechtigt zu der Voraussetzung, dafs er dem adeligen Geschlechte angehörte, in dem sie erblich war. Ohne diese Verbindung würden ihm seine persönlichen Tugenden nichts haben nützen können, wohl aber gaben sie seinen Ansprüchen vor den übrigen berechtigten Mitbewerbern das entschiedene Uebergewicht. Der Umstand, dafs er auch von andern Dörfern zum Schiedsrichter gewählt wurde, läfst uns nicht blofs auf seine Gerechtigkeitsliebe, sondern auch auf das Ansehen schliefsen, welches sein Gau in Medien genofs, denn es werden gewifs Fälle vorgekommen sein, dafs solchen Richtersprüchen mit Waffengewalt Nachdruck gegeben werden mufste. Es vereinigt sich alles, um zu beweisen, dafs Dejokes schon vor seiner Erhebung zum Könige in Medien eine sehr bedeutende Persönlichkeit war, und dafs es uns nicht wundern darf, wenn wir finden, dafs er die meisten Stimmen für sich hatte, als es galt, eine neue Würde zu schaffen. Dafs es die Volksversammlung oder wenigstens die Versammlung der Dorffürsten war, die ihn zur neuen Würde erhob, geht aus Herodots Worten ganz deutlich hervor. Sie war auch die einzig berechtigte Autorität, um eine solche Handlung vorzunehmen.

Was kann aber nun der Grund gewesen sein, dafs die Meder plötzlich unzufrieden wurden mit ihrer alten Verfassung, unter der sie wahrscheinlich schon Jahrhunderte gelebt hatten? Herodot sagt es ganz deutlich: sie waren der Gesetzlosigkeit über-

drüssig und wünschten Ruhe und Ordnung im Lande hergestellt zu sehen. Für diesen Wunsch aber gab es zu jener Zeit einen dringenden äufsern Grund, den uns Herodot nicht mittheilt. Nach den wahrscheinlichsten chronologischen Berechnungen waren die Meder im Jahre 714 v. Chr. von den Assyrern abgefallen, und im Jahre 708 kam Dejokes zur Regierung. Man mag in Medien den Mangel einer einheitlichen Leitung nach Aufsen gefühlt und gewünscht haben, die erlangte nationale Unabhängigkeit nicht wieder durch innere Zwistigkeiten zu verlieren. Diese Lage der Dinge hat gewifs den Entschlufs zur Wahl eines Oberkönigs entstehen lassen und beschleunigt; in friedlichen Zeiten wäre man wohl schwerer daran gegangen.

So wäre denn der Bericht Herodots mit den Landesverhältnissen wohl vereinbar, und ich kann nichts in ihm entdecken, was uns berechtigte, ihn für mythisch zu halten. Nur über eines mufs ich noch einige Worte beifügen, ehe wir weiter gehen: über den Namen und Titel des Dejokes. Ich habe bereits erwähnt, dafs wohlbegründete Zweifel vorhanden sind, ob der erste König Mediens den Namen Dejokes geführt habe. Der Grund ist folgender. Wir haben jetzt an der grofsen Inschrift des Darius ein wichtiges und unzweifelhaftes historisches Denkmal, welches den Herodot vielfach ergänzt. Aus dieser Inschrift sehen wir, wie ungern die Meder die Oberherrschaft der Perser ertrugen und wie häufig sie sich empörten, um ihre Freiheit wieder zu erlangen. Alle Empörer begründen ihre Ansprüche auf die medische Herrschaft mit ihrer Abstammung aus dem alten medischen Königshause, aber nirgends wird dieses das Haus des Dejokes genannt, sondern stets das Haus des Uvakhschatara oder Kyaxares. Entweder also mufs Dejokes den Namen Uvakhschatara geführt oder er mufs einen älteren Ahnherrn seines Geschlechtes gehabt haben, nach dem sein Stamm benannt wurde, wie die Achämeniden nach Achämenes. Auch scheint der Name als *nomen appellativum* gefafst werden zu müssen, und so ist er auch von den Neuern gefafst worden. Lassen, der den Dejokes für eine historische Person erklärt, glaubt (Ind. Alterthumsk. I, 517 not.), derselbe habe im Medischen Dâyaka geheifsen und dieses Wort habe „Richter“ bedeutet. Diese Vermuthung ist nicht unwahrschein-

lich, hat jedoch ihre Schwierigkeiten, welche hier nicht näher erörtert werden sollen. Unwahrscheinlich ist aber die andere von Niebuhr und Rawlinson aufgestellte Etymologie, wonach Dejokes = Azhis Dahâka, die beifsende Schlange, sein soll. Eine dritte ist, wie ich glaube, den beiden eben besprochenen vorzuziehen. Der Name einer Dorfschaft bei den érânischen Stämmen ist nämlich bei den westlichen Erâniern Dahyâus, bei den östlichen Daqyus. Der Herr eines solchen Dorfes heifst im Osten Daqyupaiti, bei den westlichen aber mufs er Dahyâuka gelautet haben, und der Name Dahyauka entspricht dem griechischen Dejokes Buchstabe für Buchstabe, was sich von den beiden andern nicht behaupten läfst. Ist diese Vermuthung richtig, so hat uns Herodot statt des Namens den Titel des ersten medischen Königs überliefert. Dafs aber die Dorffürsten wirklich im westlichen Erân den Namen Dahyauka geführt haben müssen, das können wir noch mit ziemlicher Bestimmtheit versichern, so wenig wir auch von der altmedischen Sprache wissen, weil sich eine Ableitung des Wortes bis in die neueste Zeit herab erhalten hat. Diefs ist das Wort Dihqân, das früher Dahyaukâna gelautet haben mufs. Jetzt bedeutet dieses Wort einfach jeden Landmann, aber in den guten Zeiten der persischen Literatur bezeichnete es den grundbesitzenden Adel Mediens, der sich tief in die muhammedanische Zeit hinein erhalten hat und sich stets gewisser Vorrechte und der Unabhängigkeit erfreute. Die Dihqâne gelten namentlich bei Firdôsi in seinem Königsbuche für die Träger und Bewahrer der alten Heldensage. Im Armenischen, wo das Wort gleichfalls vorkommt, bedeutet es den Gouverneur einer Provinz; Polybius nennt *Ἀδειγάνες* oder nach anderer Lesart *Διγγάνης*, die Magistratspersonen von Ktesiphon. Hierdurch wird die wirkliche Existenz eines Wortes Dahyauka für mich aufser Zweifel gestellt. — Uebrigens bezweifle ich nicht, dafs schon damals viele dieser Dorffürsten sich den Titel König beilegten. Es ist darum nicht ganz genau, wenn man sagt, Dejokes sei König von Medien geworden, in seiner neuen Würde war er vielmehr König der Könige. Diefs ist der eigentliche Titel, den auch seine persischen Nachfolger in der Herrschaft sich beizulegen nicht versäumten. (König der Könige, König der

Dörfer oder Gaue). Wenn daher Diodor vor Dejokes nach Ktesias von einem medischen Könige Pharnos redet, wenn eine Notiz der späteren Chronographen acht medische Könige erwähnt, die schon 2300—2100 v. Chr. in Babylon regiert haben sollen, so brauchen wir uns nicht darauf zu berufen, dafs diese Nachrichten kritisch verdächtig sind. Auch wenn sie sich als ächt erweisen würden, ändern sie nichts an dem Berichte Herodots und können sehr wohl mit demselben bestehen. — Ein anderer Einwurf, der gewöhnlich gegen Herodots Erzählung gemacht wird, erledigt sich eben so einfach. Nach 2 Reg. 17,6; 18,11 sollen die Israeliten in die Städte Mediens verpflanzt worden sein. Aber die LXX. lesen an beiden Stellen statt ערי מדי, הרי מדי die Gebirge Mediens, und diese Lesart scheint mir unbedingt vorzuziehen. Aber auch, wenn wirklich damals Städte vorhanden waren, so waren sie eben doch nur grofse Dörfer und hatten keine von diesen verschiedene Verfassung; das berühmte Raga oder Raghes nannte noch Darius ausdrücklich ein Dorf.

Sowie mir nun der Bericht Herodots von der Erhebung des Dejokes auf den medischen Königsthron vollkommen begründet zu sein scheint, so glaube ich auch, dafs alles vollkommen historisch ist, was er uns sonst noch von der Regierung des Dejokes erzählt. Nach seiner Erhebung befahl Dejokes den Medern, ihm eine Leibwache mit Lanzenträgern zu geben, er traf die Einrichtung, dafs Niemand mehr vorgelassen werde, sondern alles schriftlich abgemacht werden müsse; schriftlich schickte er seine Urtheile heraus, Niemand durfte in seiner Gegenwart lachen, ausspeien oder etwas dergleichen thun. Er hielt streng auf Gerechtigkeit, bestrafte jeden Uebermuth, jede Gewaltthat und hatte zu dem Ende seine Horcher und Späher im ganzen Lande. — Dieser Theil der Erzählung Herodots hat die gröfsten Bedenken erregt. Wie soll es möglich gewesen sein, sagt man, wenn die Meder wirklich ein so einfaches Volk waren, wie Herodot sie schildert, dafs ein freiwillig von ihnen erhobener Herrscher eine so totale Umgestaltung des Lebens hervorrufen konnte! Nicht blofs, dafs Dejokes das frühere Dorfleben in ein Stadtleben umwandelte: statt einer patriarchalen Herrschaft bringt er auf einmal die ganze morgenlän-

dische Zwingherrschaft, ein abgeschlossenes Ceremoniell und ein überdachtes Polizeiwesen in Anwendung, Alle diese Dinge konnten nur allmählich sich ausbilden, und in der That wird ein Theil der Einrichtungen, die Herodot hier dem Dejokes zuschreibt, von anderen Schriftstellern der Semiramis zugeschrieben.

Alle diese Zweifel lösen sich indessen sehr leicht, wenn man nur die Worte Herodots nicht so versteht, als ob Dejokes alle diese Einrichtungen erfunden, sondern nur, daſs er sie zuerst bei den Medern eingeführt habe. Die Würde eines Oberkönigs war in Medien eine durchaus neue, es bestand kein Herkommen, nach dem er sich hätte richten können. Er hatte aber Vorbilder bei fremden Völkern, und hier brauchte er nicht weit zu gehen. Die Assyrer hatten längst ein ausgebildetes despotisches Königthum; dort waren alle die Einrichtungen längst eingeführt und auch den so lange unterworfenen Medern bekannt geworden, wenn sie sich gleich in ihrer Heimath freiere Zustände bewahrt hatten. Der Stolz des neuen Oberkönigs erlaubte ihm nicht weniger scheinen zu wollen als jener, dessen Joch er eben abgeworfen hatte. Er nahm dieselben Titel, denselben Prunk an, und zeigte sich auf alle Weise zum mindesten als gleichberechtigt. Das medische Volk hat ihn wohl bei seinen Einrichtungen eher unterstützt als gehindert, denn im Allgemeinen scheint Dejokes dem in ihn gesetzten Vertrauen entsprochen und geordnete Zustände hergestellt zu haben. Was bei einem wilden, die Gefahr und den Krieg liebenden Volke die neue Würde des Oberkönigs bald populär machen muſste, das waren die Eroberungszüge. Vom Dejokes wird wenigstens berichtet, daſs er einen Krieg gegen die Kadusier geführt habe; sein Sohn Fravartis oder Phraortos zog nicht nur gegen Assyrien, sondern auch gegen Persien zu Felde. Solche Züge, wenn sie gelangen, waren für Herrscher und Volk gleich vortheilhaft: für den ersteren, indem sie seine Macht und sein Ansehen steigerten und dabei das unruhige Volk beschäftigten, das, wenn unbeschäftigt, leicht die Hände gegen ihn selbst erheben konnte; für das Volk aber durch die Kriegsbeute, die in den eroberten Ländern in seine Hände fiel. Die Aufforderung zu einem Kriegszuge wurde gewiſs vom ganzen Volke stets freudig be-

grüfst, so lange der kriegerische Sinn noch nicht erloschen war und dem Anführer das Glück treu blieb.

Weiter erzählt Herodot, dafs derselbe die Meder gezwungen habe, eine grofse Stadt zu erbauen und ihm in derselben eine feste Burg zu errichten. So entstand die Stadt Ekbatana. Die Mauern der Stadt bildeten sieben Kreise über einander, die folgende Mauer überragte immer die vorhergehende, wobei der Umstand behülflich war, dafs die Anlage auf einem Hügel gemacht wurde. Die Zinnen der ersten Mauer waren weifs, die der zweiten schwarz, die der dritten roth, die der vierten blau, die der fünften hellroth, die der sechsten waren mit Silber überzogen, die der siebenten vergoldet. In diesem siebenten Ringe war die Wohnung und der Schatz des Dejokes, den übrigen Raum mufste das Volk bewohnen.

Es ist jetzt wohl allgemein anerkannt, dafs uns Herodot auch hier eine zuverlässige, culturhistorisch wichtige Notiz mitgetheilt habe. Ich will nicht untersuchen, wo wir dieses Ekbatana zu suchen haben — Hagmatàna, d. i. Versammlungsort, ist der einheimische Name — ob nördlich in Aderbeidschân oder mehr gegen Süden, an der Stelle des heutigen Hamadân, denn dafs zwei Ekbatanas angenommen werden müssen, ist jetzt ziemlich sicher. Wo aber auch die Stadt lag, welche Dejokes erbaute, so viel ist sicher, dafs sie nach babylonischen und assyrischen Mustern gebaut ist. Wie bei den Städten Assyriens, wählte man einen Ort, der von strategischem Gesichtspunkt aus wichtig war, und befestigte denselben, so dafs er mit den Mitteln der damaligen Kriegskunst schwer einzunehmen war. Diefs geschah durch die Ringmauern, von denen immer die obere die darunter liegende beherrschte, jede also besonders gestürmt werden mufste. Die verschiedene Farbe der verschiedenen Bollwerke, so wie die Zahl sieben, hat einen religiösen Grund und findet ihre Erklärung in dem Gestirndienste. Der Ursprung dieses Cultus ist wahrscheinlich in Babylonien und den westlich von Babylon gelegenen Wüsten zu suchen, wo die Natur der Phantasie keine Anhaltspunkte gewährte, und der meistens klare, tiefblaue Himmel die Aufmerksamkeit in um so höherem Grade in Anspruch nahm. Der Grundgedanke dieser Gestirnreligion ist, dafs die Himmelskörper, na-

mentlich die damals bekannten sieben Planeten [1]), mit den irdischen Dingen in einer bestimmten Wechselwirkung stehen; daſs jedem der Planeten je nach seiner Natur gewisse gute oder böse Dinge angehören. Durch Beobachtung ihres Laufes und jeweiligen Standortes kann man beurtheilen, ob sie auf unsere Geschicke einzuwirken vermögen oder nicht, und kann demgemäſs sein Glück befördern oder sein Unglück verhüten. Dieser Glaube, der bekanntlich in der Astrologie die chaldäische Religion um Jahrtausende überdauert hat, war zur Zeit des Dejokes Volksglaube, und namentlich setzte man die einzelnen Farben mit den Planeten in Verbindung, und liebte es, dieselben an wichtigen Gebäuden anzubringen. Ein noch zum Theil erhaltenes Denkmal dieser Art haben wir an den Trümmern des Belusthurmes in Babylon. Auch dieser hatte sieben Stockwerke, die Farben, die heute noch an den Trümmern sichtbar sind, sind ziemlich dieselben, welche Herodot in Ekbatana beschreibt, nur in etwas veränderter Reihenfolge. Das unterste Stockwerk ist schwarz, das zweite orangegelb, das dritte roth, das vierte goldfarben, das fünfte weiſs, das sechste blau, das siebente grün mit Silberschein.

Daſs ein Zusammenhang zwischen diesen babylonischen und den medischen Bauwerken angenommen werden muſs, liegt auf der Hand, und da wir die Entstehung dieser Religion nicht nach Medien selbst versetzen können, so ist auch hier eine Entlehnung von Westen her mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen. Auch dieſs ist wichtig und beweist die Neigung des éränischen Volksstammes, sich fremde Sitten und Ansichten anzueignen — eine Neigung, die schon Herodot bei den Persern seiner Zeit bemerkte, und die auch durch die ganze éränische Geschichte hindurch geht. Was später die Araber für Religion und Literatur ihnen wurden, das müssen ihnen in jenen frühen Zeiten Assyrer und Babylonier gewesen sein. Was hier Herodots Bericht von den Baustylen Ekbatana's schlieſsen läſst, das beweisen auch die Trümmer altpersischer Bauwerke in Susa, Persepolis und an anderen Orten, sie sind bloſse Uebertragungen des assyrischen Baustyls nach Osten.

---

[1]) Versteht sich mit Einrechnung der Sonne und des Mondes nach dem Ptolemäischen System.

So grofs aber die Vorliebe für das Auswärtige auch war, die fremden Ideen waren doch in keiner Zeit mächtig genug, das nationale Wesen ganz zu verdrängen. Den Persor charakterisirt bis in die neueste Zeit seine Liebe für das Epos und selbst das Drama, beides Gattungen der Literatur, die den Semiten abgehen.

So glaube ich denn erwiesen zu haben, dafs der Bericht Herodots über die Gründung der medischen Königsherrschaft für durchaus historisch gelten kann, und dafs es keiner künstlichen Annahmen bedarf, um ihn zu erkläron, sondern einfach der Rücksicht auf die Landesverhältnisse. Erlauben Sie mir, dafs ich zum Schlusse die Resultate dieser Untersuchung noch einmal zusammenfasse. Wir lernen aus Herodot, wie unbegründet es ist, die alten Reiche des Orients im Allgemeinen als schlechthin despotische zu bezeichnen; man wird diese Bezeichnung auf die semitischen Reiche allein einschränken müssen. Die Meder vor Dejokes waren ein freies Volk, das unter selbstgewählten Herren lebte, diesen nur freiwillig folgte, so lange sie den Wünschen des Volkes entsprachen. Nur waren dieser Herren viele und die Leidenschaften mächtiger als die Gerechtigkeitsliebe. Der politische Zustand Mediens mufs damals dor Periode des Faustrechts im Mittelalter sehr ähnlich gewesen sein: wer der Stärkste war, der behielt Recht. Dieser Zustand wurde dem Volk selbst unerträglich, man beschlofs, einen gemeinsamen Oberherrn zu erwählen, der an Allen Gerechtigkeit übte. Diese neue Würde entwiokelte sich jedoch nicht aus der Verfassung des Volkes heraus, sie wurde fertig von aufsen her angenommen. Hierin allein liegt noch kein Tadel, da, wie wir gesehen haben, drohende Kriegsverhältnisse die Beschleunigung der neuen Staatsordnung verlangten. Aber man hätte dabei nicht stehen bleiben, man hätte die neue Verfassung nach dem Bedürfnisse des Volkes und der Zeiton fortbilden sollen, und diefs ist nicht geschehen, sio ist im Gegentheil bis in die neuesten Zeiten geblieben, was sie damals war. Nur einen namhaften Versuch kenne ich, diese Verfassung zu vervollkommnen, leider ist aber auch dieser auf halbem Wege stehen geblieben. Er ging von Darius aus, vielleicht dem gröfsten Könige, den Persien je gehabt hat. Darius kam zuerst zn der Ueberzeugung, dafs es leichter sei, ein grofses Reich zu erobern als es

zu verwalten, dafs die Verwaltung eines Staats vor allem auf sichere Einnahmen rechnen müsse. So roh aber war das ganze Staatswesen am Anfang aufgefafst worden, dafs weder die medischen noch die persischen Oberkönige vor Darius irgend welche regelmäfsige Einkünfte angewiesen hatten, sie erhielten blofs freiwillige Geschenke. Darins zuerst legte den ihm unterworfenen Völkerschaften regelmäfsige Steuern auf, sehr zur Unzufriedenheit seiner Landsleute, wie uns Herodot erzählt. Er setzte Satrapen ein, um für die Eintreibung der Steuern zu sorgen. In dieser Theilung der Macht lag die Schwäche des Systems. Die Verwaltnng des gesammten Staates war durch gar nichts mit den Zuständen der einzelnen Provinzen verwebt, man sah in den Steuereinnehmern Fremde, die den Hafs des Volkes zu tragen hatten, ohne genügende Mittel, sich die Liebe desselben erwerben zu können. Man hätte suchen sollen, das neue Verwaltungssystem mit der alten Verfassung zu verschmelzen. Den Darius trifft wenig Tadel, dafs er dies nicht selbst that; wir können uns denken, dafs Aenderungen an einer solchen Verfassung, wie sie Medien mit den übrigen éränischen Provinzen hatte, das ganze Volk bis auf jeden Einzelnen herab erschüttern mufsten. Hätte man in späteren Zeiten den Plan des Darius im Auge behalten und allmählich durchgeführt, so hätte ganz Erân ein einheitliches Reich werden können. Diefs ist niemals geschehen, und jetzt thut das Oberkönigthum gerade das Gegentheil von dem, wozu die Meder es gegründet haben. Anstatt die Gesetzlosigkeit zu hemmen, kennen die jetzigen persischen Könige keine bessere Politik, als die Fehden der einzelnen Stämme mit einander und der mächtigen Stammesglieder unter sich auf alle Weise zu nähren und am Leben zu erhalten, um bei der allgemeinen Zersplitterung sicherer befehlen zu können.

Die Regierung des Darius nach den Keilinschriften.

Selten ist wohl eine Urkunde entdeckt worden, welche so reiche und mannichfaltige Aufschlüsse über das Leben und Getriebe eines alten Volkes gegeben hätte, als die grofse Inschrift des Darius zu Behistun. Auch hat dieselbe die Anerkennung erfahren, welche sie verdient, und wird bei Darstellungen der Geschichte des Perserreiches neben den Berichten Herodots (mit denen sie im Wesentlichen übereinstimmt) vielfach benützt und angeführt. Dennoch fehlt noch viel, dafs der Nutzen, den sie uns gewähren kann, vollständig zur Bereicherung unserer Kenntnisse über die Zustände des Achämenidenreiches aus ihr gezogen wäre. Es sind namentlich die mehr oder minder versteckten Andeutungen, die erst im Zusammenhalte mit anderen Quellen des érânischen Alterthumes ihre Wichtigkeit gewinnen, die bis jetzt noch gar nicht beachtet worden sind. Einige derselben, so viel sie sich bei dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse herausfinden lassen, wollen wir hier zusammenstellen.

Es ist namentlich die Inschrift von Behistun, welche uns lehrt die Verhältnisse des Achämenidenreiches etwas anders aufzufassen, als wir bisher nach den Berichten der Griechen gewohnt waren. Die Griechen sahen an der persischen Monarchie vorzüglich den Grofskönig als den Mittelpunkt einer bedeutenden Macht, die sich auf dessen Gebot in Bewegung setzte und ihnen nützlich oder schädlich werden konnte. Nichts liegt näher als die Vermuthung, dafs diefs im persischen Reiche selbst in noch höherem Grade der Fall gewesen sein müsse. Aber diese Voraussetzung ist irrig. Die einzelnen Völkerschaften der persischen Monarchie fühlten sich keineswegs fest verbunden, und in dem lockeren Verbande der Völker lag eben die Schwäche des Reiches. Die Herrschaft hatte sich nicht aus den Bedürfnissen der Völker heraus-

gebildet, sondern war durch zufällige Eroberung entstanden. Ein Blick auf die staatlichen Verhältnisse Westasiens unmittelbar vor dem Entstehen der persischen Monarchie wird uns diefs klar machen. Nur Ninive und Babylon waren dort als Weltmonarchieen aufgetreten, bevor die Herrschaft an érânische Völker gekommen war, und sonderbar genug, die érânischen Völker scheinen von diesen streitbaren Königen wenig zu leiden gehabt zu haben. Während die Namen von Phul und Tiglat-Pileser im Westen mit Schrecken genannt wurden, scheint man in Erân wenig von ihnen gewufst zu haben, und Sanherib sagt uns ausdrücklich, dafs er der erste war, welcher Medien eroberte. Da mit Sanherib die Blüthe der assyrischen Herrschaft bereits ihr Ende erreicht hatte, so konnte die despotische Herrschaft der Semiten nicht Zeit gewinnen, den freien Sinn der Meder zu knechten. Die Meder waren darum auch die ersten, welche das assyrische Joch abschüttelten und sich ihre Freiheit wieder erwarben. Aber an ihrer Freiheit liefsen sie sich nun nicht genügen, sie hatten die Vortheile eines grofsen Reiches kennen gelernt und suchten nun selbst ein solches zu stiften, wie es eben zu ihrem Vortheil war. Hier lag es nun in der Natur der Sache, dafs die érânischen Stämme mehr herbeigezogen wurden, als früher von Assyrien und Babylon; namentlich scheint sich die medische Herrschaft in Parthien und Hyrkanien festgesetzt zu haben, wie wir unten sehen werden. Auch die Perser wurden von ihnen unterjocht, aber nur auf kurze Zeit; der persische Unabhängigkeitssinn ertrug auch die Herrschaft eines verwandten Stammes nicht lange. Volk und Fürst wirkten einmüthig zusammen, um die Freiheit wieder herzustellen; die Verweichlichung, die unter den Medern herrschend geworden war, unterstützte sie bei ihrem Vorhaben. Unter der Regierung des Astyages wurden die Perser nicht nur frei, sie brachten auch die Meder unter ihre eigene Botmäfsigkeit. Die Idee einer Weltherrschaft ging nunmehr aber auf die Perser über.

Damals fand sich bei den Persern dieselbe Stammverfassung wie bei den Medern. An der Spitze des ganzen Stammes stand der Clan der Achämeniden, aus dem, wie Darius sagt, von Altersher die persischen Könige gewählt wurden doch; ist der Stamm-

vater dieses Clans, Hakhâmanis, nur wenige Menschenalter von Kyrus entfernt. Ob vorher eine andere Familie die Regierung führte, ob gar unter Hakhâmanis erst die Einwanderung der Perser in ihr Gebiet stattgefunden habe, wie neulich vermuthet wurde [1]), wissen wir nicht, da wir über so frühe Zeit gar keine Quellen besitzen. Der Begründer der persischen Monarchie im weiteren Sinne, Kurus oder Kyrus, vererbte sein Reich, wie es scheint, ohne Schwierigkeit auf seinen Sohn Kambudschiya oder Kambyses. Die Grausamkeit dieses kriegerischen Fürsten wurde von den Persern aus Liebe zu ihrem angestammten Herrscherhause geduldig ertragen, aber sein plötzlicher Tod, fern von seinem Reiche, stürzte den persischen Staat in Verwicklungen, die leicht den Untergang der ganzen Dynastie nach sich ziehen konnten. Die Anhänglichkeit an das persische Königshaus war, aufser bei den Persern selbst, bei den unterworfenen Völkern keine sehr grofse, namentlich aber bei den Medern der Groll über den Verlust der Herrschaft noch immer lebendig. Die langjährige Abwesenheit des Kambyses, später sein Tod, schien die günstigste Gelegenheit zur Wiedererlangung der höchsten Würde zu bieten. Der medische Stamm der Magier hatte die priesterlichen Verrichtungen auch in Persien zu besorgen, Magier waren daher in bedeutender Anzahl innerhalb der Landesgränzen Persiens, zum Theil sogar mit wichtigen Aemtern betraut. Nun hatte Kambyses seinen Bruder Bardiya oder Smerdes ermorden lassen, die That aber verheimlicht, weil dieser Bruder bei den Persern sehr beliebt war. Dieser Umstand, den nur wenige wufsten, war dem Magier Oropastes nicht unbekannt geblieben; dieser wufste auch, dafs sein Bruder Gaumâta viel Aehnlichkeit mit dem ermordeten Bardiya habe. Während der Abwesenheit des Kambyses wufste er nun seinen Bruder für Bardiya auszugeben; und dieser ergriff unter diesem Namen die Zügel der Regierung. Die Nachricht von dieser Empörung erreichte den auf dem Heimweg begriffenen Kambyses, der sogleich den Betrug durchschaute. Noch vor seinem Tode berief er die vornehmsten Perser in seinem Heere zu sich, theilte ihnen den wahren Sachverhalt mit und beschwor sie

[1]) v. Niebuhr, Geschichte Assurs p. 177.

in einer eindringlichen Rede, doch nicht zu dulden, dafs die Meder über die Perser herrschten, denn der angebliche Bardiya sei niemand anders als Gaumâta, der Magier [1]). Da jedoch der Perser, dem Kambyses die Ermordung des Bardiya aufgetragen haben wollte, läugnete, einen solchen Befehl empfangen zu haben, so fand die Behauptung des sterbenden Kambyses nicht allgemeinen Glauben; man vermuthete, dafs Kambyses auch nicht einmal nach seinem Tode dem verhafsten Bruder die Regierung gönnen wollte. Anders freilich verhielt sich die Sache mit denjenigen, die selbst aus der königlichen Familie waren und Erbansprüche hatten, denn nach persischem Herkommen waren nicht blofs die Söhne, sondern auch Seitenverwandte des verstorbenen Königs successionsfähig. Diese hatten das Interesse, der Sache näher nachzugehen; sie fanden es denn auch sehr bald auffallend, dafs sie als die nächsten Anverwandten und natürlichen Freunde keinen Zutritt zum König erhalten konnten. Da aber dieser Verdacht zur Ueberzeugung nicht ausreichte, so wählten sie das bekannte Mittel, durch die im Harem befindliche Tochter eines unter ihnen sich Gewifsheit zu verschaffen, welches Herodot ausführlich erzählt. Die Verschwörung gegen den Betrüger gelang glücklich, und die Perser waren wieder Herren in ihrem Lande. Es waren übrigens nicht persönliche Motive allein, die den Gaumâta zu seinem Betruge veranlafsten, sondern gewifs auch das nationale, die Herrschaft wieder an die Meder zu bringen.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, wird man auch sein Benehmen während seiner Regierung nur als ein kluges und politisch wohlberechnetes bezeichnen können. Er bewilligte den unterworfenen Völkern dreijährige Freiheit vom Kriegsdienst und vom Tribut. Diese Mafsregel war eben so geeignet, die Zwecke des Magiers zu fördern, als die Perser zu schwächen. Sie mufste ihm die Herzen der unterworfenen Völker zuwenden und ihm ihren Beistand gegen den herrschenden Stamm sichern. Die Geldmittel, welche der Tribut sonst zur Verfügung stellte, entgingen

[1]) Von einem religiösen Hafs des Kambyses gegen die Magier, den Rawlinson in dieser Rede finden will, kann ich nichts entdecken, nur allein nationale Eifersucht.

nicht blofs dem König, sondern dem ganzen Stamm, und eine dreijährige Freiheit vom Kriegsdienste mufste die schwachen Bande, welche die Provinzen an das Hauptland ketteten, noch mehr lockern. Auch dafs er sich nicht in Persien, sondern in Medien aufhielt (er wurde nach Angabe des Darius in der medischen Burg Sikathauwatis ermordet), scheint mit seinen Plänen in Verbindung gestanden zu haben. Wahrscheinlich hätte er bei längerer Regierung einmal die Maske fallen lassen und unter seinem wahren Namen die Regierung übernommen. Nicht minder wahrscheinlich ist es auch, dafs die übrigen Magier, zum Theil wenigstens, in seine Pläne eingeweiht waren und ihn unterstützten; daher erklärt sich denn auch, warum der Zorn der Perser sich gegen sämmtliche Magier richtete. Dafs die Ermordung sämmtlicher Magier, deren man habhaft werden konnte, nicht eine in der Aufwallung verübte That war, beweist die jährlich wiederkehrende Feier zur Erinnerung an dieses Ereignifs. Es war kein religiöses Fest, sondern ein nationales.

Ob nun aber die Aenderungen, welche der falsche Bardiya traf, sich wirklich nur auf den Staat allein beschränkten, ob nicht auch religiöse Aenderungen beabsichtigt wurden — das sind wir zur Zeit noch nicht in der Lage sicher beurtheilen zu können. Es findet sich allerdings eine etwas dunkle Stelle in der Inschrift von Behistun (I, 14), die nach der wahrscheinlichsten Erklärung aussagt, Darius habe auch die Tempel wieder herstellen lassen, welche Gaumâta hatte zerstören lassen. Es ist jedoch der Ausdruck der persischen Inschrift nicht ganz sicher, die Uebersetzungen in Keilschrift zweiter und dritter Gattung sind natürlich noch dunkler. Ich glaube nicht, dafs sich die Religion der Magier sonderlich von der persischen unterschied; wenn Gaumâta Tempel zerfallen liefs, so waren diefs wohl die der speciell persischen Schutzgötter, die den Meder nicht interessiren konnten. Aber auch diese konnte er höchstens verfallen lassen; hätte er sie zerstört, so würde er dadurch den gerechten Argwohn der Perser erregt und seinem Zweck entgegen gehandelt haben [1]).

Die Verschwörung gegen Gaumâta fällt vor die Thronbestei-

[1]) Cf. oben p. 99 flg.

gung des Darius, wie dieser uns, in Uebereinstimmung mit Herodot, berichtet. Die Nachfolge in der Herrscherwürde stand nach persischem Rechte den nächsten Anverwandten zu; es ist wahrscheinlich, dafs die sieben Verschworenen ziemlich gleiches Anrecht auf den Thron hatten und die Entscheidung einem Gottesurtheile überliefsen, wie Herodot berichtet, denn die Gottesurtheile waren auch in Erân bekannt. Ehe man aber zur Königswahl schritt, verhandelte man erst ernstlich über die Frage, ob man denn überhaupt wieder einen König wählen solle. Es kann zwar einigermafsen befremden, dafs die Monarchie bei den Persern zur Zeit des Darius noch so wenig festgewurzelt war, dafs man sich besinnen konnte, ob man dieselbe fortbestehen lassen wolle oder nicht. Aber unerklärlich ist die Sache nicht, und man mufs sich hüten, die Erzählung Herodots für eine von den Griechen ersonnene Fabel zu halten. Die alten érânischen Denkmale, ja selbst die Verhältnisse einzelner Gebirgsstämme der Jetztzeit, beweisen uns allerdings, dafs es bei den Erâniern nicht blofs monarchische Verfassungen giebt und gab, sondern ebensowohl demokratische und aristokratische. Doch, wie gesagt, zuletzt entschied man sich für die Monarchie und Darius wird König.

Die Geschichte seiner Regierung nach seinem Regierungsantritt hat uns Darius selbst beschrieben, und wir sehen, dafs seine Stellung eine sehr schwierige war. Die ganze persische Monarchie war auf das äufserste erschüttert. Ueberall, wo früher Unabhängigkeit gewesen war, begann der Drang sich zu regen, dieselbe wieder zu erwerben. Darius befand sich in derselben Lage wie früher die assyrischen Könige, er mufste sich das Reich, das er beherrschen sollte, erst wieder erobern. Auch nachdem diese Eroberung schon gelungen ist, tauchen immer wieder neue Versuche auf. Charakteristisch ist aber für jene alte Zeit und die politische Geschiedenheit der Völkerschaften, dafs jede Provinz ihre Empörung für sich abmacht, ohne sich mit der anderen zu verbinden; einige unbedeutende Ausnahmen werden wir unten kennen lernen. Durch diese Zersplitterung der Kräfte wurde es dem Darius möglich, die Aufstände nach und nach zu unterdrücken. Die gefährlichsten waren die des Naditabira in Babylon und die des Fravartis in Medien; gegen beide zieht auch Darius selbst

zu Felde und zwar zuerst gegen Babylon. Naditabira erwartete ihn am Tigris zu Schiffe, er mufste zurückweichen bis zum Euphrat. Bei Zâzâna, einer am Euphrat gelegenen Stadt, versuchte er nochmals den Kampf, aber mit eben so wenig Glück. Er mufste hinter die Mauern der Stadt zurückweichen und auch diees wurde endlich genommen, aber freilich sagt uns Darius nicht, wie lange Zeit und welche Mittel er dazu gebrauchte. Nicht alle Empörer werden von Darius auf gleiche Weise behandelt, und es ist interessant, zu sehen, welche Unterschiede gemacht werden. Ebenso wenig treten alle Empörer mit ganz gleichen Ansprüchen auf. Wir können sie in verschiedene Classen vertheilen. Die erste nnd bedeutendste Classe von Empörern ist die, welche auf die Herrschaft doppelte Rechte zu haben glaubte, einmal die persönlichen auf das Land selbst, dann auch die des Landes selbst auf weitere Herrschaft. Unter diesen stehen die Meder oben an. Alle die medischen Aufrührer gründen ihre Ansprüche darauf, dafs sie aus dem Geschlechte des Uvakschatara oder Kyaxares seien. So Fravartis, der sich für Kschathrita aus dem Stamme des Kyaxares ausgiebt und Tschitratakhma, der sich bei den Sagartiern gegen Darius erhob. Meder und Sagartier scheinen demnach in sehr inniger Beziehung zu einander gestanden zu haben. Diese Empörer bestritten wohl nicht blofs die Herrschaft des Darius in Medien; indem sie sich zu Königen von Medien erklärten, erhoben sie die Ansprüche auf die frühere medische Gesammtmonarchie, also auch auf Persien. Ganz ähnlich war nun auch das Verhältnifs in Persien selbst. Nicht blofs Gaumâta, auch der nach ihm sich empörende Wahyazdâta giebt sich für den Bardiya, den Sohn des Kurus, aus, und sucht also durch diesen Betrug seine Legitimität herzustellen. Wie schwer mufs es den Persern geworden sein, an den Tod des Bardiya zu glauben, dafs sich selbst nach der Entlarvung des Magiers noch so viele Personen finden, die sich durch einen neuen Betrüger täuschen liefsen.

Es ist interessant, zu sehen, wie die Hegemonie der beiden grofsen érânischen Stämme, der Meder und Perser, sich auch bei diesen Empörungen zeigt. Parther und Hyrkanier empören sich gleichfalls gegen den Darins, aber sie wählen keinen eigenen Gegenkönig, sie verbünden sich vielmehr mit dem Meder Fravartis

(cf. Inschrift v. Behistun II, 16 nach der scythischen Uebersetzung). Wie die Parther und Hyrkanier zu den Medern, so verhalten sich die Arachosier zu den Persern. Sobald Wahyazdâta die Fahne der Empörung aufpflanzt, so sendet er zu den Arachosiern, um sie aufzuwiegeln, und die Arachosier folgen auch seinem Rufe. Aber auch sie wählen keinen König, sondern blofs einen Obersten. Dafs die Empörer in Arachosien ihren Kampf noch fortsetzen, nachdem schon der Aufruhr in Persien selbst erstickt ist, darf uns nicht wundern; es blieb ihnen nichts übrig, als sich zu schlagen, so lange es anging; die Gnade des Darius anzurufen würde wenig gefruchtet haben.

Auch die beiden babylonischen Empörer stützten sich darauf, dafs sie aus dem königlichen Geschlechte des Nabunita seien; es haben also auch die Babylonier das Princip der Legitimität festgehalten. Einer dieser Usurpatoren hatte übrigens auf den angemafsten Titel gar kein Recht, denn er war ein Armenier von Geburt, aber es gelang ihm dennoch, bei dem babylonischen Volke sich Glauben zu verschaffen.

In anderen, selbst in sicher érânischen Gebieten scheint aber die Erbfolge nicht so streng an eine Familie gebunden gewesen zu sein, wie diefs bei den Medern, Persern und Babyloniern der Fall war. Dort macht denn auch niemals einer der Empörer seine Abstammung besonders geltend. Der erste Empörer in Susiana, Atrina, behält seinen Namen bei, der zweite, Martiya, der nicht einmal aus Susiana gebürtig war, ändert ihn in Imanis oder Umanis, aber sein Geschlecht erwähnt er nirgends. Man könnte glauben, dafs darin eine Berechtigung liege, die Susianer für Nichtérânier anzusehen, wenn nicht in derselben Weise auch Frâda in Margiana, einem gewifs érânischen Gebiete, sich zum Könige ausgerufen hätte. Diese Empörer wollten wohl nichts weiter als Könige in dem Gebiete sein, das sie beanspruchten, aber freie, nicht von einem Grofskönige abhängige. — Am unklarsten sind die Verhältnisse in Armenien, einer der am frühesten empörten Provinzen, wo der Widerstand ein sehr heftiger gewesen zu sein scheint. Hier wird gar kein Oberhaupt angegeben, sondern nur von Aufrührern im allgemeinen gesprochen. Aber obwohl es uns Darius nicht sagt, so sehen wir doch, dafs sein erster dorthin entsandter

Feldherr, Dâdarschis, trotz der ihm zugeschriebenen officiellen Siege nichts ausrichten konnte, so daſs es nöthig ward, einen zweiten, Vaumisa, mit Verstärkungen abzusenden. Diesem rückten die Aufständischen bis in die Provinz Assyrien entgegen, um ihm den Weg zu versperren — ein bezeichnender Umstand für den günstigen Fortgang ihrer Sache. Aber obwohl dem Vaumisa mehrere Siege zugeschrieben werden, so wird doch nirgends gemeldet, daſs die Unterwerfung der Provinz vollendet worden sei. An dem endlichen Siege des Darius dürfen wir nicht zweifeln; in seinen übrigen Inschriften findet sich Armenien wiederholt als besiegte Provinz aufgeführt, namentlich in der Grabinschrift zu Nakschi-Rustam, wo noch mehrere andore Völkerschaften als unterworfen erscheinen, von welchen die groſse Inschrift nicht spricht. Unter den Bildnissen der besiegten Empörer findet sich auch eines von Sakuka, dem Anführer einer scythischen Horde, der in den erhaltenen Theilen der Inschrift leider nicht weiter erwähnt wird.

Charakteristisch sind auch die Strafen, welche Darius über seine Widersacher verhängt, deren mehrere lebendig in seine Hände fallen. Bei aller Willkür und Grausamkeit scheinen sie doch durch gewisse feste Normen bestimmt zu sein. Die Unterworfenen werden zuerst ins königliche Hoflager gebracht und dort grausam verstümmelt mit abgeschnittener Nase und Ohren dem Volke gezeigt. Die Empörer in den Landen, wo feste Erbfolge herrschte, werden aber in die Hauptstadt ihres Landes geführt und dort hingerichtet. So stirbt Fravartis in Ekbatana, Tschitratakhma in Arbela, Naditabira in Babylon. Vielleicht wollte man durch diese Hinrichtungen an Ort und Stelle die häufig vorkommende Betrügeroi verhindern, daſs sich irgend jemand für einen bereits ermordeten Prinzen ausgeben könne. In anderen Provinzen finden wir dieſs nicht, der Susianer Atrina wird an dem Orte getödtet, wo Darius eben sein Hoflager hält.

Die culturgeschichtliche Stellung des alten Erân.

I.

Nachdem wir nun in verschiedenen Abhandlungen die Zustände der einzelnen Provinzen des érânischen Landes durchwandert und uns soviel als möglich sowohl mit den vorhistorischen Verhältnissen Erâns zu den umgebenden Culturvölkern als auch mit den eigenen ersten politischen Schöpfungen der Erânier beschäftigt haben, dürfte es nicht unzweckmäſsig sein, zu untersuchen, welche Stellung in culturhistorischer Hinsicht Erân in der historischen Zeit einnimmt. Wir werden bei diesem Ueberblicke theils an schon Bekanntes erinnern, theils aber auch neue Thatsachen beizubringen haben.

Die meiste Anziehungskraft hat für die Forscher jene Periode gehabt, welche man nur als die Vorgeschichte des persischen, oder, wie man besser sagen wird, des érânischen Volkes betrachten kann. Es ist dieſs die Zeit, als Inder und Erânier noch als ein einziges Volk beisammen wohnten, als diese jüngsten Glieder des indogermanischen Volksstammes, welche allein in Asien zurückblieben, sich noch nicht in zwei Völker geschieden hatten. Wir besitzen natürlich kein Buch mehr aus jener so alten Zeit, das uns die Verhältnisse schildern könnte; wir können uns daher auch keineswegs eine vollständige Vorstellung von ihr machen, durch Zusammenstellung des Gleichartigen in den Vedas und im Avesta können wir aber wenigstens ihre allgemeinen Umrisse zeichnen. Wir finden da ein noch auf der ersten Stufe der Cultur stehendes, unentwickeltes, aber entwickelungsfähiges Volk, das auf den verschiedenen Wissensgebieten, auf welchen später seine Nachkommen glänzen sollten, wenigstens die ersten Schritte schon gethan hatte. Dieses Volk war schon aus dem Zustand der Wild-

heit herausgetreten, es hatte ein Familienleben begründet, ja es hatte sich schon nach Stämmen gegliedert. Seinen vornehmsten Reichthum bildeten die Heerden, und obwohl es nicht blofs aus Nomaden bestand, sondern auch schon mit den Anfängen des Ackerbaues bekannt war, so widmete es doch seine vorzüglichste Aufmerksamkeit der Viehzucht. Die ersten Anfänge des Rechts, die Sitte der Gottesurtheile, scheinen auch schon in jene frühe Zeit zu gehören; ebenso reicht auch die Götterverehrung bis in jene früheste Zeit zurück, die sich bei den Indern und Erâniern wie bei allen indogermanischen Völkern namentlich als ein Cultus des Lichtes zeigt; nur treten eben bei diesen beiden jüngsten Völkern unseres Sprachstammes mehr Göttergestalten und selbst Heldensagen schon deutlich hervor, und gehören den beiden Glaubenskreisen gleichmäfsig an.

Jene ferne Vorzeit kann jedoch nur im Vorübergehen von uns erwähnt werden, denn die eigentliche Geschichte des érânischen Volkes beginnt begreiflicherweise erst dann, als es aufhörte, mit den Indern einen einzigen Stamm auszumachen. Wann nun dieses geschehen sei, wo und aus welchen Gründen die Trennung vor sich ging, ist bis jetzt noch nicht ermittelt, und dürfte wohl auch nicht mehr ermittelt werden. Am gleichgültigsten ist die Frage nach der Zeit; M. v. Niebuhr glaubt, dafs die Erânier erst kurz in ihr Land eingewandert gewesen seien, als Achämenes für sein Geschlecht die Oberherrschaft über den Stamm der Perser erhielt; diefs wäre also nur wenige Generationen vor Darius; doch ist gar kein Grund vorhanden, dieser Ansicht beizupflichten; es läfst sich eben blofs sagen, dafs die Einwanderung vor dem Anfang unserer beglaubigten Geschichte stattgefunden hat, das Jahrhundert läfst sich nicht mehr bestimmen. Schwerlich ist auch das ganze érânische Ländergebiet auf einmal in Besitz genommen worden, es haben wahrscheinlich allmählich immer neue Colonieen sich festgesetzt. Auch von welcher Seite aus die Einwanderung erfolgte, ist noch nicht sicher. Es ist zwar die gewöhnliche Annahme, der Ursitz der Indogermanen sei im hohen Norden, in der Umgegend des Belurtagh gewesen, und sie seien von da ebenso in die fruchtbareren Ebenen herabgestiegen, wie später die Mongolen und andere Schaaren aus jenen Hochlanden

herabkamen. Es kann nicht geläugnet werden, dafs diese Ansicht manches für sich hat, doch sprechen auch hier nicht so sichere Gründe für sie, dafs wir sie geradezu als erwiesen betrachten dürfen. Man glaubte zwar längere Zeit einen sicheren Bericht über die Einwanderung der Erânier in dem Völkerverzeichnisse zu besitzen, welches das erste Capitel des Vendidâd enthält; allein dafs diese Ansicht Rhodes aufgegeben werden müfse, haben wir schon gesehen. Den Berichten einiger orientalischen Quellen, dafs eben Erân selbst die Wiege der Menschheit gewesen sei, ist ein besonderes Gewicht auch nicht beizulegen. Nicht besser bestellt ist es mit der Frage nach den Gründen, warum denn eigentlich Inder und Erânier sich in zwei Völker schieden. Wir können hier die nicht unwahrscheinliche Vermuthung wagen, dafs es religiöse Zerwürfnisse waren, welche den Bruch zwischen den beiden Völkerschaften herbeiführten. Diese Annahme beruht auf der Thatsache, dafs die Erânier mehrere mythologische Persönlichkeiten, die sie mit den Indern gemein haben und die von diesen hoch verehrt werden, in die Hölle versetzen. Aber wir brauchen nur an unser eigenes altes Heidenthum zu denken, und wie die früher verehrten Gottheiten durch die Macht des Christenthums in Dämonen und böse Geister verwandelt wurden, und wir begreifen, dafs man sich die Entstehung dieser Thatsache auch anders erklären kann. So ist denn über die Trennung dieser beiden Urvölker ein dichter Schleier gebreitet; lange Zeit hindurch erhielt sich aber bei ihnen das Andenken an ihre gemeinschaftliche Herkunft noch durch einen gemeinschaftlichen Namen: Inder wie Erânier nannten sich beide Arier.

Es wäre auch sehr wünschenswerth, zu wissen, wie denn das Land eigentlich ausgesehen habe, als die neuen Ankömmlinge dasselbe in Besitz nahmen, ob sie Völker eines anderen Stammes — cultivirte oder uncultivirte — bereits dort vorfanden, oder ob das Land ganz unbewohnt war. Wie dem auch sei, wenn wirklich andere Völker früher das Land schon besetzt hatten, so können sie weder sehr zahlreich, noch sehr gebildet gewesen sein, sonst wäre es kaum möglich, dafs sie so vollkommen in die Erânier aufgehen konnten. Nirgends zeigen die érânischen Sprachen Spuren von solchen Einflüssen, die man den früheren Urbewoh-

nern des Landes zuschreiben könnte und wie sie im Sanskrit häufig genug sind, nirgends findet man eine fremde Bevölkerung mitten unter der érânischen, die man für Reste der ehemaligen Einwohner halten müſste. Eine Ausnahme ist jedoch hier zu erwähnen. Im Südosten des érânischen Ländergebietes findet sich ein Volksstamm, die Brahui, die schon durch ihr Aussehen von der übrigen Bevölkerung des Landes sich unterscheiden. Sie wohnen mitten unter den Belutschen und werden uns als ein ganz eigenthümliches und von diesen verschiedenes Volk geschildert. Sie haben eine schlanke Gestalt, kurze, dicke Knochen, runde Gesichter und flache Lineamente, viele haben braune Haare und Bärte. Ihre Sprache ist ganz eigenthümlich und ebensowenig mit den érânischen als den nordindischen Sprachen verwandt; trotz der vielen diesen Sprachen abgeborgten Wörter ist der Bau der Brahui-Sprache dennoch ein verschiedener. Dagegen glaubt Lassen bedeutende Anklänge an die südindischen Sprachen in ihr entdeckt zu haben. Trotz dieser Verschiedenheit der Sprache halten sich die Brahuis doch für die Urbewohner ihres Landes, und da sie sehr tapfer sind, so dürften sie allerdings aus den ihnen zukommenden gebirgigen Landstrichen nicht zu vertreiben gewesen sein und sich da von alter Zeit her unvermischt erhalten haben. Der fremdartige Charakter der Brahui-Sprache ist nun geeignet, die Frage entstehen zu lassen, ob nicht doch einst im Süden Erâns ein fremder Volksstamm gewohnt hat und ob nicht vielleicht der südindische Sprachstamm früher in diesem Ländergebiete weiter verbreitet war als jetzt. Diese Frage gewinnt dadurch an Bedeutung, daſs wir vermuthen müssen, daſs in der älteren Zeit auch im Westen von Erân ein solcher fremder Stamm wohnte, welcher bis nach Susiana hineinreichte. Diese noch so räthselhafte Völkerschicht fängt an, eine immer gröſsere Bedeutung für die Geschichte zu gewinnen, und wir werden deſswegen etwas ausführlicher über sie reden müssen.

Das älteste sichere Denkmal für die Ethnographie des alten Erân sind die Inschriften des Darius und Xerxes. Sie sind in drei Sprachen vorhanden, in einer érânischen — der Sprache des Landes —, in einer semitischen und in einer dritten, die weder zu den indogermanischen, noch zu den semitischen Sprachen gehört,

und die man früher die medische, später die scythische Sprache genannt hat. Aufser in diesen dreisprachigen Inschriften findet sich dieselbe Sprache noch in einigen Inschriften von Xerxes und Artaxerxes II. allein angewandt, ebenso in Inschriften einiger anderen Könige, die nicht zu den Achämeniden gehören und uns nicht bekannt sind, in Susiana. Wenn man schon hierdurch geneigt wird, anzunehmen, dafs diese Sprache in Susiana zu Hause gewesen sein könne, so tritt noch ein anderer Umstand hinzu, um diese Annahme zu verstärken. Die zahlreichen Namen unterworfener Völker, die in den Inschriften des Darius vorkommen, geben auch diese Inschriften immer so wieder, wie sie Darius in seiner Sprache schrieb, nur der Name für Susiana ist ein ganz abweichender, es wird dort für den altpersischen (Uwadscha) ein anderer vorgezogen, welchen die Entzifferer Afarti lesen wollen. Man hat nun behauptet, dieser Name sei defswegen geändert, weil eben mit dem Ausdrucke Afarti das betreffende Volk selbst sich genannt und man es vorgezogen habe, dasselbe so zu benennen, wie es sich selbst nannte, nicht aber mit dem Namen, mit dem es Fremde belegten. Man ist noch weiter gegangen, man hat diesen Namen Afarti mit dem von den Alten überlieferten Amardi verglichen, welche uns als ein Volk an den Gränzen Susianas genannt werden [1]). Wenn nun schon diese Gründe darauf hinweisen, dafs in Susiana eine fremde Bevölkerung früher ihron Wohnsitz hatte, so werden sie noch durch mehrere Stellen der Alten verstärkt, welche aufs bestimmteste behaupten, dafs auch in den südlichen Niederungen des Euphrat- und Tigrisgebietes früher ein fremder Stamm, weder von semitischer, noch von indogermanischer Herkunft, seinen Sitz hatte. Auf das nämliche Resultat führen auch die Entzifferungen der verwickelteren Arten der Keilschrift.

Es wäre Unrecht, diesen Gründen das gebührende Gewicht abzusprechen, und so sehen wir uns denn genöthigt, im Südwesten der érânischen Ländermasse ebenso wie im Südosten eine ganz fremde Völkerschaft als Bewohner zu denken. Nicht erwiesen ist aber hierdurch, dafs diese Bewohner wirklich gerade das-

[1]) Cf. oben p. 10.

jenige Volk waren, welchem die Sprache der sogenannten skythischen Inschriften eigen war. Die oben für diese Behauptung angeführten Gründe sind eben doch nur bloſse Wahrscheinlichkeitsgründe, welche die Sache nicht definitiv begründen. Wir können von jener Sprache nur so viel mit Gewiſsheit sagen, daſs sie irgendwo im Gebiete des Achämenidenreiches gesprochen worden sein muſs, näher läſst sich ihr Vaterland jetzt noch nicht mit Sicherheit bestimmen. Der Religion nach unterschied sich dieses Volk bestimmt von seinen Beherrschern, sonst würde nicht nach dem Namen Ormazds in diesen Inschriften die Bemerkung eingeschaltet werden, daſs dieſs der Gott der Arier sei. Man muſs sich diese fremden Völkerschaften auch durchaus nicht allzu zahlreich vorstellen, es wäre sonst unmöglich, daſs sie so spurlos verschwunden wären, und es ist gewiſs ein Miſsgriff, wenn M. v. Niebuhr in seinem übrigens verdienstlichen Buche über die alte Geschichte von Assyrien und Babylonien überall Tataren sieht. Aber auch die Ansicht, daſs diese fremde Bevölkerung tatarischen Ursprungs war, ist so ausgemacht noch nicht, es lassen sich verschiedene andere Möglichkeiten denken. Ein groſser Theil der Forscher neigt sich der Ansicht zu, daſs diese Bevölkerung kuschitischen Ursprungs war, d. h. daſs sie die Aegypter oder überhaupt die afrikanischen Sprachstämme zu Verwandten hat, und auch für diese Ansicht spricht vieles, da ja der Zusammenhang zwischen Ninive und Aegypten nicht geläugnet werden kann.

Diese uns noch so räthselhaft dastehende Bevölkerung engte also gegen Westen und Osten den ḗrânischen Länderbesitz ein. Sie mag sich auch noch ziemlich weit westlich in das assyrische und babylonische Gebiet erstreckt haben, aber in welchem Verhältnisse sie zur Bevölkerungszahl der Reiche von Ninive und Babylon stand, das wissen wir jetzt nicht mehr. Der Hauptbestandtheil der Bevölkerung gegen Westen muſs aus Semiten bestanden haben, welche von jeher Bewohner von Ebenen sind, und nach dieser Seite hin hört die ḗrânische Bevölkerung überall auf, wo die Gebirge in die Ebenen auslaufen. Es fragt sich aber, ob ursprünglich nicht die Zustände dort von den heutigen insofern verschieden gewesen sein könnten, daſs die Semiten auch

noch in die Gebirge hinein wohnten. Auch diese Annahme ist nicht ganz zu verwerfen, und Kiepert hat sie neuerdings in Bezug auf Medien mit nicht unbedeutenden Gründen zu erhärten gesucht [1]).

Wenn nun auf diese Art einleuchtend geworden ist, dafs die éránische Bevölkerung gegen Westen und Süden mit den Gebirgen endete und dafs die fremde Bevölkerung sogar in die Gebirge hinein geragt haben mag, so brauchen wir nur noch hinzuzufügen, dafs gegen Norden ohne Frage die tatarischen Völkerschaften bis hart an die Gränzen Erâns wohnten und durch ihre stete Bereitwilligkeit dahin einzufallen sich als eine Plage der dort wohnenden Stämme erwiesen, auf der anderen Seite aber auch nicht wenig dazu beitrugen, diesen ihre kriegerische Tüchtigkeit zu erhalten. Im Osten endlich safsen die Inder, auch hier ragte die ausländische Bevölkerung bis nach Kâbul herein. Trotz dieser Einengung von allen Seiten hat sich der Strom der érânischen Völkerschaften nicht auf Erân allein beschränkt, sondern zog im Nordwesten weiter und eignete sich namentlich die Gebirge zu. Es ist durch die neuere Sprachforschung zur zweifellosen Thatsache geworden, dafs auch die Armenier zum érânischen Sprachstamme gehören, obwohl dieser Stamm ihnen bald entfremdet und anderen Einflüssen ausgesetzt war, die wohl zum grofsen Theile dem nördlich angränzenden lesghischen Sprachstamme zugeschrieben werden müssen. Von Armenien aus zogen sich die Ausläufer dieses Stammes noch weiter nach Kleinasien hinein. Die Phryger müssen nach den bestimmten Zeugnissen der Alten zu den Armeniern gefügt werden, und auch die Thraker und Bithynier gehörten nach unverdächtigen Aussagen zu demselben Stamme. In dieser weiten Verzweigung nimmt also der érânische Sprachstamm immerhin ein grofses Gebiet ein.

Denken wir uns also nun die érânischen Völkerschaften in ihr heutiges Land eingewandert. Sie waren nicht so zahlreich wie später, sie nannten sich alle noch mit dem Namen Arier, wie diefs noch Herodot weifs. Aber es bestand schon damals unter ihnen eine fest gegliederte Stammeseintheilung mit beson-

[1]) Cf. oben p. 44. 46.

deren Namen für die Unterabtheilungen, auch jede Familie führte ihren eigenen Namen [1]). Was aber Anfangs eine Familie war, das erwuchs im Laufe der Zeiten zu einem Stamme, der Stamm dehnte sich zu einem Volke aus und auf diese Art erhielten die Sondernamen einzelner Stämme und Familien bald das Uebergewicht über den alten gemeinschaftlichen Namen. Die Vorliebe für die Viehzucht machte den Besitz weiter Landstrecken wünschenswerth, jeder Stamm suchte sich ein möglichst ausgedehntes Land zur Weide für sein Vieh zu sichern, und so entfernten sich die einzelnen Stämme immer weiter von einander. Das eingenommene Land war für die Entwicklung der Cultur nicht ungünstig, es war fruchtbar, doch nicht in dem Grade, daſs es den Bewohnern ohne Mühe den nöthigen Lebensunterhalt gegeben hätte, sie muſsten ihre Kräfte und Fähigkeiten anstrengen, um dem Boden das abzugewinnen, was sie bedurften. Fragen wir nach den Wegen, auf welchen auswärtige Cultur auf Erân einwirken konnte, so ergeben sich diese klar durch die oben schon ausführlicher erörterten Verhältnisse der angränzenden Völker. Von den früher befreundeten Indern wurden die Erânier immer weiter getrennt, nicht bloſs, weil sie selbst immer mehr gegen Westen zogen, sondern auch vornehmlich, weil sich der Sitz indischer Cultur immer mehr und mehr gegen Osten verlegte. Der Indus war nur in der frühesten Zeit des indischen Geisteslebens, in der vedischen Periode, der Sitz der indischen Cultur, bald zogen die Inder weiter und am Indus blieben bloſs Reste von ihnen zurück, die selbst ohne sonderliche Bildung waren, also auch keine geben konnten. Der eigentliche Schauplatz indischer Cultur war durch Wüsten von Erân getrennt und scheint den Erâniern ziemlich unbekannt geblieben zu sein, obwohl sie während der Blüthe ihres Reiches am Indus herrschten. Was gegen Süden von einheimischer Bevölkerung saſs, war gewiſs ungebildet, die Steppen des Nordens aber waren von jeher für Bildung wenig zugänglich. Nur von Westen konnte demnach fremde Bildung nach Erân eindringen, und dieſs ist auch der Weg, auf welchem sie in der historischen Zeit eingedrungen ist. Ob dieſs aber auch

[1]) Cf. p. 297.

schon in der ältesten Zeit geschehen sei oder ob sich die Erânier damals selbständig ausgebildet und die erlangte Cultur nach Westen mitgetheilt haben, diefs ist gegenwärtig streitiger als je, seitdem die Entzifferung der Keilinschriften begonnen hat. Um uns nun einen Ueberblick über den Stand der Frage zu verschaffen, müssen wir etwas genauer auf die Verhältnisse des Westens eingehen.

Dafs am Euphrat und Tigris zwei grofse Reiche bestanden, die Träger einer bedeutenden Cultur waren und an Alter den medisch-persischen Reichen vorausgingen, das gilt mit Recht als ausgemacht. Die Völkerverhältnisse dieser beiden Reiche sind aus dem Vorhergehenden ersichtlich: jene Gegenden waren überwiegend von Semiten bewohnt; es wohnte aber unter ihnen auch noch ein fremder Stamm, den wir der Kürze wegen den kuschitischen nennen wollen. Es fragt sich nun: welcher Theil der Bevölkerung war der eigentliche Träger der Cultur, die Semiten oder die Kuschiten? Hier nun theilen sich die Ansichten. Die Entzifferer der Keilinschriften behaupten, die älteste Anwendung der Keilschrift rühre nicht von einem semitischen, sondern von einem kuschitischen oder tatarischen Volke her, in diesem Volke glauben sie nun die ursprünglichen Träger der Bildung zu erkennen. Am weitesten in dieser Hinsicht geht Rawlinson in seiner Uebersicht über die Cultur des alten Babyloniens; Semiten und Arier sind ihm gleichmäfsig nur die Nachbeter jenes Urvolkes. Diese übertriebenen Ansichten können jetzt schon zurückgewiesen werden; das eigentliche Maafs des Einflusses, den dieses Urvolk möglicherweise geübt hat, ist schwer zu bestimmen und nicht eher zu ermitteln, als bis wir die Zustände von Ninive und Babylon noch besser kennen gelernt haben. Andere, unter ihnen E. Renan, der scharfsinnige Geschichtschreiber der semitischen Sprachen, wenden sich zwar gänzlich von dieser Ansicht ab, glauben aber darum doch nicht, dafs die Semiten die Träger der assyrisch-babylonischen Cultur seien [1]). Sie berufen sich dabei auf das Wesen der semitischen Cultur überhaupt, das man in Ninive und Babylon nicht zu erkennen vermöge. Weder

[1]) Cf. Renan, Histoire gén. des langues sémitiques p. 61 flg. (1. Ausg.)

die Tataren hätten es je vermocht, solche starke Reiche mit fester Centralisation zu gründen, sie hätten blofs die Welt durchlaufen, ohne etwas Dauerndes zu stiften, noch auch die Semiten, welche sich zu sehr auf die religiöse Seite zu beschränken pflegten und deren höchste Idee ein ausgedehntes Proselytenthum sei, wie im Islam. Nur die Indogermanen seien fähig gewesen, solche Reiche zu schaffen, die Indogermanen, die Erânier insbesondere, seien also die Stifter jener Reiche gewesen. Dafs die Hauptbevölkerung des Landes semitisch war, wird nicht geläugnet, aber die Dynastie soll érânisch gewesen sein; die Dynastie habe die Bildung ihres Mutterlandes nach Ninive und Babylon übertragen nnd dort weiter fortgebildet. Diese Dynastie sollen nun die sogenannten Chaldäer gebildet haben, die als der bevorzugte Stamm zu Babylon auch die priesterlichen Verrichtungen zu besorgen hatten. Die Chaldäer sollen dieselben sein wie die Karduchen Xenophons und die neueren Kurden. Wenn diese Ansicht die richtige wäre, so würden wir in den Reichen von Ninive und Babylon die erste Aeufserung des indogermanischen Geistes sehen müssen. Es scheint uns jedoch noch viel daran zu fehlen, dafs diese Ansicht erwiesen ist. Sie stützt sich hauptsächlich auf die uns erhaltenen assyrisch-babylonischen Eigennamen, mehrere unter diesen sind unzweifelhaft semitisch, für die übrigen, noch unerklärten ist aber der érânische Ursprung nicht mit Sicherheit nachzuweisen, so weit sie aus unverdächtigen Quellen herrühren. Auch die Ansicht, dafs die Chaldäer Indogermanen waren, ist mehr als zweifelhaft geworden, seit Chwolsohn aus den arabischen Uebersetzungen babylonischer Werke ganz unzweideutige Zeugnisse beigebracht hat, welche aussagen, dafs die kasdanische, d. h. chaldäische Sprache die altsyrische, also eine semitische Sprache war. Die Centralisation in den assyrisch-babylonischen Reichen können wir uns nicht als einen besonderen Grund für den indogermanischen Ursprung dieser Reiche vorführen lassen, weil eben eine solche Centralisation gar nicht existirte. Nirgends steht zu lesen, dafs die Assyrer oder Babylonier ein festes Reich mit einheitlicher Verwaltung gegründet haben, im Gegentheil, die einheimischen Könige, welche sich einmal unterworfen hatten, konnten fortfahren, ruhig ihre Länder zu regieren, so lange sie den be-

dungenen Tribut zahlten; dieser mag nun oft unerschwinglich genug gewesen sein, weil er eben willkürlich, ohne Rücksicht auf die Hülfsquellen eines Landes aufgelegt wurde; darum hauptsächlich lauerten stets alle diese unterworfenen Könige auf eine günstige Gelegenheit zum Abfall, und die assyrisch-babylonischen Reiche, weit entfernt, fest centralisirt zu sein, konnten stets nur mit Mühe zusammengehalten werden. Das Wenige, was wir von der Geschichte jener Länder aus den Keilinschriften lernen können, zeigt uns hinlänglich, wie selten es einem König von Ninive vergönnt war, auch nur ein Jahr in Frieden zu leben, und dafs immer wieder eine neue Empörung ausbrach, ehe er die vorhergehende gedämpft hatte. Wir glauben darum die Ansicht festhalten zu müssen, dafs die Träger der assyrisch-babylonischen Cultur Semiten waren, und die Bedeutung der Erânier erst mit dem Auftreten Mediens beginnt; doch geben wir gern zu, dafs die Beimischung eines fremden Volkes diesen Semiten in Babylon und Ninive eine Geistesrichtung verliehen hatte, welche von der gewöhnlichen semitischen verschieden war. Auch ob die assyrisch-babylonische Cultur, die offenbar eng zusammenhängt, eine in Babylon oder Ninive ursprünglich entstandene oder vielmehr vom Westen her überkommene ist, kann noch zweifelhaft sein, uns aber berührt diese Frage hier nicht weiter.

Fassen wir die Resultate dieser Untersuchungen nun kurz zusammen, so finden wir die Erânier bald nach ihrer Einwanderung in Bezug auf die umwohnenden Völker ebenso gestellt wie später in der geschichtlichen Zeit. Gegen Osten und Süden waren sie vor äufseren Berührungen geschützt, im Norden galt es gegen rohe Feinde auf der Hut zu sein, die zwar der Zahl nach überlegen waren, aber an geistigen Anlagen wie an wirklicher Bildung unter den Erâniern standen. Nur gegen Westen hatte man ein an Bildung überlegenes, auch mit kriegerischen Tugenden begabtes Volk. In der ältesten Geschichte tritt nun aber die Bedeutung des Nordens weit mehr hervor als die des Westens. Als älteste Geschichte glauben wir aber einen Theil der Sagen betrachten zu dürfen, welche der älteste Theil des Königsbuches von Firdôsi umfafst. Vieles, was uns in diesem Buche von den ältesten Königen Erâns erzählt wird, ist Mythus und nicht Sage,

aber doch nicht alles. Hier finden wir die êrânischen Könige mit ihrer schwierigen Aufgabe beschäftigt, die nördlichen Völker im Zaume zu halten, was ihnen meistens, jedoch nicht immer gelingt. Einigemal finden wir, dafs die Heerschaaren von Erân geschlagen und das ganze Land von den Turâniern überschwemmt wird; solchen Erinnerungen dürfte etwas Wahres zu Grunde liegen. Dieser alte Theil des Schâhnâme endigt mit der Regierung Gustâçp's, oder besser mit dem Auftreten Zoroasters, denn dieses ist das Ziel, auf welches diese ganze ältere Geschichte hinsteuert. An die Erzählung von Gustâçp ist dann mit einigen ungeschickten Nähten sogleich die Geschichte Alexanders des Grofsen angeheftet, so wie sie in den Alexanderromanen erzählt wird, blofs mit einigen durch die Nationaleitelkeit gebotenen Abänderungen Hier, zwischen Gustâçp und Alexander, ist eine Lücke, in welche die Geschichte der Achämeniden eingeschaltet werden sollte, wie diefs auch bessere muhammedanische Geschichtschreiber noch ahnen. Wenn in diesen ältesten Theilen der êrânischen Geschichte die Bedeutung des Nordens so sehr hervortritt, so ist daran zum Theil der Umstand Schuld, dafs eben diese Sagen im Nordosten Erâns gesammelt wurden. Aber auch die Keilinschriften bestätigen, dafs die mächtigsten Könige Assyriens ihre Eroberungen im Westen machten, und erst Sanherib daran dachte, sich Medien zu unterwerfen. Die Gründe sind uns unbekannt, vielleicht wagte man das kriegerische Gebirgsvolk nicht anzugreifen.

Wir haben schwerlich viel dabei verloren, dafs uns über die Fehden der Erânier mit den Turâniern in jener frühen Zeit nur sagenhafte Berichte geblieben sind. Aber eine culturhistorisch sehr wichtige Persönlichkeit tritt uns zuerst in dieser frühen Zeit entgegen, über die wir gern Näheres erfahren möchten. In jene Zeit vor aller Geschichte gehört Zoroaster nicht blofs nach den Berichten der orientalischen Sage, sondern auch nach den griechischen Schriftstellern. Ueber Zarathustra, seine Heimath und seine Geschichte haben wir oben so ausführlich gehandelt (p. 267 flg.), dafs wir hier nicht mehr darauf zurückzukommen brauchen. Wir wissen, dafs er ganz in mythisches Dunkel gehüllt ist. Die orientalische Sage berichtet, Zoroaster sei unter einem baktrischen Könige Vistâçp oder Gustâçp aufgetreten, und Ammianus Marcel-

linus berichtet, er habe unter dem Vater des Darius gelebt, so dafs man längere Zeit glaubte, durch diese Nachricht das Alter Zoroasters bestimmen zu können. Allein Agathias sagt ausdrücklich, es gehe aus den Berichten der Perser nicht hervor, dafs dieses Hystaspes, der Vater des Darius, gewesen sei. Das Avesta und das Schâhnâme machen diesen Vistâçp zu einem Sohn des Aurvataçpa oder Lohrâçp; Ammianus hat also wahrscheinlich, blofs durch den Namen verführt, jenen Vistâçp für den Vater des Darius angesehen. Auf die Nachrichten hin, dafs Zoroaster in Babylon gelebt habe, ist von Rawlinson u. A. behauptet worden, er sei gar kein Erânier gewesen, sondern in dem semitischen Westen zu Hause, eine Ansicht, die sich jetzt ziemlich sicher widerlegen läfst [1]). Vielleicht, dafs die Frage nach dem Alter des Zoroaster uns klarer würde, wenn wir wüfsten, was er gelehrt hat. Allein auch hierüber sind wir vollkommen im Unklaren. Fragen wir freilich die heutigen Anhänger Zoroasters, die Parsen, so verweisen sie uns auf das Avesta, weil in diesem Buche er selbst seine Lehren niedergelegt habe. Allein die Kritik kann sich bei dieser Behauptung nicht beruhigen; es sprechen innere wie äufsere Gründe dagegen, dafs das Avesta in seiner jetzigen Gestalt von Zoroaster selbst herrühre. Nicht blofs er selbst, auch seine Söhne erscheinen dort in durchaus mythischer Gestalt; die drei letzteren werden als die Urväter und Begründer der drei Stände: der Priester, Krieger und Ackerbauer angesehen, also die ganze Gesittung auf Zoroaster und seine Familie zurückgeführt. Dazu bekennen die Parsen selbst ganz offen, dafs ihre ganze heilige Literatur nur aus Bruchstücken bestehe, deren Aufzeichnung gar nicht aus der Zeit des Zoroaster herrühre. Sie kennen die Namen einer bedeutenden Anzahl seiner Schriften, aber sie behaupten, diese seien alle während der Stürme, die der Eroberung Alexanders des Grofsen folgten, zu Grunde gegangen; was davon noch vorhanden sei, das sei später von alten Priestern aus dem Gedächtnisse wieder hergestellt worden. Es scheint überhaupt auch aus dem Avesta selbst hervorzugehen, dafs dasselbe vorzugsweise mündlich überliefert worden sei, und es läfst sich auch sonst im

[1]) Vergl. darüber Windischmann, Zor. Studien p. 261 flg.

Orient nachweisen, dafs man für religiöse Schriften die mündliche Ueberlieferung vorzog, wenn auch längst geschriebene Bücher vorhanden waren. Die späte Aufzeichnung des Buches mufs aber das Bedenken hervorrufen, es möchte sich bei dem unkritischen Geist des Orients auch manches Unächte mit dem wirklich Alten vermengt haben. Wenn man nun also auch nicht läugnen will, dafs wirklich manche Theile des Buches von Zoroaster herrühren können, so fragt sich doch noch, wie man diese früheren Stücke von den späteren scheiden soll; einen Weg, auf dem man diese Scheidung wenigstens theilweise vollziehen kann, haben wir oben (p. 275 flg.) nachgewiesen.

So wenig tröstlich diese verschwommenen Nachrichten auch sind, so haben sie doch einen wohlthätigen Einflufs ausgeübt. Sie haben die Annahme erschüttert, dafs Zoroaster ein Baktrier gewesen sei, welche fast schon zum Dogma zu werden drohte; sie haben gezeigt, dafs gerade diese Ueberlieferung am wenigsten für sich hat, sondern dafs selbst diejenigen Orientalen, welche die Verkündigung der Lehre Zoroasters nach Baktrien setzen, gleichwohl die Herkunft des Religionsstifters aus dem Westen festhalten. Hiermit ist aber die Möglichkeit einer Entwickelung des gebildeten Westens auf die Religion Ostérâns gegeben, während man früher eine ganz eigenthümliche Cultur annehmen mufste, die sich in Baktrien selbst entwickelt habe, und für die es nicht nur gar keine Beweise giebt, sondern gegen welche sogar mehrere Stellen der Alten sprechen. Es ist jetzt ferner eine Thatsache, dafs die Persönlichkeit des Zoroaster viel zu mythisch ist, als dafs man ihn ohne weiteres als den Stifter der érânischen Religion, so wie wir sie jetzt kennen, betrachten dürfe. Gewöhnlich hat man angenommen, die Erânier hätten in einem mit dem indischen ziemlich identischen religiösen Zustande so lange verharrt, bis Zoroaster mit seinem System auftrat und sie sich zu demselben bekehrten. Für die Annahme eines so plötzlich eingetretenen Umschwungs der Dinge mangelt es uns an einem genügenden Grunde, denn die orientalische Legende vom Leben Zoroasters können wir als einen solchen nicht ansehen. Wahrscheinlich ist es wohl in diesem Falle gegangen wie in vielen anderen: in dem einen Namen Zoroaster sind die Arbeiten von Jahrhunderten und verschie-

dene Entwickelungsstufen zusammengefaſst, welche die érânische Religion gewiſs auch durchlaufen hat, durch die wir sie aber jetzt nicht mehr verfolgen können.

Kehren wir nun aber zur Betrachtung der politischen Zustände zurück, so finden wir, daſs die Erânier, nachdem sie einmal ihr Land besetzt hatten, sich in verschiedene Stämme theilten, deren Namen uns sowohl Darius als auch die Alten aufbewahrt haben. Die Perser, Meder, Parther, die Bewohner von Margiana und Baktrien und wie die Stämme alle hieſsen, hatten alle ihr gesondertes Gebiet und jeder Stamm seine genau gegliederte Einrichtung, durch die er von den anderen Stämmen geschieden wurde. Dieser letztere Umstand ist äuſserst wichtig, und muſs künftighin bei Forschungen über die érânische Geschichte viel schärfer betont werden, als bisher geschehen ist. Die Erinnerung an den gemeinschaftlichen Ursprung war nicht stark genug, um Fehden unter den verschiedenen Stämmen, ja selbst zwischen einzelnen Abtheilungen desselben Stammes, zu verhindern. Die Kämpfe waren ungemein häufig, und es fehlte an einem festen Bande, das die einzelnen Stämme zu einem Volke verbunden hätte. Die planlosen Einfälle der nördlichen Völker, deren Züge nur auf augenblickliche Plünderung berechnet waren, machten das Bedürfniſs nach einer festeren Einigung nicht so fühlbar, als die drohende Gefahr einer andauernden Unterjochung im Westen, nachdem einmal die Könige von Assyrien ihre Augen auf Erân gerichtet hatten. Das am westlichsten gelegene Medien fühlte das fremde Joch zuerst, und empfand es um so schmerzlicher, je ungewohnter dasselbe und je näher der Mittelpunkt der assyrischen Macht war. Es gelang glücklich, die Fremdherrschaft abzuschütteln, denn das assyrische Reich eilte schon damals seinem Untergange entgegen, aber man fühlte, daſs zur Bewahrung der kaum wiedergewonnenen Freiheit eine gröſsere Einheit noth thue. Man ging jedoch nicht so weit, eine Vereinigung aller érânischen Stämme anzubahnen, der medische Stamm suchte sich nur allein durch Wahl eines Oberherrn über die vielen Feudalherren fester zu gliedern. So erfolgte die Wahl des Dejokes zum Oberkönige von Medien, über deren Hergang im Einzelnen wir bereits berichtet haben. Die feste Gliederung schon des medischen

Stammes allein genügte, um den vielbeschäftigten Assyrern gegenüber die medische Freiheit zu erhalten, um so mehr als auch die anderen Völker das von den Medern gegebene Beispiel der Empörung nachahmten. Die zunehmende Schwäche des assyrischen Reiches gab dem Nachfolger des Dejokes, dem Phraortes oder Fravartis, den ehrgeizigen Gedanken ein, ein neues Reich zu stiften, das Medien als Mittelpunkt haben sollte. Bei der Stiftung dieses Reiches war offenbar das assyrische zum Muster genommen; man verlangte Anerkennung und Tribut von verwandten wie von nichtverwandten Völkern, ohne sich weiter um die inneren Angelegenheiten derselben zu kümmern. Die Perser wurden unterjocht, Parthien und Hyrkanien und wohl auch noch andere Theile Erâns schlossen sich an die Meder an, bald aber sehen wir die Blicke der Meder wie die ihrer Vorgänger in der Herrschaft nach Westen gerichtet. Aber nicht blofs ihre Eroberungen, auch ihre Bildung scheinen die Meder im Westen gesucht zu haben, nach den wenigen Andeutungen zu schliefsen, die uns über medische Cultur noch erhalten sind. Wir wissen, dafs die Mauern der Königsburg zu Ekbatana auf ganz ähnliche Art mit Farben bemalt waren, wie der Belustempel von Babylon; wir wissen, dafs die Bemalung der Mauern einen religiösen Grund hatte und auf Gestirndienst hindeutete. Eine nahe Verwandtschaft zwischen der babylonischen und medischen Religion müssen wir schon defswegen annehmen, weil bei beiden Völkern die Magier als Priester genannt werden, und da, wie oben angedeutet wurde, die medische Bevölkerung schwerlich rein érânisch war, so liegt die Vermuthung nahe, dafs die Mischung der Völkerstämme auch eine Mischung der Culte zur Folge gehabt habe. In welcher Art freilich sich die verschiedenen Religionen zu einem Ganzen vereinigt hatten, darüber können wir, so lange wir keine medischen Denkmale besitzen, nicht einmal Vermuthungen äufsern.

Mit der Thronbesteigung des Astyages endeten die Eroberungen des medischen Königshauses, und, wie es im Orient meist zu gehen pflegt, der Mangel eines kräftigen, Achtung gebietenden Herrschers hatte den Verfall des Reiches zur Folge. Die Perser ertrugen die medische Herrschaft nicht weniger ungeduldig, als früher die Meder die assyrische ertragen hatten. Sie erscheinen

damals als ein tapferes, noch ziemlich wildes Volk mit einer sehr freien Stammverfassung, die neben den Häuptlingen auch der Volksversammlung noch eine grofse Macht einräumte; wir sehen daher auch, dafs Kyrus diese befragte, ehe er seine ehrgeizigen Pläne ins Werk setzte, deren Erreichung bei der Schwäche des medischen Reiches keine grofsen Schwierigkeiten gehabt zu haben scheint. Die Persönlichkeit des Kyrus ist gewifs historisch, aber Fabelhaftes ist mit dem Geschichtlichen vermischt worden, wie man diefs schon lange eingesehen hat. Der Name für Kyrus, Kuru im Altpersischen, ist gewifs schon ein sehr alter, auch die Inder kennen ihn, und die Kurus sind bei ihnen ein altes Königsgeschlecht. Ein solcher fabelhafter Kuru scheint nun auch in der altpersischen Heldensage vorhanden gewesen zu sein, und die Berichte von ihm sich mit denen von dem historischen Kyrus vermischt zu haben. Vollkommen historisch ist, wie ich überzeugt bin, und wie auch die Nachrichten der Keilinschriften, des Herodot und Xenophon darthun, dafs Kyrus der Sohn eines persischen Häuptlings war, denn er gehörte zu den Achämeniden. Dafs Astyages seine Tochter einem Mann aus der persischen Königsfamilie zur Frau giebt, ist nicht im mindesten auffallend, denn diese Familie war der seinigen vollkommen ebenbürtig. Ein Recht auf die Nachfolge in Medien, oder gar in dem ganzen grofsen Reiche war aber nach den Regeln der éránischen Stammverfassung durch diese Heirath nicht im entferntesten gegeben; selbst wenn Astyages ohne andere Nachkommen starb, würden die entferntesten Seitenverwandten aus demselben Stamm gröfsere Anrechte auf die Erbfolge gehabt haben, als ein Fremder. Wäre nicht Kyrus der Sohn eines persischen Häuptlings, wäre er der Sohn eines gewöhnlichen Meders gewesen, wie manche Berichte uns glauben machen wollen, so hätte sich Derselbe nimmermehr zu solchem Ansehen unter den Persern emporschwingen können, die Geburt wäre ein unübersteigliches Hindernifs gewesen. Man sieht es den Berichten, welche die Herkunft des Kyrus zu verdächtigen suchen, deutlich genug an, dafs sie von medischer Seite ausgehen, und diese Verkleinerungen mögen nun auch wieder die Perser angespornt haben, ihren nationalen Helden mit allen Tugenden so auszuschmücken, dafs er kaum 80 Jahre nach seinem Tode eine

halb mythische Persönlichkeit war. Der Begründer der nationalen Gröfse in Persien ging übrigens ebenso zu Werke wie seine Vorgänger in Medien: er unterwarf sich die einzelnen Völkerschaften und machte sich dieselben zinspflichtig. Unter den verschiedenen Berichten über seine Erfolge ist ohne Frage derjenige vorzuziehen, welcher uns erzählt, er habe alle einzelnen Völker von neuem unterwerfen müssen. Es läfst sich kaum denken, dafs die Völker ihm von selbst zugefallen seien, wie andere berichten; jedes derselben wird für sich allein die Unabhängigkeit angestrebt haben, wie diefs früher auch der Fall war. Die Richtung gegen Westen hatte schon Kyrus eingeschlagen, sein kraftvoller Sohn Kambyses setzte die Eroberungszüge dorthin fort, bis durch seinen frühen Tod ihnen ein Ziel gesetzt wurde.

Die Entfernung des Kambyses von seinem Reich und sein in der Fremde erfolgter Tod hatten den Medern den Muth gegeben, einen Versuch zur Wiedererlangung der Hegemonie in dem grofsen persischen Reiche zu wagen. Die Magier, ein medischer Stamm, hatten auch in Persien die priesterlichen Verrichtungen und waren demnach überall hin verbreitet. Einer von diesen Magiern, Gaumâta, benutzte seine Aehnlichkeit mit dem ohne Wissen des Volkes hingerichteten Bruder des Kambyses, Bardiya oder Smerdes, um sich für diesen auszugeben und die Herrschaft an sich zu reifsen. Der Versuch mifslang, und die Regierung ging mit dem Aussterben der Nachkommen des Kyrus auf eine Seitenlinie über. Unter Darius stand das persische Reich auf dem Gipfel seiner Macht, alle Versuche der Unterworfenen, die Unabhängigkeit zu erlangen, wurden vereitelt und zu den alten Eroberungen noch neue gefügt. Aber erst jetzt begegnet uns zum ersten Mal der Versuch, ein centralisirtes Reich zu stiften und dadurch die Eroberungen auch für die Zukunft dauerhaft zu machen. Es gebührt dem Darius das Verdienst, zuerst zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, dafs ein Herrscher eines grofsen Reiches auf feste Einnahmen rechnen müsse und sich weder mit freiwilligen Geschenken begnügen könne, noch mit Tributen, die jeden Augenblick aufhören konnten, wenn die unterworfenen Könige die Gelegenheit für günstig zum Abfall erachteten. Eine feste, geregelte Verwaltung des ganzen Reiches that noth, und so

entstand die Einrichtung der Satrapen, deren Hauptaufgabe es war, für die Eintreibung der Steuern zu sorgen. Diese Einrichtung, sowie die Einführung einer gleichen Münze waren ein großer Fortschritt in der Staatsverwaltung, aber oben doch nur ein Anfang, bei dom man nicht hätte stehen bleiben sollen. Nicht als ob den Darius selbst ein Vorwurf träfe, daſs er nicht weiter ging, ein rascheres Vorgehen war gewiſs nicht rathsam. Bei den eigenen Stammesgenossen des Königs war die Einrichtung durchaus nicht beliebt, und auch bei den anderen éränischen Stämmen muſste man dafür sorgen, daſs die neue Einrichtung die althorgebrachte Stammesverfassung nicht beeinträchtigte, sonst konnte leicht ein Sturm entstehen, den auch Darius nicht beschwören konnte. Die neue Einrichtung stand also noch ganz unvermittelt neben den alten Sitten; wären aber die Nachfolgor des Darius von demselben Geiste beseelt gewesen wie er, und hätten sie die Umbildung der gesonderten Stammesverfassung in einen einheitlichen Staat fortgesetzt, so wäre die Macht des persischen Reiches länger erhalten geblieben. Aber den schwachen Nachfolgern fehlte die richtige Einsicht, und so zeigte es sich bald, daſs man durch die Satrapen allein noch sehr wenig gewonnen hatte. Wenn ein solcher Satrap nicht eine verhaſste und lächerliche Person zugleich sein sollte, so muſste man ihn in die Lage setzen, seinen Forderungen Nachdruck goben zu können, man muſste ihm also Truppen zur Verfügung stellen; bestanden diese aber aus den Einwohnern des Landes, so waren sie begreiflicherweise nicht sehr zuverlässig, weil sie mit den übrigen Einwohnern gleiche Interessen hatten. So war denn mit den Satrapen eigentlich schon geboten, fremde Truppen in Sold zu nehmen; die Miethstruppen verschafften nun freilich dem Satrapen die Macht, gegen die ihm untergebenen Völkerschaften mit dem erforderlichen Nachdruck aufzutreten, aber die in seine Hände gelegte Gewalt war bedeutend und konnte ihn unter günstigen Umständen ebenso leicht zur Auflehnung gegen seinen Oberherrn verführen, wie die tributpflichtigen Könige der unterworfenen Völker. Dio Miethstruppen begriffen bald ihre groſse Wichtigkeit, und da sie am Lande selbst kein Interesse hatten, so waren sie stets für den Meistbietenden

zu haben. Dieser Umstand hat wesentlich zum Verfall des Achämenidenreiches beigetragen.

Die Reste von Baudenkmalen, welche aus den guten Zeiten der Achämenidenherrschaft, von Darius und Xerxes, noch vorhanden sind, zeigen wieder klar nach dem Westen hin, und beweisen, dafs auch unter den Achämeniden die Bildung von dieser Seite nach Erân kam. Der innige Zusammenhang des persischen Baustyles mit dem ninivitisch-babylonischen ist längst anerkannt. Die nächste Religionsgemeinschaft hatten die Perser ohne Frage mit den Medern, denn die Magier werden auch in den persischen Keilinschriften überall genannt, und Herodot sagt uns, dafs die Perser ohne einen Magier ihre Opfer nicht verrichten durften, die Magier aber waren ein medischer Stamm. Ob die Priester im östlichen Erân zu diesem Stamme gehörten, läfst sich jetzt nicht ermitteln, unmöglich ist es nicht, da uns an einigen Stellen berichtet wird, dafs dieselben ein wanderndes Leben führten. Die Inschriften des Darius und des Xerxes, verbunden mit dem Berichte Herodots, geben uns ein bestimmtes Zeugnifs von der Beschaffenheit der persischen Religion in jenen Zeiten. Sie beweisen uns, dafs Ormazd damals schon die oberste Gottheit war, dafs er für den Schöpfer des Himmels und der Erde, für den Verleiher des Glücks und Wohlstandes galt, für alle, die ihn verehrten. Neben ihm gab es noch andere Götter *(baga)*, die mit Namen nicht genannt, sondern höchstens noch von Darius als „Clangötter" bezeichnet werden; aber schon die Inschriften des Xerxes kennen sie nur noch als Götter schlechtweg. Vor der Lüge legt Darius den gröfsten Abscheu an den Tag, wie auch Herodot erzählt, dafs den Persern das Lügen für das Schändlichste gelte. Wir haben mithin die sichere Kunde, dafs schon zur Zeit des Darius Ormazd der oberste Gott war, dafs schon damals die érânische Religion die Richtung auf das Ethische hatte, welche sie später auszeichnete. Herodot hilft uns das Bild noch ergänzen; wenn er uns sagt, dafs die Perser dem Mond, der Sonne, dem Wasser, den Winden und dem Mithra opfern, so nennt er lauter Genien, die auch dem Avesta bekannt sind. Wenn er ferner sagt, dafs das Fleisch der Thiere den Göttern nur dargebracht, dann aber weg-

genommen und nach Belieben verwendet werde, so läfst sich auch diese Sitte leicht mit dem Avesta und den heutigen Gebräuchen in Einklang setzen. Die Sitte, die Leichname den wilden Thieren auszusetzen, kennt Herodot wenigstens bei den Magiern. Von grofser Wichtigkeit würde es nun sein, wenn wir ähnliche unzweideutige Zeugnisse auch für die andere Seite der persischen Religion, für die bösen Wesen, erhalten würden, damit wir sicher zu erkennen vermöchten, ob damals schon derselbe dualistische Gegensatz vorhanden gewesen sei wie später. Leider fehlen uns aber hierüber die Andeutungen gänzlich; Herodot äufsert sich über die Mächte der Finsternifs gar nicht, Darius nennt einige, von denen wir nur eine einzige Gattung im Avesta bestimmt nachweisen können. Es bleiben also immer noch Zweifel, ob die Religion der Perser trotz aller Verwandtschaft genau dieselbe gewesen sei, wie sie uns im Avesta vorliegt; dazu kommen manche Andeutungen, dafs innerhalb Erâns doch verschiedene religiöse Parteien bestanden haben mögen. Eine — freilich nicht ganz sicher erklärte — Stelle der grofsen Inschrift des Darius scheint anzudeuten, dafs der Meder Gaumâta in Persien mehrere Tempel zerstört habe. Man darf wohl annehmen, dafs die oberste Gottheit bei Medern und Persern dieselbe war, es könnten aber möglicherweise über die oben genannten Clangottheiten verschiedene Ansichten gewaltet haben. Andere Andeutungen nöthigen gleichfalls zur Voraussetzung, dafs in jener Zeit die Religion von den Vorschriften des Avesta etwas verschieden gewesen sein müsse. Dafs die Sitte, die Todten zu begraben, keine ungewöhnliche war, sieht man daraus, dafs Darius selbst begraben wurde, und mit ihm sein vornehmster Hofbeamter.

Wir finden bei den Alten öfter Todesstrafen erwähnt, wie Verbrennung, Lebendigbegraben u. s. w., die mit den Lehren des Avesta durchaus im Widerspruche stehen. Auch nennt das Avesta an einigen Stellen Erâns selbst ungläubige Bewohner, welche die Todten verbrennen oder sie begraben. Den Aerzten wird geboten, ihre Kunst zuerst an Ungläubigen zu versuchen, und erst, wenn sie erprobt ist, sich mit der Heilung der Gläubigen zu befassen, es müssen also damals Gläubige und Ungläubige beisammen gewohnt haben. Aus allen diesen Spuren darf man wohl

schliefsen, dafs zwar die Grundanschauungen des Avesta bei den Erâniern sehr alt sind und schon in die vorgeschichtliche Zeit zurückgehen, dafs aber die Religion im einzelnen im Laufe der Zeiten fortgebildet worden ist. Fassen wir diefs alles zusammen, so stellt sich heraus, dafs schon in alter Zeit die Erânier für fremde Cultur nicht unempfänglich waren, dafs diese ihnen aus dem Westen zukam, auf ihre Staatsverhältnisse, Baukunst und auch wohl auf ihre Religion einen grofsen Einflufs geübt hat. Aber die Einwirkung fremder Cultur war nicht so stark, um das Wesen und die alten Einrichtungen der Erânier zu ändern, namentlich blieb ihre alte Stammesverfassung bestehen. Dieser Punkt ist wohl im Auge zu behalten, wenn man die Wirkungen begreifen will, welche Alexanders Zug auf die Verhältnisse von Erân geübt hat.

II.

Wir haben uns bemüht, die Culturzustände Persiens während der Achämenidenherrschaft wesentlich nach gleichzeitigen Quellen zu zeichnen. Die Inschriften des Darius und des Xerxes, sowie die Nachrichten der älteren Griechen, jedoch mit Ausschlufs des so wenig zuverlässigen Ktesias, sind unsere Führer gewesen. Eine so strenge Scheidung zwischen älteren und neueren Quellen mag vielleicht Manchem übertrieben erscheinen, uns scheint sie aber gerade bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaft geboten. Es soll durchaus nicht gesagt sein, dafs dieses dürftige Bild, welches gleichzeitige Quellen uns zu entwerfen gestatten, nicht durch Herbeiziehung späterer Quellen in manchen Einzelnheiten ergänzt werden könne und selbst ergänzt werden müsse. Welches aber nun diese einzelnen Züge sind, die aus späteren Quellen in die ältere Periode hinübergenommen werden müssen, das bedarf erst noch genauer Untersuchung. Fürs erste scheint uns geboten, alle Verwirrung zu beseitigen, klar zu zeigen, was wir noch mit Sicherheit aus gleichzeitigen Schriftstellern wissen können. Es ist ein grofser Unterschied zwischen der Zeit, in der Herodot, und derjenigen, in welcher ein Byzantiner schrieb, und wenn wir jedem der beiden Schriftsteller glauben dürfen, dafs er die Lage der Dinge zu sei-

ner Zeit recht berichtete, so folgt daraus noch nicht, daſs es erlaubt sei, die Berichte beider zu einem Gesammtbild zu vereinigen. Was hier von den occidentalischen Quellen gesagt ist, das gilt natürlich auch von den orientalischen, auch sie stammen aus sehr verschiedenen Zeiten. Darum begnügen wir uns vorläufig mit bloſsen Umrissen und wollen die Vervollständigung des Bildes einer künftigen Zeit überlassen.

Es kann nicht geläugnet werden, daſs die Einwirkung, welche der Zug Alexanders des Groſsen auf Erân übte, eine epochemachende und weit nachhaltiger war als die Wirkung irgendeiner anderen Eroberung, sei sie von einem der nördlichen Nomadenvölker ausgegangen oder von einem Culturvolke wie die Assyrer. Der Grund war, daſs Alexander nicht bloſs ein Reich gegründet hatte, wie das des Darius und seiner Vorfahren, dessen Provinzen unter einander keine Verbindung hatten, sondern daſs er durch griechische Colonieen seiner Herrschaft Dauer zu verleihen, durch Gründung von Städten den Handel und den inneren Verkehr des Reiches zu heben suchte. Wie seine Eroberungen, so erstreckten sich auch seine Colonieen bis nach Indien, und auch innerhalb des ehemaligen persischen Reiches befanden sich deren mehrere. Daſs diese Colonieen an Zahl und Bedeutung schwächer waren, je weiter sie sich von ihrem eigentlichen Mittelpunkte entfernten, ist natürlich; wir dürfen darum auch nicht glauben, daſs ihre Wirkung in Erân ebenso groſs war wie weiter gegen Westen, aber ganz spurlos sind sie auch dort nicht vorübergegangen. Die Griechen übten durch ihre überlegene Bildung nicht bloſs auf die Politik ihren Einfluſs aus, sie wirkten auch auf die Gemüther der Orientalen, bei denen sich nach und nach griechische und einheimische Cultur zu einem neuen Ganzen zu verschmelzen anfing. Daſs diese Einwirkung auf Erân selbst nicht sehr stark war, ändert nicht viel an der Sache; sie war um so stärker in den Ländern am Euphrat und Tigris, die, wie wir wissen, mit dem westlichen Erân in engem geistigen Verkehr standen.

Die nächste Folge des Andringens an die persische Monarchie war gewesen, daſs sich diese in ihre Bestandtheile auflöste, in die einzelnen Provinzen, aus denen sie zusammengesetzt war. Wir haben gesehen, daſs es verabsäumt worden war, diese Pro-

vinzen durch ein Band einander innerlich näher zu bringen, sie standen unter sich in geringem Zusammenhange, und waren nur einig in ihrem Hasse gegen die persische Herrschaft als eine fremde, aufgedrungene, und selbst den besseren Achämeniden wurde blofs mit Widerstreben gehorcht. Es läfst sich voraussetzen, wenn auch nähere Nachrichten darüber fehlen, dafs unter den schwächeren Herrschern dieses Band immer loser geworden, dafs namentlich die Unterthänigkeit der entlegneren Völker nur dem Namen nach vorhanden war, bisweilen vielleicht nicht einmal so weit. Es war zu erwarten, dafs ein solches Reich bei dem kräftigen Andrange der Griechen zerfiel, und die Beherrscher der einzelnen Provinzen sich bequemten, dem neuen Eroberer denselben unwilligen Gehorsam zu geloben wie früher den Achämeniden, in der Erwartung, bei künftigen, schwächeren Regierungen die Unabhängigkeit wieder gewinnen zu können. Allein obgleich Alexanders Reich unerwartet schnell in Trümmer ging, so sollten doch jetzt die Orientalen den Unterschied der neuen Zustände von den alten kennen lernen. In den griechischen Colonieen der verschiedenen Länder, die grofsentheils aus macedonischem Kriegsvolke bestanden, hatten die Nachfolger Alexanders einen festen materiellen Haltpunkt für ihre Zwecke, den zu zerstören um so mehr unmöglich erscheinen mufste, als eben die Fremden den Eingebornen an geistiger Bildung überlegen waren. So blieb denn den Erâniern nichts übrig als fürs erste, wie die übrigen unterworfenen Völker des Orients, allen ehrgeizigen politischen Plänen zu entsagen und sich auf sich selbst znrückzuziehen. An den inneren Verhältnissen der Stämme hatten auch die Griechen nicht gerüttelt, wie wir aus mehreren Anzeichen sehen. Die Perser, die Meder, die Elymäer, die Gordyener, die Armenier u. s. w. finden wir alle unter eigenen Häuptlingen stehend, und mit den tonangebenden Mächten dieser Zeit bald in freundlichem, bald in feindlichem Verkehre. Wenn also orientalische Schriftsteller in dieser Zeit bis auf die Sasaniden gar keine grofsen Reiche anerkennen, sondern sie die Zeit der Stammeskönige nennen, so sieht man leicht, von welchem Standpunkt aus sie die Sachlage betrachten. Sie erkennen die Fremdherrschaft gar nicht als zu Recht beste-

hend an, und betrachten die einzelnen kleinen Könige innerhalb ihrer Stammlande als unabhängig.

Das innere Leben der Stämme ging also in der Zeit, die zwischen Alexander und den Sasaniden liegt, ziemlich seinen gewohnten Gang fort, ungestört von den politischen Umwälzungen. Je weniger der einzelne Stamm aber politisch zu bedeuten hatte, desto mehr regte sich der persönliche Unternehmungsgeist des Einzelnen in Handel und Wissenschaft. Es ist bekannt, dafs Alexander bei seinen Städtegründungen auf die Handelsverhältnisse Rücksicht genommen hat; das Aufblühen der Städte, sowie die gröfsere Mischung der Völker, zu der Alexander durch seinen Zug die Veranlassung gegeben hatte, beförderte Handel und Reichthum; der Luxus steigerte sich, ausländische Producte wurden mehr als je gesucht. Die Augen wandten sich vorzüglich auf Indien mit seinem Reichthum an Edelsteinen und anderen köstlichen Erzeugnissen. Der Seehandel stand damals noch weit hinter dem Landhandel zurück, die vorzüglichsten Handelsstrafsen aber nach Indien und nach dem Osten überhaupt führten durch Erân. Aus Kâbul führte eine Strafse nach dem heutigen Kandahâr, von da nach Herât und Hekatompylon, der Hauptstadt der Parther, von dort durch die kaspischen Thore nach Ekbatana und durch den Zagros nach Chala, dem späteren Holvan. Von da ab theilte sie sich in verschiedene Richtungen, südlich ging man nach Susa, südwestlich nach Babylon, nördlich nach Assyrien, Armenien und Kleinasien. Die Einwirkung, welche der Handel auf das Leben und die Sitten der Völker ausüben kann, wurde somit in diesem Zeitraum den Bewohnern Erâns in reichem Mafse zu Theil. Der Gegensatz zwischen West- und Osterân war nach der Auflösung des Achämenidenreiches nicht geschwunden, sondern zunächst eher stärker geworden. Die Gegenden am Euphrat und Tigris waren auch jetzt die Sitze grofser Städte; dort befanden sich die Hauptstädte der seleucidischen Herrscher, dort war an die Stelle der assyrisch-babylonischen jetzt die griechische Cultur getreten. Für den Handel waren die neuen Städte mindestens ebenso wichtig als die alten, und so blieben denn die Beziehungen dieser Gegenden zu ihren östlichen Nachbarn ziemlich die alten. Dagegen war in Osterân die Lage der Dinge etwas verän-

dert worden. Die griechische Cultur, die nun auch jenen Völkern nahe gerückt war, hat zwar wohl unmittelbar einen sehr grofsen Einflufs nicht ausgeübt, aber, wie ich überzeugt bin, mittelbar einen um so stärkeren. Die acht oder nach anderen Nachrichten gar zwölf Städte, die Alexander in Baktrien und Sogdiana gründete, haben ganz gewifs dazu beigetragen, die dortigen Lebensverhältnisse zu ändern; es mufsten den Bewohnern neue Erfindungen und neue Bedürfnisse kund werden, die ihnen von da an blieben. Wichtiger und nachhaltiger aber war um diese Zeit der indische Einflufs auf Ostérân. Es war nämlich jetzt Indien aus seiner früheren Abgeschiedenheit herausgetreten, und liefs seine Cultur auch auf die angränzenden Völker wirken, denn der Buddhismus hatte seine religiösen Missionen begonnen. Aus unscheinbaren Anfängen hatte er sich nach und nach in Indien selbst zu einer bedeutenden Macht erhoben, und nun strebte er, durch die Verhältnisse begünstigt, darnach, eine Weltreligion zu werden. In die Indusgegenden, nach Kâbul und Baktrien vorzudringen, zeigte sich aber bald eine sehr günstige Gelegenheit, wie wir sogleich sehen werden, wenn wir den Verlauf der politischen Ereignisse etwas näher ins Auge fassen.

Die Beschreibung der Züge Alexanders und seiner Nachfolger hat uns mit den Namen einer grofsen Menge von érânischen Völkerschaften bekannt gemacht; aber freilich wird ihrer meist blofs gelegentlich gedacht, wir erfahren selten Näheres über ihre Stärke; über ihre Wohnsitze drücken sich unsere Quellen meist ungenau aus, in mehreren Fällen widersprechen sie sogar einander. So wünschenswerth es nun auch wäre, allen diesen Völkerschaften genau ihren Platz in dem érânischen Lande anweisen zu können, so liegt doch nicht so viel daran, als man denken könnte. Die Stammesverhältnisse blieben im Ganzen dieselben wie im alten Reiche: Meder, Perser, Parther und wie die Stämme alle heifsen, fuhren fort, ihre alten Wohnsitze zu behaupten. Jeder dieser Stämme aber zerfiel wieder in Genossenschaften, die Genossenschaften in Clane, die Clane in Familien. Jede dieser Unterabtheilungen hatte ihren eigenen Namen. Verschiedene Ereignisse konnten es mit sich bringen, dafs die eine oder andere Unterabtheilung mehr hervortrat und oft genannt wurde; Fremde,

mit den êrânischen Stammesverhältnissen weniger Vertraute, hielten sie dann alsbald für einen besonderen Stamm, was sie aber selbst in der That nicht zu sein glaubten. Wenn ein und derselbe Stamm in verschiedenen Gegenden genannt wird, so folgt daraus allein noch nicht, dafs der eine oder andere Berichterstatter falsch erzählt habe; es kann wirklich derselbe Name bei den Abtheilungen verschiedener Stämme sich wiederholt haben. Aus diesem Völkergewirre treten uns zuerst die Baktrier wieder mit einer gewissen culturhistorischen Bedeutung entgegen. Dort hatte sich schon gegen 250 v. Chr. Diodotus unabhängig gemacht und das griechisch-baktrische Königreich begründet. Nur wenige Notizen haben sich über dieses Reich bei abendländischen Schriftstellern erhalten, da es ihrer Beobachtung ferner lag, aber die besonders in Kâbul und den umliegenden Ländern gefundenen Münzen dieser Könige geben uns die Möglichkeit, die Geschichte des Reiches wenigstens in Umrissen zu zeichnen, und nachzuweisen, dafs sich dasselbe ziemlich lange erhalten hat [1]).

Diesem Reiche war nun vorzüglich die Aufgabe zugefallen, den Norden von Erân gegen das Andringen der nördlichen Völker zu vertheidigen; und diese Aufgabe war nun ungleich wichtiger und schwieriger geworden als früher, denn die nördlichen Gränzvölker, von anderen nachrückenden Völkerschaften gedrängt, suchten mehr als jemals die Gränzen des êrânischen Landes zu überschreiten und dort feste Wohnsitze zu erhalten. Es war das Bewufstsein dieser Aufgabe, welches den baktrischen König Euthydemos an Antiochus den Grofsen, nachdem ihn derselbe besiegt hatte, das Ansinnen stellen liefs, er möge ihn in seinem Reiche belassen, da er durch sein Abwehren der nördlichen Barbaren ihm den gröfsten Dienst leiste, und Antiochus, in richtiger Würdigung dieser Verdienste, gewährte ihm auch seine Bitte. Die kraftvolleren unter den baktrischen Herrschern waren um diese Zeit jedoch von den Angelegenheiten des Nordens noch nicht so ausschliefslich in Anspruch genommen, dafs sie nicht auch Zeit zu Eroberungen gefunden hätten. So sehen wir denn von dem Regierungsantritt des Demetrius an (etwa 205 vor u. Z.) grie-

[1]) Cf. oben p. 157 flg.

chische Könige auch am Indus herrschen und ihr Reich dort länger dauern als in Baktrien selbst. Das baktrische Reich konnte auf die Länge dem immer stärkeren Andringen der nordischen Völker nicht widerstehen, und die nördlichen Gebiete Erâns mufsten in dem letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung mehrere der nördlichen Völkerstämme in sich aufnehmen. Parthien ist zwar eine alte, schon in den Keilinschriften genannte Provinz, aber es ist nicht zweifelhaft, dafs sie eine starke turânische Beimischung erhielt, zu der auch die Könige gehörten. Doch scheinen diese turânischen Herrscher bald in das érânische Element aufgegangen zu sein und sich nur ungern ihres fremden Ursprungs erinnert zu haben, da wir bemerkt finden, dafs sie ihre Abkunft auf Artaxerxes II. zurückzuleiten suchten. Auch Kâbul und Baktrien wurden eine Beute der nördlichen Völker, die sich bis in die Indusgegenden verbreiteten. Diese Völker waren roh und uncultivirt, sie eigneten sich aber nicht die érânische Bildung an, sondern fielen mehr der indischen Cultur anheim. Seitdem der Buddhismus begonnen hatte seine Aufmerksamkeit auf die Bekehrung der Massen zu richten, widmete er auch seine Sorgfalt den lange vernachlässigten Stämmen am Indus. Die griechischen Könige, welche dort regierten, scheinen diese religiösen Bestrebungen mit sehr günstigen Augen angesehen und ihnen sogar mit Bewufstsein Vorschub geleistet zu haben, wefswegen sich auch dunkle Kunde von ihnen in einigen buddhistischen Schriften erhalten hat. Wenn sich auch die Griechen in den ersten Zeiten streng von der einheimischen Bevölkerung abgesondert haben mögen, so verwuchsen sie doch begreiflicherweise mit jedem Geschlecht mehr mit derselben; ihre Münzen geben uns für dieses allmähliche Vordringen des orientalischen Elementes den besten Mafsstab. Zuerst ist der Styl dieser Münzen rein griechisch, die Bildnisse schön und nach den besten Mustern gearbeitet, die Sprache der Umschriften correct. Nur die Kupfermünzen zeigen unter den ersten Königen einheimische Schrift, sie weichen auch in der Form von den besseren Münzen ab; sie sind viereckig, die besseren aber rund. Schon unter dem fünften König, Eukratides, zeigt sich aber die einheimische Schrift auch auf Silbermünzen und ihr Gebrauch nimmt immer mehr zu, während das Griechische incorrect, die

Ausführung schlechter wird, bis zuletzt die Sprache wie die Prägung einen ganz barbarischen Charakter bekommen. Je mehr nun die frühere griechische Bevölkerung ihrem Wesen nach mit der einheimischen verschmolz, desto natürlicher war es, dafs sie sich auch mehr und mehr mit den inneren Angelegenheiten des Landes beschäftigte und daher selbst in Sachen der Religion förmlich Partei nahm. So kann es uns denn nicht wundern, dafs der Buddhismus bald in den Ländern am Indus herrschend wurde, von da nach Kâbul und Baktrien vordrang, die dort wohnenden barbarischen Völker zu seinen Ansichten bekehrte und bald in jenen Ländern zu solchem Ansehen gelangte, dafs es zu Anfang unserer Zeitrechnung in Baktrien von buddhistischen Mönchen wimmelte und mehrere sehr bedeutende Klöster dort bestanden. Mit der indischen Religion war indische Wissenschaft dort eingezogen, die baktrischen Buddhisten betheiligten sich bei den Streitfragen, welche ihre indischen Glaubensbrüder bewegten, und die bei dem wachsenden Hasse der Brahmanen sich immer vervielfältigten. So blieben die Sachen bis ins 7. Jahrhundert n. Chr., wo uns der chinesische Reisende Hiuenthsang ein Bild der dortigen Zustände entwirft, und erst das Eindringen des Islam hat die Verhältnisse umgestaltet.

Die Verbreitung des Buddhismus in Ostérân blieb auch für Westérân nicht ohne Bedeutung. Nach dem Bericht des eben erwähnten chinesischen Reisenden gab es auch dort wenigstens einzelne Klöster mit einigen Hunderten von Bekennern. Der Name Buddha's wurde auch dem Westen wohl bekannt; Clemens von Alexandrien erwähnt ihn, bei den Manichäern finden wir ihn wieder. Ein syrischer Schriftsteller, Bud Periodeutes, wird als Verfasser von Schriften gegen die Manichäer und Marcioniten, sowie als erster Uebersetzer des Buches Kalîla und Dimna genannt [1]). Das Wort *But* ist der persischen Sprache bis heute als allgemeine Bezeichnung eines Götzenbildes geblieben. So drang denn um diese Zeit nach Erân indische Bildung vom Osten, wie griechische Bildung vom Westen ein, und von hier wurden dann die grofsen Ideen weiter befördert oder durch Vermittelung einander genähert.

[1]) Cf. Renan, Journal asiatique 1856, p. 21.

Diefs ist es, was die Erforschung der Culturzustände Erâns in dieser Periode trotz der Trockenheit des Materials im Einzelnen so anziehend und für die Weltgeschichte werthvoll macht.

Einem Mifsverständnifs wollen wir jedoch hier vorbeugen. Man würde trotz aller Verbreitung des Buddhismus sehr irren, wenn man glaubte, dafs derselbe in Ostérân eine vollständige Herrschaft errungen habe; es war begreiflicherweise dort die Anzahl derer nicht gering, die den mafslosen buddhistischen Phantasieen gegenüber am Althergebrachten festhielten und die mehr verständige Religion des alten Erân, wie sie sich jetzt im Avesta abgerundet hatte, der neuen Lehre vorzogen. Diefs werden selbstverständlich vorzugsweise die érânischen Theile der Bevölkerung gewesen sein, während die eingewanderten Turânier dem Buddhismus huldigten. Diese Getheiltheit in Bezug auf den Glauben zeigte sich auch in der Literatur. Wir wissen aus den chinesischen buddhistischen Pilgern, die in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Indien und die angränzenden Länder durchwanderten, dafs die Schriften der baktrischen Buddhisten auch in Indien geschätzt und bekannt waren; sie werden also auch in einer dort verständlichen Sprache geschrieben gewesen sein. Um dieses wahrscheinlich zu finden, mufs man bedenken, dafs in dem benachbarten Kâbul von jeher indische Bevölkerung sefshaft war, und dafs die Landessprache, die auf den Münzen der griechisch-baktrischen Könige erscheint, eine indische und nicht eine érânische ist. Das Sanskrit oder einer der Dialekte desselben wird also in diesen Klöstern so geschrieben worden sein, wie unsere Mönche im Mittelalter des Latein sich bedienten. Es ist aber durch die Münzen Ostérâns gleichfalls aufser Frage gestellt, dafs auch die altbaktrische Sprache, die wir das Zend zu nennen gewohnt sind, noch beim Beginn unserer Zeitrechnung im Gebrauch war, ihrer wird wohl die eigentlich érânische Bevölkerung sich bedient haben. Von der Literatur dieser Erânier wissen wir wenig; für uns beschränkt sich ihr Hauptverdienst auf die Redaction der heiligen Schriften, die wir unter dem Namen Avesta zusammenzufassen gewohnt sind. Nach den orientalischen Berichten ging die Literatur des alten Reiches mit diesem selbst zu Grunde; Alexander soll die vorzüglichsten Werke ins Griechische zu übersetzen befohlen, die Originale

aber den Flammen übergeben haben. Eine solche Handlungsweise steht mit dem gesammten sonstigen Betragen Alexanders in Widerspruch, da er eher die Sitten und Gebräuche der Orientalen anzunehmen, als diesen schroff entgegen zu treten geneigt war. Wenn nun aber Alexander diese Bücher auch nicht förmlich vernichtet hat, so mögen doch die Verheerungen seines Zuges dazu beigetragen haben, sie selten zu machen, um so mehr, als schwerlich sehr viele geschriebene Exemplare vorhanden waren, und das Avesta selbst mehr auf die mündliche Ueberlieferung als auf geschriebene Bücher hinweist. Es ist darum gar nicht unglaublich, wenn uns unsere Quellen erzählen, die Bücher des Avesta seien erst „nach Alexander“ aus dem Gedächtnifs der Priester aufgeschrieben worden, sie seien unvollständig, eben weil die Priester nicht mehr alle Texte im Gedächtnifs gehabt haben. Die Redaction, wenn auch nicht die Abfassung, ist somit unbedenklich in diese Zeit zu verlegen; aber auch in der Auswahl des vorhandenen Materials wird man schwerlich nach streng kritischen Grundsätzen verfahren sein, und darum stehen auch gewifs ältere und neuere Stücke neben einander. Dafs das Avesta auf altérânischen Grundlagen beruht, ist schon gesagt, wir treffen aber hier die érânische Religion in einer durchaus entwickelten Form. Ein dualistisches System, der Gegensatz zwischen Gut und Böse, Licht und Finsternifs, zwischen Ormazd und Ahriman, ist bis in die kleinsten Einzelnheiten consequent durchgeführt. Diese beiden Principien stehen sich Anfangs gleichberechtigt gegenüber, aber das Böse wird in dem fortwährenden Kampfe immer schwächer, und dieser endet zuletzt in seiner gänzlichen Vernichtung. Der Kampfplatz der beiden Genien ist die Erde, deren Geschöpfe entweder Schöpfungen der einen oder der anderen Grundmacht sind und die sich alle für die eine oder andere Partei entscheiden. Aufser diesen sinnlich wahrnehmbaren Geschöpfen hat jedes der beiden Grundwesen noch eine höhere, unsichtbare Welt geschaffen, Ormazd die Lichtwelt, Ahriman die finstere Welt der Hölle; Ormazd wohnt im höchsten Lichte, Ahriman in der tiefsten Finsternifs. Nur das gute Grundwesen ist productiv, das böse Wesen schafft immer erst nachher, und zwar die blofsen Gegensätze. Die vorzüglichsten Helden der

alten osterânischen Heldensage bis auf Zoroaster selbst sind fast alle dem Avesta bekannt, das sich hierdurch, so wie durch andere charakteristische Stellen als ein ächtes Product des östlichen Erân ausweist.

Kehren wir nun wieder nach Westérân zurück, so finden wir dort den Einfluſs des Hellenismus überwiegend, wenn auch die Erânier nicht unmittelbar aus griechischen Quellen schöpften. Die geistige Ueberlegenheit der Sieger wurde wenigstens von einem Theile der westlichen Stämme gefühlt, und dieser Theil wandte seine Blicke zunächst nach Syrien. Dort hatte der Hellenismus sich dauernd begründet und behauptete sein Ansehn auch dann noch, als die römische Herrschaft an die Stelle der griechischen getreten war. Aber auch in Syrien lassen sich, wie nicht anders erwartet werden kann, verschiedene Parteien nachweisen. Während die Einen mit Geringschätzung alles Einheimischen griechischer Sprache und griechischer Literatur sich ausschlieſslich widmeten, hielt eine andere Partei ebenso zähe am Althergebrachten fest, verstand kein Griechisch und wollte keine griechischen Bücher lesen. Die Reibung zwischen beiden Parteien konnte nicht ausbleiben. Die nationale Partei suchte die ihr entgegenstehende, mit Einschluſs der Griechen selbst, von dem hohen Werthe und ehrwürdigen Alter der einheimischen Bildung zu überzeugen. Daher stammen Uebersetzungen alter Werke und Compilationen, wie der griechische Sanchuniathon, die Geschichte des Berosus, höchst werthvolle Werke, von denen wir leider nur spärliche Bruchstücke besitzen; und daſs diese Literatur eine ziemlich umfangreiche war, wissen wir von dem armenischen Geschichtschreiber Moses von Chorene. Aber auch die andere Partei suchte durch Uebersetzungen zu wirken, und die werthvollsten Werke der griechischen Literatur wurden bald ins Syrische und auch selbst ins Persische übersetzt. Auch die indische Literatur wurde nicht vernachlässigt; noch in den Zeiten vor den Sasaniden wurden indische Märchenbücher und auch wissenschaftliche Werke in Erân heimisch. Diese Bekanntschaft mit fremden Bildungskreisen diente nun allerdings dazu, bis nach Westérân hinein den Glauben an das Hergebrachte zu erschüttern und das Bedürfniſs einer Weltreligion fühlbar zu machen; doch fand sich hier nicht so leicht eine Form

für dieselbe, welche allen Ansprüchen genügte, wie im Osten. Mancher mifslungene Versuch, eine solche zu gründen, rief blutige Verfolgungen hervor; auch das Christenthum brach sich nur langsam Bahn, bis endlich der Islam hervortrat und zu den Vernunftgründen auch noch das Schwert in die Wagschale legte.

Wie stark der nationale Geist Erâns, trotz aller dieser Versuche, fremde Bildung in dem Lande heimisch zu machen, immer noch blieb, sieht man daraus, dafs sich derselbe im Laufe der Jahrhunderte immer mächtiger wieder zu regen beginnt. Soweit wir uns aus den kärglichen Nachrichten eine Vorstellung von der Geschichte jener Zeit machen können, war der Verlauf ein ganz ähnlicher wie in der späteren Zeit beim Verfalle des Chalifenreiches; wie sich dort die nationalen Dynastieen der Thaheriden, Samaniden u. s. w. vorzüglich im nordöstlichen Erân erheben, so auch hier. Die Blicke der Seleuciden wurden durch ihre Kämpfe mit Aegypten und den Römern immer mehr von Erân ab- und dem Westen zugewendet. Die Parther bekamen auf diese Art Gelegenheit, ihr Land von dem Seleucidenreiche abzureifsen und immer mehr Provinzen an sich zu ziehen. Längere Zeit hindurch waren sie aufser Parthien nur auf Hyrkanien beschränkt, nach und nach dehnte sich ihr Reich gegen Westen aus. Es ist schon gesagt, dafs die Parther, obwohl ein érânischer Stamm, mit scythischen Bestandtheilen versetzt waren. Ihre Sprache war, nach den Berichten der Alten, aus scythischen und érânischen Bestandtheilen gemischt; leider sagen uns diese Berichte nicht, ob das scythische oder das érânische Element die Grundlage der Sprache bildete, wahrscheinlich jedoch war das letztere der Fall und die scythischen Wörter blofs Beimischung, denn die Namen der Parther lassen sich fast alle aus der érânischen Sprache erklären. Wir wissen auch, dafs die Magier im Rathe der parthischen Könige safsen, das nationale érânische Wesen war also auch bei ihnen schon im Ansehen, doch wandten sie mehr ihre Aufmerksamkeit dem Westen zu, wie man schon daraus sieht, dafs ihre Münzen griechische Umschriften tragen, nach Westen war auch ihre politische Thätigkeit gerichtet. Mit dem Beginne der Dynastie der Sasaniden erhielt das nationale Element wieder entschie-

den das Uebergewicht, die fremde Bildung wird zwar nach wie vor gepflegt, aber sie wird vaterländischen Zwecken dienstbar gemacht. Die Sasaniden brachten nicht nur ganz Erân wieder unter ihren Scepter, sie dehnten ihre Herrschaft auch östlich bis nach Indien, westlich bis an den Euphrat aus, es waren also ziemlich die alten Verhältnisse des Achämenidenreiches wieder gegeben. Es kann uns daher nicht wundern, wenn wir Sasanidenmünzen finden, welche neben der érânischen eine indische Aufschrift tragen, es ist nicht befremdlich, wenn das Schachspiel während dieser Zeit von Indien nach Erân wandert, die Fabeln des Bidpai auf Geheiſs eines Sasaniden übersetzt werden. Eben so wenig ist es auffallend, wenn wir andere Sasanidenkönige von groſser Achtung vor der griechischen Philosophie beseelt finden und sie selbst griechische Philosophen an ihren Hof ziehen sehen. Man darf jedoch hieraus nicht schlieſsen, daſs die Kenntniſs des Griechischen am Hofe der Sasaniden sehr verbreitet gewesen wäre; die Kenntniſs griechischer Schriftsteller schöpfte man aus der syrischen Literatur, die im westlichen Erân sehr bekannt war. Das Aramäische hatte schon früher durch den Handel eine groſse Bedeutung erlangt, es scheint auch die officielle Sprache der Achämeniden für ihre westlichsten Provinzen gewesen zu sein, als Sprache des Verkehrs blieb diese Sprache auch später wichtig. Man las in Erân nicht bloſs syrische Bücher, die Perser besuchten auch die syrischen Akademieen, an einzelnen derselben bildeten sie sogar die Mehrzahl der Studirenden.

Es kann nicht fehlen, daſs die Verhältnisse auch auf die Cultur dieser Zeiten ihren Einfluſs übten, wie wir aus den uns gebliebenen Resten noch erkennen können. Durch die vollständige Rückkehr zum nationalen Wesen war vor allem auch der Sieg der nationalen Religion bedingt. Das Avesta war nun als Religionsbuch im ganzen Reiche angenommen. Schon unter den Parthern mag die Verbreitung desselben zugenommen haben; die Aufschriften der Münzen schon des ersten Sasaniden zeigen uns denselben als einen eifrigen Verehrer der in diesem Buche verkündeten Lehren. Wir haben gesehen, daſs das Avesta in Ostérân entstanden und in der altbaktrischen Sprache geschrieben ist. Jetzt war diese Sprache ausgestorben und, wenigstens in

Westérân, kaum mehr allgemein verständlich, um so mehr also Gegenstand eines eifrigen Studiums. Diese Studien wurden nun ganz in der in Syrien erlernten Weise betrieben. Die veränderten Zustände Westérâns, sowie die Menge neuer Ideen, die gerade um diese Zeit hier zuströmten, mufsten bewirken, dafs selbst der Text des Avesta nicht mehr ganz genügte und theils der Ausdeutungen, theils der Erläuterungen bedürftig war. So waren, um nur eines zu nennen, im alten Erân nur drei Stände vorhanden gewesen: die Priester, Krieger und Ackerbauer. Die gröfsere Bedeutsamkeit, welche die Städte neuerdings erlangt hatten, hatte auch einen neuen Stand, den Handwerkerstand, hervorgerufen, dessen religiöse Stellung und Pflichten erst näher bestimmt werden mufsten. Solcher Umstände vereinigten sich viele, um eine Uebersetzung des Avesta wünschenswerth zu machen, die nicht nur allgemein verständlich war, sondern auch die von Staat und Kirche gebilligte Auslegung jeder einzelnen Stelle festsetzte und, wo das Gesetzbuch selbst nicht ausreichte, durch erläuternde Glossen nachhalf. Eine solche Uebersetzung wurde gearbeitet, und es kann nicht auffallen, dafs sie, im Gegensatze gegen das Original, durchaus den Einflufs des Westens beurkundet. Die Könige haben es sich gewifs nicht nehmen lassen, eine so wichtige Arbeit unter ihren besonderen Schutz zu nehmen; ihre Wohnsitze und der Schwerpunkt des Reiches überhaupt lag in den neuen Zeiten, so gut wie in den alten, ganz in den westlichen Provinzen. Die Sprache, in der diese Uebersetzung verfafst ist, ist das sogenannte Pehlewi oder Huzwâresch, wie sie richtiger genannt wird. Grundlage derselben bildet ein érânischer Dialekt, der in Niederchaldäa, ganz an der westlichen Gränze des Reiches, gesprochen worden sein soll. Aramäische Wörter sind reichlich in denselben verwebt; sie wären in einem so westlichen Dialekte ohnehin nicht auffallend, doch genügt die Annahme eines blofsen Verkehrs noch nicht, es ist vielmehr höchst wahrscheinlich, dafs die Einmischung der Fremdwörter mit Bewufstsein geschah und die Vertrautheit der Verfasser mit der westlichen Bildung bethätigen sollte, ähnlich wie man bei uns im verflossenen Jahrhundert durch reichliche Beimischung französischer Wörter seinen Styl zu zieren meinte. Wie die Sprache, so zeigt auch die Methode der Ueber-

setzung den Einfluſs des Westens unzweideutig. Wir finden hier dieselbe ängstliche Wörtlichkeit, die nur dafür sorgt, daſs ja kein Wörtchen des heiligen Textes unübersetzt bleibe oder auch nur aus seiner Stelle gerückt werde, ohne sich darum zu kümmern, ob dadurch nicht der Sprache, in die man übersetzt, Gewalt angethan werde, wie wir dieſs in den späteren aramäischen Uebersetzungen des alten und neuen Testamentes finden. Die Methode des Uebersetzens, wie sie sich etwa bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. ausgebildet hatte, war herübergenommen und auf das Avesta angewendet worden. Der Text ist in Verse abgetheilt, hinter jedem Verse folgt sogleich die Uebersetzung, wie es bei den aramäischen Uebersetzungen auch der Fall ist; an die Uebersetzung knüpfen sich, wo es nöthig scheint, weitläufige Erläuterungen. Aber alle solche Erläuterungen konnten noch nicht genügen, um überall aus dem Avesta eine Entscheidung geben zu können, wo man deren bedurfte, weil eben von diesem Gegenstände und Zustände unberührt gelassen wurden, welche sich erst seit der Redaction des Buches entwickelt hatten. Es ging daher neben dem aufgeschriebenen Texte und dessen Uebersetzung noch eine ziemlich reichhaltige Traditionslehre her, die ihren Ursprung auf Zoroaster selbst zurückführte, der über viele Dinge nichts aufgeschrieben, wohl aber seine Schüler mündlich belehrt haben sollte. Aber auch die Uebersetzung des Avesta selbst, nachdem sie kanonisches Ansehen erlangt hatte, schrieb man bald nicht mehr neueren Uebersetzern, sondern dem Religionsstifter selbst zu, der dieselbe zugleich mit dem Texte seinen Schülern mitgetheilt haben sollte. Auch hierin stehen die Erânier also auf derselben Stufe, wie die späteren Juden, die ihre aramäischen Uebersetzungen gleichfalls Niemand anders als Moses selbst zuschrieben. Die Kenner und Bewahrer dieser heiligen Schriften und Ueberlieferungen waren natürlich vorzugsweise die Priester, doch ist es wahrscheinlich, daſs der König auch in geistigen Dingen bei wichtigen Fällen die Entscheidung gab. Theologie und Rechtskunde fielen übrigens in diesen Zeiten fast vollständig zusammen.

Auf diese Weise ist es klar, daſs auch der orthodoxe Theil des érânischen Volkes von fremden Einflüssen sich nicht hatte frei halten können. Zu diesen Zugeständnissen an eine fremde

Bildung waren aber die érânischen Priester nicht immer durch ihnen angenehme Umstände gezwungen worden. Durch die politischen Stürme der vorhergehenden Periode waren die Herzen der unterdrückten Völker von der Politik ab und zu den religiösen Interessen hingelenkt worden; ein Nachklang dieser Stimmung tönte noch unter den Sasaniden in Erân fort. Diese zeigte sich durch fortwährende Versuche, die bestehende Religion nach den Bedürfnissen der Zeit umzuändern oder gar neue Religionen zu stiften. Schon die eigenen Secten mögen den érânischen Priestern Noth genug gemacht haben. Wir kennen die Sectengeschichte zwar nur aus einem späteren muhammedanischen Schriftsteller, aber wir haben alle Ursache, seine Darstellung für richtig zu halten. Eine Partei, die Gaiumarthier, nahm das Licht als das einzige Grundprincip an, und liefs vermittelst eines Mythus die Finsternifs aus demselben sich absondern. Eine andere Secte, die Zervâniten, stellte an die Spitze der Welt den Zervân, die Gottheit der Zeit, woraus sich dann erst die beiden sich entgegengesetzten Principien, das Gute und das Böse, entwickeln. Der Einflufs der Gestirne scheint bei dieser Secte eine sehr mächtige Rolle gespielt zu haben, und ich zweifle nicht, dafs dieselbe sehr vieles aus den alten Religionen des benachbarten Syriens entlehnt hat. Weit gefährlicher aber als diese Secten waren die neuen Religionen, welche sich geltend zu machen suchten. Dahin müssen wir vor allem die Religion des Mani rechnen. Es ist Unrecht, diese Religion für eine pârsische oder für eine christliche Secte zu halten, sie war vielmehr ein Versuch, eine neue Religion zu stiften, mit Benützung der einzelnen Bestandtheile aller im persischen Reich sich vorfindenden Religionen. Dafs der Pârsismus und das Christenthum vorwiegend benützt wurden, sagen uns unsere Quellen ausdrücklich. Aber auch die Mendäer haben einen Theil zu dieser neuen Religion hergegeben, und auch der Buddhismus, obwohl es bei der Mangelhaftigkeit der Quellen nicht ganz klar ist, ob die buddhistischen Zusätze vom Anfang an beigemischt waren oder erst später dazu kamen. Mani war der Sohn eines gewissen Fonnak oder Futtak, der selbst ein frommer Mann gewesen zu sein scheint und sich zuerst in Babylon und Ktesiphon, später in den Sumpfdistricten Niederchaldäa's, in der Um-

gegend von Basra aufhielt. Dort war auch Mani geboren und erzogen; was uns von Orientalen über seine Lebensumstände erzählt wird, trägt deutlich das Gepräge der Legende. Mani gab sich für den Parakleten aus und hatte dadurch einen Anhalt sowohl bei Christen wie bei Persern, denn auch die letzteren erwarteten nach ihrer Religion einen solchen Heiland, der am Ende der Tage erscheinen und die Religion von allen unreinen Beimischungen reinigen sollte, um dann ein herrliches Reich aufzurichten. Mani soll anfänglich vor dem Sasaniden Schâpur I. Gnade gefunden haben, wurde aber von Behrâm I. gefangen gesetzt und hingerichtet. Nach dem Berichte Firdôsi's wurde in Gegenwart des Königs eine förmliche Disputation mit seinen Gegnern, den Magiern, gehalten, wobei es ihm jedoch nicht gelang, den König von der Richtigkeit seiner Lehre zu überzeugen. Nachdem Mani hingerichtet war, wurde aller Streit über seine Lehre verboten und seine Anhänger ermordet, wo man sie fand. Um den Verfolgungen zu entgehen, flohen sie nach Balkh und siedelten sich jenseits des Oxus unter turânischem Schutz an; dort blieben sie, bis das Sasanidenreich zerstört war und die Macht der Ommajaden zunahm; dann kehrten sie nach Westérân zurück. Wie der gelehrte Ibn Abi Jakûb Ennedîm († 995) in seiner Encyklopädie uns versichert, bestanden sie noch in den ersten Jahrhunderten des Chalifates fort und wanderten zur Zeit des Chalifen Moktadir zum zweiten Mal nach Chorâsân. Fünfhundert derselben sammelten sich in Samarkand, wo sie gesichert blieben, weil der Kaiser von China gedroht hatte, falls dieselben verletzt würden, zur Wiedervergeltung alle Moslemen seines Reiches tödten zu lassen. Nach derselben Quelle gab es noch im Jahre 970 n. Chr. etwa 300 Manichäer in Bagdâd, aber 19 Jahre später waren nicht fünf mehr übrig. Mani soll sieben Bücher, sechs in syrischer, eins in persischer Sprache hinterlassen haben; nach seinem Tode stand die Gemeinde unter sichtbaren Oberhäuptern, die eigentlich immer in Babylon wohnen sollten, natürlich aber meist da ihren Sitz hatten, wo sie sich am sichersten fühlten. Auch die Deisaniten oder Anhänger des Bardesanes müfste man nach derselben Quelle hierher rechnen, weil ihre Lehren mit denen des Mani viel Aehnlichkeit hatten und sie ihren Ursprung gleichfalls aus den Sumpfdistricten herschrei-

ben sollten. Auch der unter den Sasaniden erschienene Mazdak, den Anuschirwân hinrichten liefs, gehört hierher. Am unbequemsten aber war gewifs den Anhängern der ächten Religion Erâns das Christenthum, das schon im zweiten Jahrhundert n. Chr. in dem benachbarten Syrien sich festgesetzt hatte und dort immer mehr ausbreitete. Von dort fand es bald seinen Weg auch nach Armenien und in die westlichen Provinzen Erâns selbst, wo es manche Bekenner zählte. Eine Religion, welche so sehr dem Westen angehörte und die in dem den Sasaniden meist feindlich gegenüber stehenden römischen Reich die Hauptzahl ihrer Bekenner besafs, mufste den érânischeu Königen von Anfang an verdächtig erscheinen, und ein Uebertritt zu ihr konnte wenig besser als ein Landesverrath scheinen. Man betrachtete die Christen als eine römische Partei im Lande, von denen man sich nach Umständen des Schlimmsten versehen zu dürfen glaubte, und man behandelte sie demgemäfs. Die drückende Behandlung, welche die Christen erfuhren, brachte gerade die Wirkung hervor, welche man fürchtete; sie richteten wirklich ihre Blicke sehnsuchtsvoll auf das byzantinische Reich, von dem allein Hülfe kommen konnte. Grofse Erfolge errangen die Sasaniden durch ihre Bedrückung nicht, die meisten Völker und namentlich die Armenier vertheidigten ihre Ueberzeugung mannhaft.

Als die Sasaniden gewahr wurden, dafs sie durch Verfolgungen die Ausrottung dor Christen nicht bewirken konnten, begünstigten sie wenigstens die Nestorianer auf Kosten der orthodoxen Kirche. Diese verbreiteten sich bald und trugen das Christenthum gen Osten. Wenn die Nestorianer nicht blofs in den östlichen Provinzen Erâns, sondern auch darüber hinaus in der Tatarei, in Tibet, China und Indien Gemeinden gründen konnten, so war ihnen die Möglichkeit durch das Wohlwollen der Sasaniden gegeben. Obwohl diese Berührungen der érânischen Religion mit anderen Religionen meist feindlich waren, so ist damit doch nicht ausgeschlossen, dafs sie manches von ihren Feinden aufnehmen konnte. Friedlicher scheinen die in Erân wohnenden Juden gelebt zu haben, wiewohl auch sie bei glaubenseifrigen Königen Anfechtungen zu erdulden hatten über Religionsgebräuche, welche den Satzungen der érânischen Religion widersprechen, wie z. B. das

Waschen der Leichen. Am wenigsten aber wird wohl der Buddhismus zu leiden gehabt haben, da er sich überall, wohin er kam, den vorhandenen Sitten und Gebräuchen anzuschmiegen wufste.

Ueber die Literatur jener Zeit haben wir nur wenig zu sageu, weil uns wenig mehr darüber erhalten ist. Es war eine Periode des Ueberganges, das Lernen nahm eine gröfsere Stelle ein als das Lehren, darum scheinen auch Uebersetzungen ein Hauptbestandtheil der damaligen Literatur gewesen zu sein. Man übersetzte aus dem Griechischen, dem Syrischen, wie aus dem Sanskrit, zum Theil wohl auch aus dem Koptischen. Von der Uebersetzung des Avesta, die uns noch erhalten ist, sowie von der daran sich schliefsenden Traditionswissenschaft haben wir schon oben gesprochen. Aufserdem besitzen wir noch eine Anzahl selbständiger religiöser Werke, die theils der Abfassung, theils wenigstens dem Stoff nach in die Zeit der Sasaniden zurückgehen. Eines der merkwürdigsten unter ihnen ist der sogenannte Bundehesch, eine Darstellung der Weltschöpfung, des Verlaufes der Welt, sowie ihres einstigen Unterganges nach den Glaubensansichten der Erânier. Namentlich der einstige Untergang der Welt, sowie das Leben nach dem Tode beschäftigten in diesem Zeitraume die Gemüther fortwährend; daher finden wir Werke, welche die verschiedenen Himmel und Höllen beschreiben, die Freuden und Leiden schildern, welche der Seligen wie der Verdammten dort warten. Die Schilderungen der letzten Zeiten vor der Auferstehung, die Qualen, welche die Gläubigen da zu erdulden haben, sowie die Freuden und glücklichen Zeiten, welche für immer eintreten, wenn Ahriman vernichtet sein wird, werden immer häufiger, je mehr der érânische Glaube selbst zur besiegten Religion ward. Benützung westlicher Schriften ist auch da unverkennbar. Legenden über das Leben und die wunderbaren Thaten Zoroasters werden auch nicht gefehlt haben. Von den übrigen Wissenschaften scheinen Philosophie, Astrologie und Medicin am meisten begünstigt worden zu sein, man studirte namentlich die letztere sowohl nach indischen als nach griechischen Autoren. Dagegen scheint die Geschichtswissenschaft eher Rückschritte gemacht zu haben. Wohl haben die Sagen von den ältesten Königen Erâns auch in dieser

Zeit sich erhalten, allein das, was wir eigentlich als ältere érânische Geschichte betrachten, die Periode des Achämenidenreiches, scheint schon damals in Vergessenheit gekommen zu sein, und doch wissen wir, dafs die Achämeniden Chroniken hatten. Es ist indefs dieser Umstand nicht so auffallend, als es scheint, und erklärt sich wieder, wie so vieles Andere, aus den Stammesverhältnissen der Erânier. Die Achämeniden waren ein Clan der Perser; alle Macht, welche sie erlangt hatten, diente nur dazu, den Glanz des persischen Stammes zu vermehren; diesem allein kam es zu, seinen Ruhm zu bewahren, den übrigen Stämmen war es gleichgültig; waren sie ja doch von den Persern zur Unterwürfigkeit gezwungen worden. Es läfst sich sonach schwer annehmen, dafs die Erânier nach Zerstörung des Achämenidenreiches der Geschichte ihrer früheren Beherrscher eine grofse Aufmerksamkeit geschenkt haben werden, und es begreift sich, dafs nicht nur die Geschichte der Achämeniden bald in Vergessenheit kam, sondern auch die Geschichte Alexanders, für welche die Alexanderromane eintreten, welche, mit einigen national-érânischen Verbrämungen versehen, dem das Wunderbare liebenden Sinne der Erânier besser zusagten als eine nüchterne Geschichtserzählung. Am wenigsten wissen wir von der schönen Literatur, die auch in diesem Zeitraume am stiefmütterlichsten bedacht wurde; Verdienste erwarben sich die Erânier nur um die Märchenliteratur, indem sie theils die indischen Märchenbücher weiter nach Westen verbreiteten, theils auch selbst Märchen dichteten, von denen manche bis zu uns gedrungen sind und bis heute in allen europäischen Märchenbüchern Aufnahme gefunden haben.

Zur neuesten Geschichte des Parsismus.

Als nach der Vernichtung des Sasanidenreiches durch die Araber die Herrschaft des Parsismus ihr Ende erreicht hatte, da schwand auch die Zahl der Bekenner der alten Religion, selbst in ihrem eigenen Vaterlande, gegenüber dem Glanze der neuen mehr und mehr. Nur in den Gebirgslandschaften, welche überhaupt dem Gange der Bildung ferner stehen, erhielt sich die alte Religion etwas länger, aber auch dort waren ihre Tage gezählt. Stamm um Stamm, Häuptling um Häuptling traten zu der neuen Religion über und bald bildeten die Bekenner der alten nur einen winzigen Rest, die von den Moslemen als Ungläubige angesehen und mit immer steigendem Uebermuthe und Verachtung behandelt wurden. Nur ein Theil der Treugebliebenen hing fest an der alten Heimath, ein anderer zog es vor, sich den Unbilden seiner Landsleute zu entziehen und eine neue Heimath zu suchen. Während die Reste der Zurückgebliebenen noch heute in Yezd und Kirmân leben, fanden die Auswanderer nach verschiedenen Schicksalen endlich eine neue Heimath, und sie bewohnen noch heute die Westküste Indiens und bilden in den Städten Bombay, Surate, Nausari, Achmedâbâd und deren Umgebungen einen sehr geachteten Theil der Bevölkerung.

Durch dieses Festhalten an der alten Religion und Literatur setzten sich nun Anfangs die Parsen in einen entschiedenen Gegensatz zu den um sie herum entstehenden Neuen. Ihre literarische Thätigkeit beschränkte sich mehr darauf, die von ihren Vorvätern ererbte Literatur nach allen Seiten hin zu durchforschen und zu begreifen, sie versuchten aber nicht Neues zu produciren. Die Prüfung der Schriften der Sasanidenperiode, besonders die Uebersetzungen der heiligen Schriften, wurden ein Gegenstand ihrer angestrengten Thätigkeit, ihr Inhalt wurde wieder und wieder erwogen und namentlich praktische Folgerungen für das Leben und Betragen der Parsen daraus gewonnen. Die Auswanderer in Indien

vergaſsen nie, daſs Erân ihre eigentliche Heimath sei, sie suchten die Verbindung mit ihron Glaubensgenossen zu erhalten und sind bis heute redlich bemüht, ihnen beizustehen und ihr schweres Loos zu erleichtern. Ein Zeugniſs dieser steten Wechselwirkung sind die Correspondenzen über wichtige oder dunkle Punkte der Religion, die in eigenen Schriften — den Rivâiets — niedergelegt sind und die wir noch besitzen. Sie legen ein vollgültiges Zeugniſs davon ab, daſs die Parsen — oder wenigstens ein Theil derselben — bis in die neueste Zeit sich redlich bemühten, ihr Leben und Thun nach den Vorschriften der Väter einzurichten.

Wenn nun aber auch die Parsen und namentlich die Parsenpriester ganz in der Vorzeit zu leben schienen, so konnten sie sich doch dor Einwirkung der sie umgebenden Bildung nicht ganz entziehen. Dieſs zeigt sich zuerst äuſserlich, in der Form. Die alte Sprache, in welcher die Parsen zur Zeit der Sasaniden geschrieben hatten, das Huzvâresch, war eine érânische Sprache, aber mit aramäischen Wörtern gemischt, und zwar war diese Mischung kaum eine naturwüchsige, durch den täglichen Verkehr mit Aramäern entstandene, sondern eine mehr durch gelehrte Beschäftigung hervorgebrachte, eine falsche Eleganz, ganz wie man im vorigen Jahrhundert das Deutsche durch reichlich eingemischte französische Wörter zu verschönern vermeinte. Nun hatten abor die glänzenden Erfolge des Islam die christliche wie die heidnische Literatur Syriens in den Hintergrund gedrängt und eine neue Literatur mit einer neuen Sprache, der arabischen, geschaffen. Wie aber die alte aramäische Literatur veraltete und vergessen wurde, so muſste auch die alte, mit ihr mehr zusammenhängende Sprache auſser Gebrauch kommen; sie scheint in der That schon in den letzten Zeiten der Sasaniden für altmodisch gegolten zu haben. Man fing zuerst an, ein reines Persisch, ohne alle fremde Zuthaten, zu schreiben, doch auf die Länge konnte man auch von Seiten der Parsen dem laufenden Geschmacke: die persische Sprache mit arabischen Wörtern zu verzieren, nicht widerstehen, und die bereits genannten Rivâiets haben sich dieser Sitte angeschlossen. Nur einzelne eigenthümliche Wörter, die, weil der Religion des Avesta angehörig, aus den Schriften der moslemischen Erânier

verschwunden sind, und einige eigenthümliche Wendungen unterscheiden die Sprachweise der Parsen von der der übrigen Neu-Perser. In demselben Geschmacke, wie die Rivâiets, sind auch einige andere Werke von Parsen der Neuzeit geschrieben worden, wie das Zartuscht-nâme, die Legende von dem Leben Zarathustras, das Tschengrenghatscha-nâme, ein fabelhafter Bericht über die angebliche Bekehrung eines Brahmanen Tschengrenghatscha, der Sad-der, eine Zusammenfassung der parsischen Religionsvorschriften u. a. m.

Allein der Einflufs der veränderten Zeitrichtung erstreckte sich bald nicht blofs auf die Form allein, sondern er ergriff auch selbst die Anschauungen der Parsen. Neben den Schriften, die aus der alten Zeit des Parsismus noch erhalten sind, und den neueren, deren genauer Zusammenhang mit den alten Religionsschriften augenscheinlich ist, finden wir in ihren Aufzählungen [1]) zwei Bücher genannt, deren Ansehen uns auffallen mufs: den Dabistân und die Desâtîr. Beide Bücher sind nicht nur gedruckt, sondern auch übersetzt, wir sind daher vollkommen im Stande, uns ein Urtheil über sie zu bilden. Da die Kenntnifs derselben für das Verständnifs der Ansichten, welche ein Theil der heutigen Parsen hegt, nicht ohne Wichtigkeit ist, so erlauben wir uns, hier etwas genauer auf sie einzugehen. Wir beginnen mit dem Dabistân, da uns derselbe am längsten und am besten bekannt ist. Schon Sir William Jones lernte denselben bei seinem Aufenthalte in Indien kennen und äufserte, dafs es eines der unterhaltendsten und belehrendsten Bücher sei, die man in neupersischer Sprache lesen könne. Seinem Ansehen ist es wohl zuzuschreiben, dafs schon 1789 Gladwin einen Theil des Textes mit englischer Uebersetzung herausgab und dafs 1809 der ganze Text des Buches zu Calcutta gedruckt wurde. Das von Gladwin übersetzte Stück, das interessanteste von allen, fand bald auch seinen Weg nach Deutschland [2]). Endlich im Jahre 1843 erschien auf

[1]) Vgl. J. Wilson, The Parsi religion unfolded (Bombay 1843), p. 409—411. Sohrabdschi Schapurdschi, Untersuchungen über die Religionsschriften der Parsen, Bombay 1858 (in Guzerati), p. 118.

[2]) Scheikh Mohammed Fanis Dabistân oder von der Religion der alten Parsen.

Kosten des Oriental Translation fund eine vollständige englische Uebersetzung von D. Shea und A. Troyer [1]). Dem beifälligen Urtheile von W. Jones wird man im Ganzen nur zustimmen können. Das Buch ist in der That sehr lehrreich und enthält einen kurzen Abrifs der Religionen und Secten, welche dem Verfasser bekannt waren. Die Secten der Hindus und der Moslemen, die Religienen der Christen und Juden werden uns beschrieben, oft etwas kurz und fragmentarisch, jedoch im Allgemeinen richtig und mit unseren sonstigen Quellen übereinstimmend. Daneben giebt es uns auch Nachricht über viele neuere, in Indien entstandene Secten und wir werden ihm wohl auch in dieser Hinsicht vollkommen Glauben schenken dürfen. Nur in einem Theile giebt der Bericht des Dabistân zu gerechten Zweifeln Veranlassung, in demjenigen nämlich, wo er von der Religion der alten Perser handelt. Was er über diese sagt, stimmt durchaus nicht zu den Quellen, welche wir sonst über dieselbe besitzen. Wir sind indessen weit entfernt, den Verfasser des Dabistân etwa in diesem Punkte einer Fälschung beschuldigen zu wollen; wenn er sich geirrt hat, so hat er sich in den Quellen geirrt und unzuverlässige Berichte für wahre genommen. Anstatt sich an das Avesta oder wenigstens an die Mittheilungen älterer muhammedanischer Geschichtschreiber zu halten, schöpft der Verfasser seine Kenntnifs über die genannte alte Religion aus den Desâtîr; es fragt sich also, ob dieses Buch ein wirklich altes ist oder nicht. Auch die Desâtîr sind lange unter uns bekannt. Zwar Sir William Jones hatte sie vergeblich gesucht, aber Molla Fîrûz bin Kâus, ein gelehrter, mit Recht von seinen Glaubensgenossen hoch geachteter Destur, der Verfasser des George-nâme, fand das Buch unter der Erbschaft seines Vaters vor; dieser sollte es angeblich aus Persien erhalten haben; eine weitere Handschrift ist meines Wissens auch jetzt noch nicht bekannt. Auf Anrathen seiner englischen Freunde, Duncan und Malcolm (welcher dasselbe auch für seine Geschichte Persiens

---

Aus der persischen Urschrift von Sir Gladwin in's Englische und von diesem in's Deutsche übersetzt von F. v. Dalberg. Würzburg 1823.

[1]) The Dabistân or the school of manners, translated from the original Persian with notes and illustrations by D. Shea and Anthony Troyer; edited with a preliminary discourse by the latter. Paris 1843. 3. Vol.

benützte), entschlofs sich Molla Fîrûz, das Werk herauszugeben [1]). Es erschien 1818 zu Bombay in zwei Bänden, von denen der erste den Grundtext nebst neupersischer Uebersetzung und Commentar, der zweite eine englische Uebertragung enthält. Die Einrichtung des ersten Bandes ist der Einrichtung mancher Avestahandschriften ziemlich ähnlich: der Text ist in einzelne Paragraphen abgetheilt, auf jeden Paragraphen folgt sofort die Uebersetzung, die sich aber durchaus nicht immer mit Uebertragung der Texteswortc begnügt, sondern öfter auch glossirende Bemerkungen beifügt. Die persische Uebersetzung erinnert ihrer Sprache nach vielfach an den Stil Firdôsi's in seinem Königsbuche, d. h. sie vermeidet mit Sorgfalt arabische Wörter. Wie die Parsen vom Avesta behaupten, dafs die Sprache des Textes, das Altbaktrische, die Sprache des Himmels sei (cf. Ulemâ-i-Islâm p. 9 ed. Olsh.), so soll auch die Sprache der Desâtîr die himmlische sein, die mit keiner andern in der gegenwärtigen Welt Aehnlichkeit hat [2]). Diesen Anspruch freilich zuzugeben, dürfte wohl kaum einer der neueren Sprachforscher geneigt sein, gar Manche aber wahrscheinlich eine genauere Untersuchung nicht für überflüssig erachten, ob denn überhaupt die Sprache der Desâtîr eine wirkliche Sprache genannt zu werden verdiene. Es will mir auch in der That scheinen, als ob man darauf gerechnet habe, dafs man sich mit der Existenz des alten Textes begnügen und denselben ebensowenig zu lesen suchen werde, als heut zu Tage die Parsen den Grundtext des Avesta lesen. Man meinte, dafs die, welche sich für den Inhalt des Buches interessiren, sich in eben der Weise an die neupersische Uebersetzung der Desâtîr halten würden, als die neueren Parsen, welche das Avesta studiren, sich an die Huzvâresch-Uebersetzung halten.

Kaum waren indefs die Desâtîr in Europa bekannt geworden, als auch schon sehr verschiedene Urtheile über den Werth und

---

[1]) Desatir, or sacred writings of the ancient persian prophets, in the original tongue, together with the ancient persian version and commentary of the fifth Sasan; carefully published by Molla Firuz bin Kans, who has snbjoined a copious glossary of obsolete and technical persian terms, to which is added an english translation of the Desatir and commentary. Bombay 1818.

[2]) p. 40 der dentschen Uebersetzung.

das Alter derselben laut wurden. Für ein hohes Alter derselben erklärten sich nur J. von Hammer (in den Heidelberger Jahrbüchern für 1823) und der neueste Uebersetzer, Troyer. Dagegen setzte Norris (im „Asiatic journal and monthly register“, 1820) das Werk in das siebente, Tholuck in seiner Schrift: „Sufismus sive de theosophia Persarum pantheistica“, in das sechste Jahrhundert nach Christi Geburt. De Sacy, in einer eingehenden Kritik im „Journal des Savans (Janvier 1821)“ suchte zu erweisen, dafs das Buch nicht vor dem Beginne der Mongolenherrschaft geschrieben sein könne. Erskine (im zweiten Bande der „Bombay transactions“) setzt es erst in die Zeit Akbars des Grofsen. Wenn vor vierzig Jahren, wo man den Orient, und namentlich Erân, weit weniger kannte als jetzt, und wo man mehr geneigt war, das Alterthum orientalischer Schriften zu überschätzen, solche gewichtige Zweifel auftauchen konnten, so ist Grund zu glauben, dafs gewichtige Gründe gegen die Aechtheit vorhanden seien. In der That stimmen die von den Desâtîr und dem Dabistân gegebenen Mittheilungen über die éränische Vorzeit mit unseren sonstigen Quellen nicht überein und widersprechen ihnen sogar. Anstatt der zwei entgegengesetzten Principien des Guten und Bösen, welche der ganzen im Avesta dargestellten Weltordnung zu Grunde liegen, nehmen Dabistân und Desâtîr blofs einen Gott an. Während Ahura-Mazda im Avesta die untergeordneten Genien wie die Menschen schafft, emaniren hier eine Reihe von Wesen aus der obersten Gottheit, und diese Emanationen sind über Fixsterne und Planeten gesetzt, so dafs ihre Zahl unendlich ist. Die Welt soll in demselben Verhältnisse zu Gott stehen, wie die Sonnenstrahlen zur Sonne. Während das Avesta die Dauer der Welt auf 12000 Jahre beschränkt und der Verfasser des Bundehesch jedem der zwölf Zeichen des Zodiacus tausend dieser Jahre zutheilt, begegnen wir bei den angeblich alten Erâniern ungeheuren Cyclen. Jeder Fixstern regiert 1000 Jahre, zuerst allein unter dem Titel erster König, dann wird ihm auf weitere tausend Jahre ein anderer Fixstern unter dem Titel eines ersten Ministers beigegeben; sind diese tausend Jahre vorüber, so tritt wieder ein anderer Fixstern an dessen Stelle und so fort, bis jeder Fixstern 1000 Jahre lang als Minister Dienste gethan hat.

Dann wird Saturn für 1000 andere Jahre Minister des Königs, dem die übrigen Planeten nachfolgen. Hat nun auch der Mond diesen Posten tausend Jahre vertreten, dann ist die Regierung des ersten Fixsternes zu Ende, es kommt als zweiter König der an die Reihe, welcher erster Minister war und nun in gleicher Weise regiert. Wenn auf diese Weise alle Sterne regiert haben, dann ist eine grofse Periode vollendet und eine neue beginnt; die alte Welt wird zerstört und in die neue rettet sich aus derselben nur ein Paar herüber, um in dem nächsten Cyclus, in dem ähnliche Menschen erscheinen, das Geschlecht fortzupflanzen. Man sieht, diese Lehren stimmen sehr schlecht zum Avesta, sie erinnern aber vielfach an die Yugatheorie der Inder in ihrer neuesten Form. Ebenso verhält es sich mit der Auferstehung. Während die neueren Forschungen gezeigt haben, dafs dies eine Lehre sei, die wir schon in den Grundtexten des Avesta finden, dafs Theopompus schon drei Jahrhunderte vor Christo dieses Dogma als ein érânisches kennt, verwarfen die Anhänger des Dabistân und der Desâtîr diese Lehre als absurd.

Begeben wir uns aus dem Gebiete der Dogmen auf das der kosmogonischen Sagen, so finden wir dort zwar nicht dieselben Widersprüche mit den Angaben des Avesta und der altérânischen Sage, wohl aber unerwartete Erweiterungen. Eine Menge von Dynastieen mit einer ungeheuren Reihe von Jahren findet sich an die Spitze vor die gewöhnlichen érânischen Sagen gestellt. Mahâbâd und seine Frau sind die ersten Wesen, von denen wir Kenntnifs besitzen, d. h. die ersten, die sich aus der früheren grofsen Weltperiode in die jetzige herüber gerettet haben. Ihrer Erinnerung an die Zustände des früheren Cyclus haben wir die ersten Einrichtungen der Cultur und Civilisation zu verdanken, welche wir besitzen. Die Desâtîr aber wurden dem Mahâbâd geoffenbart, sie enthalten die Kenntnifs aller Sprachen und Wissenschaft. Mahâbâd theilte die Menschen in Kasten, einer jeden Kaste gab er ihre eigene Mundart und schickte sie aus in diejenige Gegend, welche am besten für sie pafste. Auf diese Weise entsprangen die Sprachen der Perser, Griechen, Indier u. a. m. Nach Mahâbâd folgten vierzehn andere Seher, die alle dieselbe Religion und dieselben Gebräuche lehrten. Dann folgt die Dschai-

anische Dynastie, denn *Dschai* soll in der himmlischen Sprache der Desâtîr einen „Weisen“ bedeuten. Dann folgen die Dynastieen der Schahyanier und Jassanier, dann endlich Gaiumart, der im Avesta überhaupt der erste Mensch ist, und die fabelhaften Dynastieen der Erânier in ihrer gewöhnlichen Reihenfolge. Der Glaube aller dieser alten Dynastieen soll Anbetung der Gestirne gewesen sein. Diese Angabe stimmt sehr schlecht zu den Aussagen des Avesta, desto besser aber zu Firdôsi, der gleichfalls die alten Erânier die Gestirne anbeten läſst.

Wenn wir nun nach dem Alter der in den Desâtîr und dem Dabistân vorgetragenen Lehren fragen, so haben wir nur die Wahl, sie entweder einer sehr alten Zeit zuzuschreiben, welche bereits vor aller Geschichte liegt, oder einer sehr jungen, die fast bis an die Gegenwart reicht. Denn in die ganze ältere Zeit, soweit sie geschichtlich beglaubigt ist, in die Zeit der Achämeniden und Sasaniden, und selbst in die Zeit der nachfolgenden moslemischen Herrschaft in Persien gehören diese Lehren sicherlich nicht. Für die Achämeniden und ihre Zeit, für die Uebereinstimmung ihrer Religion mit den Lehren des Avesta geben uns die Schriften der Alten genügende Zeugnisse. Das Gleiche ist mit der Zeit der Sasaniden der Fall. Eben so wenig weiſs irgend einer der muhammedanischen Historiker eine Silbe von den Geschichten und Lehren zu erzählen, die wir in den Desâtîr und dem Dabistân fanden, obwohl sich mehrere derselben mit der Vorzeit Erâns beschäftigten und recht gute Quellen benutzten. Selbst die Annahme, daſs diese Ansichten zwar nicht der orthodoxen Lehre, wohl aber den Secten angehört haben möchten, müssen wir bestreiten, denn Schriftsteller wie Schahrastâni geben uns auch Nachrichten über éranische Secten, ihre Lehren haben aber mit den eben besprochenen durchaus keine Aehnlichkeit. Somit bleibt uns nur die Wahl zwischen der ziemlich unwahrscheinlichen Annahme, daſs die Lehren der Desâtîr durch viele Jahrtausende geheim und von Allen unbemerkt fortgepflanzt worden seien, bis sie in der neuesten Zeit in das Licht der Oeffentlichkeit traten, und der viel wahrscheinlicheren, daſs sie eben erst in der neueren Zeit entstanden sind. Für die letztere Annahme spricht gewissermassen der Dabistân selbst. Auſser

den Nachkommen des Mahâbâd, die vor vielen tausend Jahren gelebt haben müssen und deren Existenz allein auf den Aussagen der Desâtîr beruht, weiſs er keine Anhänger dieser Lehren namhaft zu machen, die vor dem 17. Jahrhundert n. Chr. gelebt hätten. Auch die Lehren von der Zerstörung der Welt am Ende eines groſsen Cyclus, die Lehre von dem Fortwirken des Bösen, das man in früheren Geburten gethan hat, endlich das Verbot, Thiere zu tödten, weisen eben so bestimmt auf indischen, wie andere Lehren auf sufistischen Einfluſs hin. So die Emanationstheorie mit der ersten Intelligenz an der Spitze, die Leugnung der Auferstehung u. a. m.

Wie verhalten sich nun aber die Lehren der Desâtîr und des Dabistân zu der zarathustrischen? Daſs diese dem Verfasser des Dabistân bekannt war, leidet keinen Zweifel, denn er fügt die Nachrichten über diese Religion den übrigen Berichten über altérânische Religion bei und möchte dieselbe offenbar als die jüngste Abart betrachtet wissen. Die Lehren des Avesta scheinen freilich schlecht zu den angeführten Berichten zu stimmen, doch läſst sich hier ein Ausweg finden. Die Parsen selbst geben zu, daſs sie seit Alexanders Einfall in Erân nicht alle ihre alten Religionsschriften mehr besitzen — die erwähnten Lehren könnten also in den verlorenen Büchern gestanden haben. In der That belehrt uns der Dabistân, daſs es zwei érânische Religionsbücher gegeben habe: den groſsen Zend und den kleinen Zend. Nur der letztere, der vielfach änigmatisch und dunkel sei, habe sich erhalten, während dagegen der groſse Zend, der ganz mit den Lehren der Mahâbâdianer gestimmt habe, verloren gegangen sei. Es versteht sich von selbst, daſs auch der uns noch erhaltene kleine Zend ebenfalls mit diesen Lehren stimmen muſs, nur darf man denselben nicht wörtlich fassen, sondern man muſs zugeben, daſs der Text neben dem materiellen wörtlichen Sinn, nach welchem ihn die Menschen gewöhnlich auffassen, noch einen anderen, geistigen hat, der gerade die Hauptsache ist. Wenn man das Avesta typisch erklärt, so stimmt es zu der Lehre der Desâtîr. Wenn es z. B. nach der Lehre des Avesta heiſst, Ormazd habe einen Pakt mit Ahriman geschlossen, nach dem dieser Dämon eine bestimmte Zeit in der Welt bleiben soll, so heiſst dies

nichts Anderes, als daſs böse Angewohnheiten den Menschen nicht augenblicklich, sondern nur nach und nach verlassen, daſs aber üble Anlagen nur so lange im Menschen bleiben, als Unwissenheit in ihm ist. In einzelnen Menschen bleibt freilich die Bosheit bis zu ihrem Tode. Wenn es ferner im Avesta heiſst, daſs nach Ablauf dieser Zeit Ahriman aufhören wird zu existiren und das Unrecht aufhören und die ganze Welt gerecht werden wird, so soll dies heiſsen, daſs dies geschieht, wenn Personen sterben, welche gerecht leben und in die jenseitige Welt wandern u. s. f. Auf solche gewaltsame Weise läſst sich nun freilich das Avesta, so gut wie jedes andere Religionsbuch, mit den Lehren der Desâtîr in Einklang bringen.

Wir haben diese im Dabistân und den Desâtîr enthaltenen Lehren nicht deswegen vorgetragen, um sie ausführlich zu widerlegen; es ist dies nach unserer Ansicht bereits geschehen und die ganze Streitfrage, in Europa wenigstens, zu Ungunsten der beiden genannten Bücher entschieden. Wichtig ist aber für uns die Thatsache, daſs wenigstens ein Theil der Parsen anders über diese Frage denkt und daſs diese Lehren bei einem Theile derselben entschiedenen Anklang gefunden haben. Schon der Umstand, daſs ein gelehrter Parse die Desâtîr herausgeben konnte, spricht dafür, daſs er die darin enthaltenen Ansichten billigte; sein Beispiel muſste auch Andere verleiten, das Gleiche zu thun. Daſs man dies gethan hat, wollen wir durchaus nicht unbedingt tadeln, wenn man nur den philologischen Gesichtspunkt ganz bei Seite lassen will. Die Parsen konnten sich, bei aller Absonderung, doch nicht ganz von der sie umgebenden Bildung entfernt halten. Es ist leicht zu erweisen, daſs indische Gebräuche und indischer Aberglaube an verschiedenen Stellen bei ihnen eingedrungen sind. In der neueren Zeit haben sie sich ganz an die Europäer angeschlossen und Viele von ihnen sind mit europäischer Bildung vertraut geworden; es war unvermeidlich, daſs sie früher oder später darauf aufmerksam werden muſsten, daſs sich die Lehren der neuen Wissenschaft nicht mit dem Avesta vertragen. Die Theorie des Dabistân zeigte nun einen sehr ansprechenden Weg, um aus diesem Dilemma herauszukommen. Man brauchte durchaus nicht mit der Vorzeit zu brechen; alles, was nach Ueberlieferung der

alten Lehrer im Avesta stehen sollte, stand wirklich darin, nur mufste man dieses eben nicht für den ganzen Inbegriff seiner Lehren und nicht einmal für die Hauptsache halten. Neben dem Wortsinne konnte das Avesta noch vieles Andere sagen, was jetzt wünschenswerth erscheint, dafs es Zarathustra gesagt haben möge, woran man aber in früherer Zeit nicht gedacht hatte.

Beispiele, dafs sich die Parsen auf die Ansichten des Dabistân berufen, hat besonders der auch bei uns bekannte Streit geliefert, den sie in den Jahren 1840 und 1841 mit einem englischen Geistlichen, J. Wilson, verfochten. Derselbe hatte in seiner „Lecture on the Vendidâd“ die Lehren dieses Gesetzbuches und der Parsenreligion überhaupt als absurd und nicht zeitgemäfs angegriffen und dadurch mehrere Mitglieder der Parsengemeinde zu einer Entgegnung herausgefordert. Einige derselben glaubten sich nun bei ihren Widerlegungen des Dabistân bedienen zu müssen. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, zwei Parsen die Grundlehren des Parsismus: dafs alles aus zwei Principien hervorgegangen sei, bekämpfen zu sehen, und doch ist es so. „Was im Vendidâd geschrieben steht“, sagt Doschabhai [1]), „über Ormazd und Ahriman, über Licht und Finsternifs, ist eine Parabel unseres Propheten Zartuscht. Es ist die Beschreibung der guten und bösen Eigenschaften im Menschen, die im Arabischen *fazîlat* und *razîlat* oder Tugend und Laster genannt werden. Ormazd und das Licht sind gute Werke, Ahriman und die Finsternifs sind böse Werke; was gut ist, ist Ormazd, was böse ist, ist Ahriman. Freigebigkeit ist Licht, Geiz ist Finsternifs, Bezähmung des Zornes ist Ormazd, die Nachgiebigkeit gegen denselben ist Ahriman. In dieser Weise lassen sich auch die übrigen guten und schlechten Qualitäten besprechen. Wenn es im Vendidâd heifst, dafs Ahriman mit den anderen Dêvs herbeistürze, so heifst dies nichts Anderes, als dafs an jeder Seite einer guten Eigenschaft auch eine böse hafte. So haften z. B. an der Demuth zwei böse Eigenschaften: wenn sie aus ihren richtigen Gränzen heraustritt, so wird sie Niederträchtigkeit und Gemeinheit.“ Ebenso läfst sich ein anderer Parse, Aspendiârdschi, verneh-

[1]) Cf. J. Wilson, The Parsi religion unfolded, p. 150.

men [1]): „Ahriman", sagt er „ist kein wirkliches Wesen, sondern blofs ein Emblem für Laster und Uebel." Man denke aber nicht, dafs hier Einzelne etwa in der Hitze des Kampfes zu weit gegangen seien und Ansichten vorgebracht hätten, die sie sonst nicht mehr billigen. Der Dualismus ist in der That einer Anzahl von Parsen ein Dorn im Auge und sie haben auch in eigenen Schriften gesucht, denselben zu bekämpfen. Zeugnifs davon giebt der in Huzvâresch geschriebene und im Jahre 1848 zu Bombay gedruckte Wadschar-Kart [2]). Das Buch will von niemand Geringerem geschrieben sein, als von Mediomâh (altbaktrisch *Maidhyômâo*), dem Oheim Zarathustras, und will ganz ähnliche Schicksale gehabt haben, wie die Desâtîr: es soll lange im Geheimen fortgepflanzt und erst in neuester Zeit in die Oeffentlichkeit getreten sein. Für uns wäre schon ein hinreichender Grund, diese Angaben zu bezweifeln, dafs Mediomâh, der Zeitgenosse Zarathustras, in Huzvâresch, der Sprache der Sasaniden, geschrieben haben soll. Aber die arabischen Wörter, welche in dem Buche vorkommen, nöthigen uns, das Alter desselben noch weiter, bis in die Zeit der Moslemen, herabzurücken; aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte es erst in der allerneuesten Zeit entstanden sein. Ein Hauptzweck dieses Buches ist nun augenscheinlich: die Lehre des Dualismus aus dem Parsismus hinweg zu schaffen und eine der muhammedanischen Einheitslehre sehr ähnliche Theorie aufzustellen. Darum heifst es dort über die Schöpfung: „Es wird gefragt: wie und in welcher Weise ist der schlechte Ahriman zum Vorschein gekommen, war er bei der Grundschöpfung ein Geschöpf Ormazds oder ist er von selbst entstanden? Es sei gesagt: der schlechte Ahriman war bei der Grundschöpfung ein Geschöpf Ormazds, er ist machtlos, der Finsternifs angehörig und hat keinen Theil am Verstande. Wie und auf welche Weise, mit welchen Mitteln und durch welche Weisheit hätte er also durch sich selbst zum Vorschein kommen und Geschöpfe schaffen sollen?" Fragt man nun weiter, aus welchem Grunde denn Ormazd ein solches böses Wesen geschaffen haben

[1]) Wilson l. c. p. 153.

[2]) Cf. meine Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen II, 193.

solle, so bleibt uns der Wadschar-Kart auch hierauf die Antwort nicht schuldig: „Wenn man fragt, weſswegen und aus welcher Ursache hat er (Ormazd) den Ahriman geschaffen, so sei gesagt: deſswegen: wenn der Herr, Ormazd, den Ahriman nicht geschaffen hätte, wer hätte dann in der Hölle die Seelen der Schlechten bestrafen sollen? Alle Strafen aber, welche Ahriman in der Hölle über die Seelen verhängt, die verhängt er nach dem Befehle Ormazds; wenn er aus Zorn deren mehr verhängt, so kommt die Keule Huvakht an das Haupt des schlechten Ahriman und schlägt seinen Schädel, er kann also nicht zu viel strafen. Darum muſs man aus dem Verstande sicher wissen, daſs Ahriman ein Knecht und Geschöpf Ormazds ist.“ Es versteht sich von selbst, daſs mit dieser Ansicht auch die gewöhnliche parsische Lehre nicht bestehen kann, nach der Ormazd bloſs gute, Ahriman schlechte Geschöpfe geschaffen hat. Deswegen sagt auch der Wadschar-Kart: „Es ist also nothwendig, daſs der Schöpfer Ormazd alle Geschöpfe geschaffen hat, die nützlichen, wie Vieh und Zugthiere, die schädlichen, wie den Löwen, den Wolf und die Schlange; deswegen müssen die Menschen wissen, daſs die einen Dinge gut, die anderen böse, die einen nützlich, die anderen schädlich sind .... Daher muſs man einen einzigen Schöpfer anerkennen, Ahriman aber ist sein Knecht. Da alle diese schlechten Dinge der Finsterniſs, Dunkelheit, dem Gestanke und dem Schaden zugethan sind, so haben sie die Kennzeichen des Ahriman und heiſsen deswegen im Avesta die Geschöpfe Ahrimans; das Leuchtende, Angenehme, Nützliche und Gute aber soll von Ormazd ausgehen.“ Wenn nun aber alle Geschöpfe von Ormazd geschaffen sind, so können auch die sogenannten schlechten Geschöpfe nicht ganz schlecht sein. Darum heiſst es im Wadschar-Kart: „Eine weitere Nothwendigkeit ist die: jedes Ding in der Schöpfung, welche Ormazd geschaffen hat, wenn es gleich schädlich ist und Nachtheil bringt (hat doch seinen Nutzen), wie die groſse Schlange, welche die Menschen beiſst, so daſs sie gleich sterben, in ihrem Kopfe einen Stein hat, der Leben giebt und die Menschen vom Schlangenbisse heilt. Daher weiſs jeder Mensch, der an der Weisheit einigen Theil hat, daſs kein Ding, das Ormazd geschaffen, in der Schöpfung ohne Nutzen ist.“ Wie wenig alle diese

Lehren mit dem Avesta stimmen, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Aus diesem Allen geht nun unzweideutig hervor, dafs es in der Mitte der Parsen eine Partei giebt, welche mit der alten traditionellen Uebersetzung des Avesta unzufrieden ist und eine andere, wie sie glaubt, geistigere Auffassung wenigstens neben der traditionellen annimmt. Es ist indefs diese Ansicht nicht etwa durch die auf philologischem Wege gewonnene Ueberzeugung entstanden, dafs die alte Uebersetzung nicht genüge; sie hat vielmehr ihren Sitz in reformatorischen Tendenzen, die innerhalb des Parsismus aufgetaucht sind; mit der Philologie hat sie nicht das Geringste zu thun. Gerade diese Partei aber ist geneigt, die Forschung der Europäer über das Avesta auf das Günstigste anzusehen, und namentlich die Versicherung zu glauben, dafs das Avesta ursprünglich einen andern Sinn habe, als ihm die Tradition giebt; auch ist das System weit genug, um jede mögliche, dem Texte aufgebürdete Interpretation ertragen zu können. Gleichwohl liegt es am Tage, dafs gerade diese Richtung von der historischen Forschung nichts zu hoffen hat, und dafs sie vielmehr sich hüten mufs, um nicht in diese Bestrebungen hineingezogen zu werden.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

Auszug
aus dem
Verzeichniss sprachwissenschaftlicher Werke
erschienen in
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann
in Berlin.

Sprachphilosophie. — Vergleichende Sprachforschung. — Orientalia.

Das neueste Verzeichniss nebst Nachtrag ist durch jede Buchhandlung gratis zu erhalten.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Dr. **M. Lazarus**, Professor an der Hochschule zu Bern, und Dr. **H. Steinthal**, a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Erster Band (1859. 1860. in 6 Heften zu 15 Sgr.) gr. 8. 3 Thlr. Zweiter Band (1861. 1862. in 4 Heften) gr. 8. geh. 3 Thlr. Dritter Band, erstes und zweites Heft. Preis für 4 Hefte 3 Thlr.

Die Aufgabe, welche sich diese Zeitschrift gesteckt hat, ist im Allgemeinen: eine Erkenntniſs des Volksgeistes zu bereiten, wie die bisherige Psychologie eine des individuellen Geistes erstrebte. Es soll die Geschichte der Menschheit, der einzelnen Völker und ihrer Bestrebungen, nicht nur als Thatsache kennen gelernt, sondern auch nach ihren innersten Gründen begriffen werden. Demnach kann alles, was im Verlauf der Geschichte als Saat oder Frucht, als Bedingung oder Erfolg des öffentlichen Geisteslebens sich darstellt, Gegenstand der Betrachtung unsrer Zeitschrift werden, alle Arten von Strebungen und Leistungen des Kulturlebens bis hinauf zu den Ideen, welche den Genius einer Nation erfüllen und bewegen.

Die Sprache ist diejenige Erscheinung im Leben eines Volksgeistes, über welche uns die Thatsachen am vollkommensten vorliegen, und aus der mannichfaltige Lichtstrahlen auf andere Gebiete desselben geworfen werden. Die Sprachwissenschaft, wie sie hier bearbeitet werden soll, verschieden von Philologie und rein empirischer Linguistik, hat auf dem Wege der exacten Forschung vornehmlich die psychologischen Gesetze zu begründen, nach welchen die Idee der Sprache sich im Menschen verwirklicht. Die Zeitschrift wird von übersichtlichen Darstellungen

eigenthümlicher Sprachbildungen, Charakteristiken der verschiedenen Sprachstämme oder einzelner Sprachen oder auch besonderer Gruppen von Formen, wie z. B. Verbal-Formen, ausgehend, zu allgemeinen sprachwissenschaftlichen Aufsätzen übergehen, in welchen durch Thatsachen aus den verschiedenen Sprachen psychologische Gesetze entweder gewonnen oder unterstützt werden.

Die bisher erschienenen Hefte enthalten u. a. folgende gröfsere Arbeiten:

M. Lazarus und *H. Steinthal*, Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. — *Steinthal*, Assimilation und Attraction psychologisch beleuchtet. — *Paul Heyse*, Ueber italiänische Volkspoesie. — *v. Eckstein*, Der Sitz der Cultur in der Urwelt. — *Steinthal*, Ueber den Idealismus in der Sprachwissenschaft. — *Derselbe*, Zur Charakteristik der semitischen Völker. — *Pott*, Ueber Mannichfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff. — *L. Tobler*, Versuch eines Systems der Etymologie mit besonderer Rücksicht auf Völkerpsychologie. — *G. Gerland*, Psychologische Anthropologie. — *Steinthal*, Ueber den Wandel der Laute und des Begriffs. — *Lazarus*, Ueber den Ursprung der Sitten. — *H. v. Blomberg*, Das Theatralische in Art und Kunst der Franzosen. — *Steinthal*, Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus. — *Derselbe*, Ueber den Aberglauben. — *Derselbe*, Die Sage von Simson. — *L. Tobler*, Ueber die dichterische Behandlung der Thiere. — *W. Lübke*, Der gothische Styl und die Nationalitäten. — *Steinthal*, Der Durchbruch der subjectiven Persönlichkeit bei den Griechen. — *M. Lazarus*, Ueber das Verhältnifs des Einzelnen zur Gesammtheit. — *Steinthal*, Ueber die Wurzeln der Sprache. — *Lazarus*, Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie. — *L. Rüdiger*, Ueber Nationalität. — *Laband*, Die rechtliche Stellung der Frauen im altrömischen und germanischen Recht.

H. Steinthal:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues

von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen". 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Herr Prof. *Schweizer-Sidler* in Zürich sagt in einer Beurtheilung dieses Werkes (im Pädagog. Archiv 1861. Heft 5) u. a.:

„Wer auch dem Verf. nicht bis in die tiefsten Gründe nachgehen will oder kann, aber Interesse an Sprachen hat, wird in dem zweiten Abschnitte mit Lust sich bewegen und gern über ihm minder bekannte oder nur unter falschem Lichte erscheinende Idiome Aufschlufs suchen. Ref. gesteht freudig, dafs er erst durch das Steinthalsche Buch einen klaren Einblick in die aufser der kaukasischen Race liegenden Sprachen erhalten hat; auch das Aegyptische und Semitische hat für Ref. durch die hier angestellte Betrachtung eine andere und höhere Bedeutung ge-

wonnen, und wenn ihm auch der sanskritische Sprachstamm, besonders in dem Umfange, in welchem er hier zur Sprache kommt, längst wohlbekannt war, so durchlas er doch selbst diesen Theil mit steigendem Interesse und vielfacher Anregung und Belehrung." —

„Hier schliefsen wir unsre Anzeige dieses tief angelegten und in der Ausführung reichen Werkes. Bücher wie dieses müssen dazu beitragen, dafs Sprache und Sprachen mit Ehrfurcht betrachtet und gepflegt werden, weil sie unser innerstes und erstes geistiges Leben widerspiegeln."

Jacob Grimm. — Ueber den Ursprung der Sprache.

Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden, dafs die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzengnifs freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt aneinander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden.

H. Steinthal. — Der Ursprung der Sprache

im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung, Kritik und Fortentwicklung der vorzüglichsten Ansichten, von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite, umgearb. u. erweiterte Ausgabe. 1858. gr. 8. 1 Thlr.

Die neue Ausgabe dieser Schrift empfiehlt sich sowohl durch reichhaltige Vermehrung — ihr Umfang ist um das Doppelte gewachsen — als auch durch bessernde Aenderungen. In der ersteren Beziehung ist sie jetzt eine vollständige geschichtliche Darstellung und Kritik aller bemerkenswerthen Ansichten über den Ursprung der Sprache, die in neuerer Zeit aufgestellt worden sind. Denselben schliefst sich zuletzt die Ansicht des Verf. an, nach welcher die Frage nach dem Ursprunge der Sprache nicht nur zum Mittelpunkt, ja zum Inbegriff der ganzen Sprachwissenschaft wird, sondern auch eines der wichtigsten Kapitel der Psychologie bildet, indem von ihrer Beantwortung für die Entwicklung des individuellen Subjects wie der Völker die anziehendsten und gründlichsten Aufschlüsse zu erwarten stehen.

Jacob Grimm. — Ueber den Personenwechsel in der Rede. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1856. gr. 4. cart. 22 Sgr.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das Wesen der persönlichen Fürwörter spricht der berühmte Verf. vom Gebrauch der dritten Person statt der ersten und der zweiten, wie auch der zweiten statt der dritten, ferner von auffallenden Anwendungen des Duals und Plurals der Personwörter, von der Verbindung der Personwörter mit Substantiven, endlich von dem Auftreten der Personwörter in Lehren und Gesetzen, bei Anführung von Gedanken und Reden (nach *sagen* und *denken*), schliefslich vom *ich* und *du* im Monolog. Es wird hierbei die Literatur der alten und neueren Völker mit Unterscheidung der verschiedenen Darstellungsformen und Style berücksichtigt und überall weifs der Verf. die zarten Abschattungen der Wirkung, welche die eine oder andere Gebrauchsweise der Personwörter hervorbringt, mit dem feinen Sinne, der ihn auszeichnet, ins Licht zu setzen. Zwei Excurse stellen die Ausdrücke für *denken* und *sprechen* etymologisch zusammen, und ein dritter zeigt die Uebereinstimmung der Völker im Eingange der Märchen, Parabeln und Volkslieder.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, herausgegeben von Dr. **Adalbert Kuhn**, Professor am Cölnischen Gymnasium zu Berlin.
Band I — XII. 1851 — 1863. gr. 8. zu je 3 Thlr.
Jährlich erscheinen 6 Hefte zu je 5 Bogen.

Diese Zeitschrift will durch eine kritische Ergründung der genannten drei Sprachen, besonders aber des etymologischen Theils derselben, deren ursprüngliche Form wiederaufbauen und, indem sie auf die frühesten Perioden derselben zurückgeht und dem Gange der Sprache folgt, also genetisch, die Bedeutung der ausgebildeten Formen erforschen. — Zu diesem Zweck wendet sich die Untersuchung bald einer der drei Sprachen unter Berücksichtigung ihrer Dialekte mehr oder weniger ausschliefslich zu, bald vergleicht sie zwei derselben oder alle drei unter einander, indem sie, wo es erforderlich ist, das Sanskrit als die älteste Schwester dieser drei zu Rathe zieht. Hierdurch fällt nicht selten Licht auf die älteste Geschichte der europäischen Volksstämme und namentlich auf den Zusammenhang derselben in der Periode ihrer Sprachbildung.

In die Reihe solcher Arbeiten gehören namentlich die folgenden:

Kuhn, Saranyu, *Ἐρινύς*. — *Holtzmann*, Vyasa und Homer. — *Kuhn*, Gandharven und Kentauren. — *Roth*, Akmon der Vater des Uranus. —

Kuhn, Namen der Milchstrafse und des Höllenhundes. — *Pott*, Benennungen des Regenbogens. — *Förstemann*, Sprachlich-Naturhistorisches. — *Kuhn*, Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indogermanischen Völker I. — *Pott*, Religiöse Beziehungen in Namen von Naturgegenständen — *Derselbe*, Bellerophon, Vṛtrahán. — *Adolphe Pictet*, Etymologische Forschungen über die älteste Arzneikunde bei den Indogermanen. — *Max Müller*, Ist Bellerophon Vṛtrahán? — *A. Weber*, Der Name Ἰάονες, Yavana. — *A. Pictet*, Die alten Krankheitsnamen bei den Indogermanen. — *Derselbe*, Ueber einige germanische Thiernamen. — *Pott*, Onomatologische Studien. — *Leo Meyer*, Gott. — *C. Lottner*, Ueber die Stellung der Italer innerhalb des indoeuropäischen Stammes. — *Pott*, Mytho-Etymologica. — *Derselbe*, Ovidiana. — *R. Westphal*, Zur vergleichenden Metrik der indogermanischen Völker. — *W. Sonne*, Charis. — *G. Stier*, Die albanesischen Thiernamen. — *Max Müller*, *ΓΑΛΑ*. — *W. Sonne*, Sprachliche und mythologische Untersuchungen angeknüpft an Ṛigveda I 50. — *G. Bickell*, Gaêshu, veru und Verwandtes. —

Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung

auf dem Gebiete der arischen, celtischen und slawischen Sprachen, herausgegeben von A. Kuhn und A. Schleicher. Band I — III. 1856 — 1863. gr. 8. geh. 12 Thlr.

Die Beiträge erscheinen in Heften von 8 Bogen zum Preise von 1 Thlr, deren jährlich etwa zwei ausgegeben werden.

Die drei bisher erschienenen Bände enthalten folgende gröfsere Arbeiten auf dem arischen Gebiete:

Spiegel, Cyrus und Curu; Cambyses und Camboja; *Kiepert*, Andeutungen zu Untersuchungen über den arischen Charakter der medischen Sprache. — *Pictet*, Iren und Arier. — *Spiegel*, Arya, airya, Aryaman, Airyamâ. — *Derselbe*, Zur althactrischen Syntax. — *Derselbe*, Eranica. — *Derselbe*, Kurzer Abrifs der Geschichte der êrânischen Sprachen. — *A. Schleicher*, Semitisch und Indogermanisch. — *Pott*, Zur Kulturgeschichte. — *Spiegel*, Der Organismus des neupersischen Verbums. — *H. Ebel*, Altbactrisches. — *Schleicher*, Die Genusbezeichnung im Indogermanischen. —

Franz Bopp. — Vergleichende Grammatik

des Sanskrit, Send, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen von Franz Bopp. Zweite, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Band I — III. 1857 — 1861. gr. 8. geh. 15 Thlr.

Die „Vergleichende Grammatik“, das Endergebnifs der vielseitigen Forschungen des Verfassers, hat vor allen übrigen Werken desselben der Sprachvergleichung einen festen Grund und Boden geschaffen. Der Zweck der darin geführten Untersuchungen ist ein doppelter. Wenn einerseits nachgewiesen wird, dafs die indogermanischen Sprachen in den von ihnen ausgebildeten Sprachformen entweder eine vollkommene Iden-

tität zeigen oder zur Darstellung derselben sich verwandter Mittel bedienen, ist andererseits das unablässige Streben des Verfassers darauf gerichtet, der Entstehung und Bedeutung dieser Sprachformen auf die Spur zu kommen und so den Organismus des Sprachkörpers zu erkennen. Dient die erstere dieser engverknüpften Richtungen vorzüglich dazu, die Geschichte der Sprache aufzuhellen, so sucht die andere das Wesen derselben zu ergründen, d. h. in der letzten Instanz den Schleier zu lüften, welcher das Verhältnifs zwischen dem Gedanken und dem lautlichen Ausdruck desselben bedeckt hält. —

Franz Bopp's Vergleichende Grammatik. — Register dazu.

Ausführliches Sach- und Wortregister zur Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Ṣend, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen von Franz Bopp. Zweite, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. — Bearbeitet von C. Arendt, cand. phil. 1863. 17¾ Bogen. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Indische Studien.

Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. *Albrecht Weber*. Mit Unterstützung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Band I — VIII. 1849—1863. gr. 8. geh. zu je 4 Thlr.

Aus dem mannichfaltigen Inhalte heben wir hier folgende Beiträge heraus, die für die Erkenntnifs der frühesten Zustände des indogermanischen Stammes von Wichtigkeit sind:

Weber, Zwei Sagen aus dem Çatapatha-Brahmaṇa über Einwanderung und Verbreitung der Arier in Indien, nebst einer geographisch-geschichtlichen Skizze aus dem weifsen Yajus. — *A. Kuhn*, Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker. — *K. Schlottmann*, Beiträge zur Erläuterung des von Spiegel bearbeiteten Anfangs des 19. Fargard des Vendidad. — *R. Roth*, Die Sage von Çunaḥçepa. — *A. Weber*, Die griechischen Nachrichten vom indischen Homer, nebst Aphorismen über den griechischen und den indischen Einflufs auf Indien. — *v. Eckstein*, Ueber die Grundlagen der indischen Philosophie und deren Zusammenhang mit den Philosophemen der westlichen Völker. — *A. Weber*, Ueber den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen. — *Westergaard* und *Spiegel*, Beitrag zur altiranischen Mythologie (von Prof. *Westergaard*, aus dem Dänischen übersetzt von *Fr. Spiegel*. — *Th. Aufrecht*, Die Sage von Apala. — *A. Weber*, Vedische Hochzeitssprüche. — *E. Haas*, Die Heirathsgebräuche der alten Inder, nach den Gṛihyasûtra. — *V. Fausböll* und *A. Weber*, Die Pali-Legende von der Entstehung des Sâkya- und Koliya-Geschlechtes. — *A. Weber*, Der çabalîhoma, ein Waldorakel im Frühling.

Grimm (Wilhelm), Die Sage von Polyphem. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1857. gr. 4. geh. 10 Sgr.

Johaentgen (Dr. Fr.), Ueber das Gesetzbuch des Manu. Eine philosophisch-literaturhistorische Studie. 1863. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Kuhn (Adalbert), Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen. 1859. gr. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Wir begrüfsen dieses gediegene, treffliche Werk als die erste in vollem Detail ausgeführte Monographie auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie der Indogermanen. Waren die bisherigen derartigen Arbeiten *Kuhns*, der als der wahrhaftige Schöpfer dieser neuen Wissenschaft dasteht, vielleicht in etwas zu allgemeinen Umrissen gehalten, um sich die ihnen gebührende Anerkennung und Zustimmung auch in weiteren Kreisen sofort allseitig zu gewinnen, so wird jetzt vor der Fülle der hier für einen einzelnen Fall gebotenen Thatsachen jeder Zweifel, auch der Bedenklichsten, schwinden müssen."

Literar. Centralblatt.

Weber (Albrecht), Indische Skizzen. Vier bisher in Zeitschriften zerstreute Vorträge und Abhandlungen. Nebst einer Schrifttafel. 1857. gr. 8. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

Inhalt: Die neueren Forschungen über das alte Indien; Ueber den Buddhismus; Die Verbindungen Indiens mit den Ländern im Westen; Ueber den semitischen Ursprung des indischen Alphabets.

Windischmann (Fr.), Zoroastrische Studien. Abhandlungen zur Mythologie und Sagengeschichte des alten Iran. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von *Fr. Spiegel.* 1863. gr. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Dieses Werk, das mehrere Jahre den Gegenstand der eifrigsten Studien des verew. Verf. gebildet hat, durch dessen Hinscheiden die orientalischen Studien einen so herben Verlust erlitten, behandelt in einer Reihe von Abhandlungen wichtige Punkte aus der iranischen Mythologie und Religionsgeschichte.

Der Herr Herausgeber erklärt in der Vorrede, er stehe nicht an, „das Werk als ein höchst bedeutendes zu bezeichnen, das immer einen hohen Rang unter den Schriften einnehmen wird, welche zur Aufklärung des iranischen Alterthums geschrieben worden sind", und wünscht, dafs dasselbe „in recht weiten Kreisen die Beachtung finden möge, die es in so reichem Mafse verdient".

Henri Brugsch. — Grammaire démotique
contenant les principes généraux de la langue et de l'écriture populaires des anciens Égyptiens par Henri Brugsch, de l'université royale de Berlin. Avec un tableau de signes démotiques et dix planches y annexées. 1855. fol. in Leinwand cart. 25 Thlr.

Diese Grammatik enthält eine vollständige und wissenschaftliche Darstellung desjenigen ägyptischen Dialectes, welcher zu den Zeiten der letzten Pharaonen, der Griechen und Römer in Aegypten gesprochen und geschrieben wurde. Nicht nur sind die grammatischen Formen und ihre graphische Darstellung bis in die kleinsten Details wiedergefunden, sondern auch mit reichlichen Beispielen unterstützt worden, welche sich dem Verf. in allen Museen Europas und in Aegypten in Fülle darboten. Um die Einheit des Ganzen und die Brauchbarkeit für das Studium des Aegyptischen zu erhöhen, hat der Verf. überall die etwaige entsprechende hieroglyphische Form (mit steter Hinweisung auf die *Grammaire égyptienne Champollion's d. j.*) in Parallele gestellt und natürlich als Hauptbeweismittel für die Richtigkeit der gewonnenen grammatischen Bedeutung das Koptische herbeigezogen, gestützt auf die Grammatiken *Peyron's*, vorzüglich aber *Schwartze's*. Um ein Beispiel für die Ausdehnung der gewonnenen Formen zu geben, welche im Vergleich mit *Champollion's* eben genannter hieroglyphischer Grammatik weit über dieselbe hinausgeht, so bemerken wir, dafs vom Verbum allein achtzehn verschiedene Formen aufgefunden worden sind, während deren Zahl im Hieroglyphischen kaum die Hälfte davon übersteigt.

Zehn Tafeln geben die genauesten und treuesten Facsimiles von verschiedenen demotischen Inschriften aus den Museen von Paris, Leyden, Turin, Dresden und aus Aegypten.

Die Verlagshandlung hat zu diesem Werke die ganze demotische Schrift in mehr als dreihundert Haupttypen schneiden und giefsen lassen, worüber das folgende „*Mémoire*" Auskunft zu geben bestimmt ist.

Henri Brugsch. — Mémoire
sur la reproduction imprimée des caractères de l'ancienne écriture démotique des Égyptiens, au moyen de types mobiles et de l'imprimerie; par Henri Brugsch, de l'université royale de Berlin. 1855. hoch 4. geh. 7½ Sgr.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstr. 47.